

Ulrich vom Hagen

Homo militaris

Perspektiven einer kritischen
Militärsoziologie

[transcript] sozialtheorie

Ulrich vom Hagen
Homo militaris

Sozialtheorie

In Dankbarkeit meinen Mentoren Dr. Klaus Eder und Dr. Herfried Münkler
und meinem Onkel Dr. Klaus vom Hagen zum Gedenken

Ulrich vom Hagen arbeitet als Sozialwissenschaftler und Ministerialreferent im Bereich der Sozialstrukturanalyse, Staatstheorie sowie politischen Ideengeschichte und war Reserveoffizier der Bundeswehr. Er lebt in Halifax/Kanada.

ULRICH VOM HAGEN

Homo militaris

Perspektiven einer kritischen Militärsoziologie

[transcript]

In Dankbarkeit meinen Mentoren Dr. Klaus Eder und Dr. Herfried Münkler und meinem Onkel Dr. Klaus vom Hagen zum Gedenken



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de/>.

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

© 2012 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat: Ulrich vom Hagen

Satz: Contexta, Osnabrück

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-1937-9

PDF-ISBN 978-3-8394-1937-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

EINLEITUNG	7
METHODE	13
TEIL I: ZUR THEORIEBILDUNG	19
1. Theoreme zivil-militärischer Beziehungen.....	19
1.1 Das Militärwesen	20
1.2 Das Militär in Republikanismus und Liberalismus	28
1.3 Inkompatibilitätstheorem.....	35
1.4 Zwischenfazit.....	39
2. Militärikultur, die Praxisformen des militärischen Feldes.....	43
2.1 Hierarchie	44
2.1.1 Disziplin	46
2.1.2 Formalismus	50
2.1.3 Konservatismus	52
2.2 Gemeinschaft	56
2.2.1 Segregation	57
2.2.2 Maskulinität.....	59
2.2.3 Tradition & Konvention.....	63
2.3 Zwischenfazit.....	69
3. Die Praxis sozialer Ordnungen.....	70
3.1 Weber: Die Herrschaft von Menschen über Menschen	70
3.1.1 Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit	72
3.1.2 Die bürokratische Heeresform	76
3.1.3 Ständische Formen der Vergemeinschaftung.....	81
3.2 Bourdieu: Eine praxeologische Herrschaftstheorie.....	88
3.2.1 Soziales Feld	94
3.2.2 Habitus.....	99
3.2.3 Kapitalien	108
3.2.4 Die symbolische Ordnung von Macht und Herrschaft	116
3.3 Zwischenfazit.....	122

TEIL II: HOMO MILITARIS	127
4. Zur Feldanalyse.....	127
4.1 Stellung im Feld der Macht.....	128
4.2 Die formale Ordnung des militärischen Feldes	134
4.2.1 Führung, Pflicht und Gehorsam	139
4.2.2 Dienst und Disziplin.....	145
4.2.3 Einzelkämpfer und Staatsbürger.....	149
4.3 Feldeffekte.....	154
4.3.1 Gestalt des Soldaten.....	155
4.3.2 Angemessenheit, die Praxis der Regelmäßigkeiten...	168
4.3.3 Soldatischer Habitus, die Logik der Selbstdarstellung	178
4.4 Symbolische Ordnungen der Militärwelt	194
4.4.1 Absicherung der Laufbahn: Soziales Kapital.....	197
4.4.2 Alimentierung: Zur Rolle ökonomischen Kapitals.....	207
4.4.3 Erwerb und Einsatz kulturellen Kapitals	210
4.4.4 Eine Frage der Ehre: Symbolisches Kapital.....	218
4.4.5 Staatsadel: Korpsgeist der Führer.....	230
4.5 Zwischenfazit.....	239
5. Zivil-Militärische Gewalt.....	246
5.1 Eine gewaltsame Körperschaft.....	246
5.2 Eine Gestalt institutioneller Gewalt	260
TEIL III: RESÜMEE	271
ANHANG.....	287
LITERATUR	289

Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören.

IMMANUEL KANT, ZUM EWIGEN FRIEDEN,
3. PRÄLIMINARARTIKEL

Einleitung

Die weitgehende Legitimation von militärischer Gewalt als einem potenziellen Mittel zur Regelung staatlicher Außenbeziehungen steht in einem prinzipiellen Spannungsverhältnis zur postulierten Friedfertigkeit der meisten modernen Staaten und ihrem innergesellschaftlichen Gewalttabu für Zivilisten. Diese Januskopfigkeit der modernen Welt wird von weiten Teilen der gegenwärtigen Gesellschaftstheorien nur unzureichend berücksichtigt. Um die strukturellen Bedingungen und Zusammenhänge des Spannungsverhältnisses zwischen zivilen Gesellschaften und der Institution Militär mit ihrer hierarchischen Binnenstruktur und ihrem spezifischen Gewaltpotenzial näher zu beleuchten, muss eine sozialwissenschaftliche Analyse der sozialen Praxis des Militärs die spezifische Position des Militärs in spätmoderner Gesellschaft und Staat berücksichtigen.

Die Soziologie nimmt Krieg und militärische Gewalt allerdings eher als Fremdkörper war, deren soziale Bedingungen und Folgen von ihr kaum reflektiert werden (Tiryakan 2000: 194). Krieg und Militär formen jedoch Staat und Gesellschaft, während ebenso sehr Staat und Gesellschaft den Krieg und das Militär in ihrer Gestalt formen. König (1968: 12) fordert daher von der Militärsoziologie bereits Ende der 1960er Jahre die gesamtgesellschaftlichen Verflechtungen des Militärs in den Blick zu nehmen, um die spezifische Problematik des Militärs wissenschaftlich befriedigend angehen zu können.

Die vorwiegende Beschränkung auf die Deskription der vorgefundenen Phänomene einerseits und sozialtechnologischer Einstellungsmessung andererseits hat dazu geführt, dass sich die moderne Militärsoziologie unter den Bedingungen ihres praktischen Anwendungs- und Verwertungszusammenhangs durch den

Staat – nicht nur in Deutschland – weitgehend theoriefrei entwickelt hat. *Homo militaris. Perspektiven einer kritischen Militärsoziologie* will daher das militärische Feld als Teil von Staat und Gesellschaft beschreiben und analysieren sowie in sozialwissenschaftlicher Hinsicht die Dichotomie von Struktur und Akteur, wie sie in der überwiegenden Trennung in Militärorganisation einerseits und Soldaten andererseits vorzufinden ist, aufheben. Ziel ist es letztlich anhand des *Idealtypus „Homo militaris“* das Spezifische am Militär sowie die Mechanismen des militärischen Feldes darzustellen. Es werden die besonderen Merkmale des Soldatenberufes als auch die sozialen Strukturen des militärischen Feldes moderner Stehender Heere anhand der gegenwärtigen deutschen Streitkräfte herausgearbeitet.

Da es der Militärsoziologie letztlich nicht gelungen ist, das Spezifische an der Institution ‚Militär‘ zu benennen, wurde in der wissenschaftlichen Debatte der Begriff *Militärkultur* als Residualkategorie benutzt und spezifiziert. Die Kultur des Militärs, in die der *Homo militaris* eingebettet ist, ist zwar Teil dieser Arbeit, doch Anspruch und Anlage gehen darüber hinaus: einmal besteht ein genuin theoretisches Ziel das sich mit der Frage befasst wie sich Webersche Herrschaftstheorie und Bourdieusche Sozialtheorie verbinden lassen. Dann die Absicht am Fall des militärischen Feldes in Deutschland die theoretischen Grundlagen für eine kritische Militärsoziologie zu legen. Und schließlich das Vorhaben das Militär als eine *Gestalt institutionalisierter Gewalt* zu erklären und somit eine kritische Militärsoziologie anschlussfähig an die allgemeine Soziologie zu machen. Die Gestalt des *Homo militaris*, welche im sozialen Feld des Militärs besteht, ist Antwort auf die zentrale Frage, was das Militär ist bzw. worin das Spezifische des Militärs besteht.

Der Begriff *militaire* bzw. Militär ist dem lateinischen *militaris* entlehnt und begann im 17./18. Jahrhundert in der französischen bzw. deutschen Sprache Fuß zu fassen. Das lateinische *militaris* bezeichnet die Organisation der Streitkräfte als die Gesamtheit der bewaffneten Macht, in der Waffentragende bzw. Soldaten¹ (*miles*) ihrem Beruf bzw. Dienst nachgehen.² Der Titel dieser Arbeit lautet *Homo militaris*, da die Gestalt des Soldaten (*miles*) inmitten des militärischen Feldes (*militaris*) interessiert. Um zu verstehen was Militär meint, gilt es sich über seine Besonderheit klar zu werden.

Das Militär ist eine politische Institution des Staates, die physische Gewalt gegen andere Länder organisiert, das eigene Land gegen Gewalt von anderen

1 Aus Gründen der Praktikabilität verwende ich im Verlauf dieser Arbeit das geschlechterabstrahierende generische Maskulinum.

2 Vgl. zur diesbezüglichen Begrifflichkeit weit ausführlicher Stumpf (1978: 2ff).

schützt und Mittel zur Aufrechterhaltung der bestehenden inneren Ordnung bereit hält (Coates/Pellegrin 1965: 10). Als politisches Machtinstrument dient das Militär nicht nur der Durchsetzung außenpolitischer Interessen gegenüber anderen Staaten, sondern ist neben der militärischen Abschreckungs- und Verteidigungsfunktion auch auf den Schutz und die Stabilisierung der jeweils herrschenden Gesellschaftsordnung gerichtet. Begreift man den Staat im Sinne Webers als Teil des *Gesellschaftlichen*, so ist das Militär weder aus Staat noch aus Gesellschaft herauszudenken. Der Staat ist dann nicht als autonome Instanz konzipiert, welche über der Sphäre des Politischen schwebt, sondern ist vielmehr von administrativen Feldern der Politik geprägt, die sich unter anderem auf die soziale Praxis des Militärs auswirken. Politik ist freilich das Kampffeld sozialer Interessen. Mit der vorliegenden Arbeit soll deshalb auch zu einem erweiterten Verständnis zivil-militärischer Beziehungen beigetragen werden, da die staatliche Sphäre mit den Dispositionen von Akteuren und Gruppen, die von außerhalb wie von innerhalb des Militärs auf diese politische Institution Einfluss nehmen, korrespondiert.³

Die herrschende *Militärkultur* stellt spezifische Gesinnungs- und Anschauungsmuster dar, die zum einen das berufliche Leben in der militärischen Gemeinschaft regeln und prägen, sowie zum anderen durch Abgrenzung nach Außen den Zusammenhalt erhöhen. In den Machtspielen innerhalb des Militärs geht es überwiegend um die Definitionsmacht über das eigentliche Wesen dieses sozialen Handlungsfeldes, ohne dass diese Absicht in den Konflikten notwendigerweise klar ist. Die vorherrschende Militärkultur ist bei diesen Auseinandersetzungen um Definitionsmacht über dieses soziale Feld prägend und wird dabei selbst geprägt. Gegenstand dieser Wahrnehmungs- und Denkschemata ist die militärische Sicherheit des Landes, die durch die von den Streitkräften monopolisierte militärische Gewalt gewährleistet wird. Militärische Gewalt wird somit zum „Kollektivgut“ (Olson 1965 passim) der Soldaten, die sich dadurch vom Rest der Gesellschaft unterscheiden. Militärische Praxisformen lassen sich daher auch durch Kategorien der Zugehörigkeit bzw. des Fremdseins zwischen Soldaten und Zivilisten charakterisieren und bestehen damit in der sozialen Distanz dieser Gruppen.

Der *Idealtypus des Homo militaris* mag von Epoche zu Epoche und Land zu Land eine gewisse Varianz aufweisen, ist aber grundsätzlich gleichbleibend und dient in Stehenden Heeren mit Kampfauftrag den Soldaten dazu das militärische

3 Bereits bei Clausewitz findet sich die Vorstellung von zivil-militärischen Beziehungen, die die Elemente Regierung, Militär und Volk umfassen (vgl. Clausewitz [1832]: Buch VIII, Kapitel 3b und 6b).

Prinzip der Härte, Opferbereitschaft und Kameradschaft im bürokratischen Friedensbetrieb aufrecht zu erhalten. In der unreflexiven und direkten Art des Soldatsein werden die Akteure ihrer Rolle durch den Idealtypus gerecht.

Der Analyserahmen des militärischen Handlungsfeldes, in welchem Militärkultur im Sinne sozialer Praxis produziert und reproduziert wird, geht über das Militär als Organisation hinaus und umfasst die gesamte Gesellschaft. Nur so werden die Wechselbeziehungen und Bedingungsverhältnisse zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern erfasst. Das Militär steht als politische Institution von Gesellschaft und Staat im Mittelpunkt dieser Betrachtung.

In der vorliegenden Arbeit wird das Militär als eine politische Institution und Unterfeld im Feld der Staatsgewalt verstanden. Daher stehen für mich die sozialen Strukturen des militärischen Feldes im Vordergrund des Erkenntnisinteresses. Für Soldaten kommt hingegen die Zugehörigkeit zu einer der Teilstreitkräfte (TSK) Heer, Luftwaffe, Marine bzw. den zusätzlichen militärischen Organisationsbereichen Sanität und Streitkräftebasis sowie den jeweiligen Truppengattungen des Heeres oftmals die größte Bedeutung zu. Das Selbstbild der Angehörigen dieser Teilbereiche der Militärorganisation unterscheidet sich bisweilen hinsichtlich des Hangs zur Pflege eines professionell-modernen oder soldatisch-restaurativen Selbstbildes, das als eine spezifische Befürwortung bzw. Resistenz der jeweiligen TSK gegenüber Innovation- und Modernisierung bekannt ist. Zwischen den Truppengattungen des Heeres bestehen wiederum Unterschiede im informellen Prestige, wobei die Truppengattungen das höchste Prestige zu genießen scheinen, die stark technisiert und für den direkten Kampf vorgesehen sind (vgl. Stouffer et al. 1949: Bd. I 296ff; Bd. II. 305ff). Grundsätzlich finden aber innerhalb der TSK bzw. der Organisationsbereiche sowie innerhalb der jeweiligen Truppengattungen des Heeres die gleichen Auseinandersetzungen und Machtspielen statt, welche die soziale und sozialisierende Praxis innerhalb der Strukturen des militärischen Gesamtrahmens prägen. Daher werde ich hinsichtlich TSK und Truppengattung bei der Betrachtung von Militärkultur keine grundsätzlichen Unterscheidungen treffen.

Die Fragestellung des Homo militaris wird theoriegeleitet und empirisch untersucht, um die dargelegte Problematik zu diskutieren. Insgesamt soll ein empirisch gehaltvoller, aber theoriegeleiteter Beitrag geleistet werden. Grundsätzlich geht es darum, die Spezifika des Militärs als politische Institution zu analysieren, da sie die Praktiken im Militär als soziales Feld (im Sinne Bourdieus) strukturieren. Empirisch widme ich mich dabei der Bundeswehr, obwohl auch ein Vergleich mit Armeen anderer Staaten reizvoll und wünschenswert erscheint, da anhand der Besonderheiten anderer nationaler Militärkulturen institutionelle Gemeinsamkeiten noch deutlicher herausgearbeitet werden könnten. Hier und jetzt

soll jedoch eine empirisch unterfütterte Beschreibung und Analyse der Militärgeschichte der Bundeswehr und der deutschen Gesellschaft im Vordergrund stehen.

Das Offizierkorps wird in dieser Arbeit ganz besonders berücksichtigt, da Offiziere auf Grund ihrer Position innerhalb der militärischen Hierarchie eine hervorgehobene Rolle spielen und somit besonders prägend auf die militärische Organisation wirken. Auf Grund des dominierenden Einflusses des Offizierkorps auf das gesamte Militär wird ihm trotz seiner zahlenmäßig geringen Größe⁴ in dieser Arbeit die größte Aufmerksamkeit geschenkt. In Anlehnung an den sozialstrukturellen Ansatz von Frank Parkin (1971 *passim*), der westliche Gesellschaften anhand dreier Wertesysteme – *dominant, subordinate, radical* – analysiert, lässt sich nach den maßgeblichen Normen und Werten des Militärs fragen. Obwohl das Offizierkorps nur eine Teilgruppe darstellt, liefert es das dominierende Wertesystem des militärischen Feldes. Dies liegt vor allem daran, dass Offiziere die militärische Berufsständigkeit (Professionalismus) erfolgreich für sich beanspruchen. Schließlich ist das Unterstellungsverhältnis gegenüber dem Vorgesetzten aufgrund des Prinzips von Befehl und Gehorsam äußerst hierarchisch geprägt, woraus Offizieren maßgeblicher Einfluss im militärischen Feld erwächst. Wollen junge Offiziere ‚richtige‘ Offiziere werden und zum System gehören, dann übererfüllen sie oftmals die geltenden Regeln und Regularitäten. Daher lassen sich insbesondere an jungen Offizieren die militärischen Praktiken gut erkennen, da Neulinge in einer bestimmten Gruppe oftmals dazu neigen die herrschenden Regeln zu überinterpretieren. Angemessene Haltung und andere Selektionskriterien sind einem umkämpften Wandel unterworfen. Anhand der Frage nach der angemessenen geistigen und körperlichen – habitualisierten – Haltung eines Soldaten lassen sich einige Aussagen über den Bestand des militärischen Feldes als Unterfeld des staatlichen Feldes machen.

Es ergibt sich in dieser Hinsicht die Frage nach der Beurteilung des Offizierskorps als einem gehobenem Berufsstand bzw. Profession oder aber als gewöhnlicher Berufsgruppe. Die Analyse dieser Statusproblematik verlangt den Blick auf die soziale Herkunft, da diese sich mit der historischen Professionalisierung des Offizierberufes wandelt. Zur Kontrastierung und Vervollkommenung des berufsständischen Aspekts von Militärgeschichte berücksichtige ich das Berufsbild des Unteroffiziers, gehe auf diese Statusgruppe aber nur knapp ein, da in einem derart hierarchischen Sozialverband wie dem Militär die Minderheit der Offiziere einen prägenden Einfluss auf das gesamte militärische Feld besitzt. Laut Parkin (1971 *passim*) zeichnet sich das subordinierte Wertesystem dadurch aus,

4 Die Bundeswehr hatte im August 2005 rund 15 Prozent Offiziere und rund 45 Prozent Unteroffiziere.

dass es zwei normative Bezüge zum dominierenden Wertesystem kennt: das dominierende Wertesystem wird zum einen übernommen, doch darüber hinaus um weitere Werte ergänzt und variiert. In diesem Sinne zeichnet sich das Unteroffizierkorps dadurch aus, dass es sich am herrschenden militärischen Wertesystem orientiert, aber darüber hinaus als Subkultur über eigene Normen und Werte verfügt. Dies gilt in ähnlicher Weise für Mannschaften; insbesondere wenn es sich um hauptberufliche Mannschaftsdienstgrade handelt. Die analytische Trennung zwischen der Gesamtheit des Militärs als politischer Institution des Staates und der zivilen Gesellschaft hilft, den Blick auf das militärische Feld zu schärfen, wenn auch letztlich das Militär in fast jedem politischem Verband ein Teil der Sozialwelt bleibt.

Aufgrund der bis heute noch immer bedeutenden Stellung des Militärs in den meisten Staaten und der Virulenz von Gewaltsamkeit und Krieg in unserer Welt muss eine empirisch informierte, theoriegeleitete Weiterentwicklung und Fortsetzung der Frage nach dem Verhältnis von ziviler Gesellschaft und Militär erfolgen. Vor dem Hintergrund, dass sich die Hoffnung der Positivisten unter den soziologischen Klassikern auf eine zwangsläufig friedvoller werdende Welt nicht erfüllt hat, erscheint es dringend geboten, der Soziologie des Militärs, diesem „unterbelichteten Gegenstandsfeld der Sozialwissenschaft“ (Heins/Warburg 2004 *passim*), wieder vermehrt Aufmerksamkeit zu widmen und Königs Forderung an diese soziologische Teildisziplin zu berücksichtigen. Durch die vorliegende Arbeit sollen diese Mängel gemindert und dazu beigetragen werden, die Theoriearmut der modernen Militärsoziologie (Kernic 2001a: 17) abzubauen, ihre Anschlussfähigkeit an die allgemeine Sozialwissenschaft und insbesondere die makrosoziologische Gewalttheorie darzulegen sowie soziologische Erkenntnisse über das Militär als Teil der sozialen Welt zu mehren.

Methode

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um Forschung auf Basis und vor dem Hintergrund verschiedener sozialwissenschaftlicher Theorien. Ein soziales Phänomen wird dabei anhand verschiedener Theorien diskutiert und analysiert. Die dementsprechenden Thesen werden aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven heraus formuliert und auf ihre Gültigkeit geprüft. „Diese Perspektiven können in unterschiedlichen Methoden, die angewandt werden, und/oder unterschiedlichen gewählten theoretischen Zugängen konkretisiert werden, wobei beides wiederum miteinander in Zusammenhang steht bzw. verknüpft werden sollte.“ (Flick 2004: 12). Ziel dieser Vorgehensweise ist es, die Erklärungskraft unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Theorien zur Erforschung eines Phänomens zu prüfen und mittels mehrerer Erklärungsansätze ein umfassendes Bild der sozialen Wirklichkeit zu erhalten. Die unterschiedlichen Zugänge können miteinander konvergieren und sich ergänzen, müssen aber nicht kongruent sein. Die Theorien können sich vielmehr komplementär aufeinander beziehen und die Erkenntnismöglichkeiten erweitern. Triangulation ist dann eine Strategie, um zu einem tieferen Verständnis des untersuchten Gegenstandes zu kommen (Flick 2004: 20). Die verschiedenen theoretischen Perspektiven sollten so weit als möglich gleichberechtigt und gleichermaßen konsequent behandelt und umgesetzt werden.

Widmet man sich der Untersuchung eines empirischen Phänomens, so steht man stets vor der Frage, wie das jeweilige Forschungsinteresse operationalisiert bzw. der Forschungsgegenstand adäquat erfasst werden kann. Diesbezüglich besteht eine grundsätzliche heuristische Kontroverse zwischen den Anhängern des hypothetisch-deduktiven und des holistisch-induktiven Paradigmas bzw. des quantifizierenden und des interpretativ qualitativen Paradigmas. Sowohl die erklärende als auch die verstehende Methode besitzt den Anspruch ein richtiger Schritt auf dem Weg zu größerer Erkenntnis zu sein. Eine naturwissenschaftlich orientierte Sozialforschung verfolgt dabei deduktiv-nomologische Forschungs-

verfahren, die sich am Falsifizierungsverfahren (Popper) orientieren. Qualitative Verfahren dienen dort lediglich zur Exploration und Hypothesengenerierung, denn die objektivierende Prüfung der Hypothesen geschieht durch quantitative Forschung. Bei diesem Ansatz handelt es sich um positivistische Erkenntnis- und Forschungsmethoden, die der grundsätzlichen Gefahr positivistischer Faktizität unterliegen.

Die interpretative Sozialforschung geht hingegen davon aus, dass die Interpretation durch Sozialforscher eine Reproduktion der vor-interpretierten Welt ist. Dieser Methodenansatz unterstellt, dass Interpretation nur der Anfang der Forschung ist, solange sie Beschreibung bleibt. Es gilt: „Was bekannt ist, ist noch nicht erkannt“ (Hegel). Von den Erscheinungsweisen der sozialen Praxis zu deren Struktur und zu den Bedingungen unter denen sie sich bildet zu gelangen, wird erst als Schritt zum Substantiellen betrachtet. Eine Prüfung von Komplexem durch Reduziertes, von Qualitativem durch Quantifizierung erscheint diesem Ansatz unsinnig, da Quantitatives aus Qualitäten extrahiert ist und dann nur reduzierte Qualität widerspiegelt.

Zur Lösung dieses epistemologischen Methodenproblems wird in den letzten Jahren vermehrt auf das Konzept der Triangulation verwiesen bzw. zurückgegriffen: Triangulation wird dabei in den Sozialwissenschaften als die Kombination von Methodologien bei der Untersuchung desselben Phänomens verstanden, um so zu einer valideren Erfassung eines empirischen Gegenstandes zu kommen (Denzin 1970: 291). Das Potenzial einer solchen Methodenkombination liegt dabei insbesondere darin, unterschiedliche Perspektiven zu verbinden und möglichst unterschiedliche Aspekte des untersuchten Gegenstandes zu thematisieren. Möchte man Wirkungszusammenhänge ermitteln, die über statistische Zusammenhangsanalysen hinausgehen und dennoch zu quantifizierbaren Aussagen gelangen, so bietet sich als Kompromiss das Konzept der Triangulation an. Die Triangulation beinhaltet damit die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven auf ein zu untersuchendes Phänomen und ermöglicht es, die Stärken der jeweiligen Forschungsperspektiven gegenseitig zu ergänzen und auch deren Grenzen wechselseitig aufzuzeigen.

Die vorliegende Untersuchung nutzt unterschiedliche theoretische Narrative zur Analyse der Stehenden Armee. Der hier verfolgte Ansatz geht über die binnenorganisatorischen Aspekte der modernen Militärsociologie hinaus, da das Militär als ein soziales Feld gesellschaftlicher Kräfte im Kontext des staatlichen Gewaltmonopols konzipiert wird. Es wird dazu eine theoretische Linie verfolgt, die Webers Verstehende Soziologie sowie den gesellschaftstheoretischen Ansatz Bourdieus umfasst. Durch die Auseinandersetzung mit den Werken von Max Weber und vor allem von Pierre Bourdieu soll die Anschlussfähigkeit ihrer Er-

kenntnisse für eine kritische Militärsoziologie verdeutlicht und damit zur militärsoziologischen Theoriebildung beigetragen werden. Dazu knüpfe ich zunächst an Webers Fragestellung nach den gesellschaftlichen Voraussetzungen und Bedingungen für die Existenz eines professionellen Militärstandes an, um die Position des militärischen Feldes im Verhältnis zu anderen Feldern zu bestimmen.

In Teil I werden daher ein auf Weber basierender institutionen- und professionsanalytischen Ansatz und der feldanalytische Ansatz Bourdieus zur theoretischen Vermessung des Militärwesens angelegt. Um die Beweggründe für Herrschaft und ihre Mechanismen zu bestimmen, raten sowohl Weber als auch Bourdieu die spezialisierten Akteure und ihre spezifischen Interessen zu betrachten. Webers Interesse gilt im Gegensatz zu Bourdieu weniger der Struktur von symbolischen Systemen als vielmehr ihrer Funktion. Beide betonen jedoch die Existenz von ständisch bzw. beruflich spezialisierten Akteuren und die damit einhergehenden spezifischen Interessen sowie die durch Konflikt und Konkurrenz bedingten Strategien. Daher gilt es die Akteure in ihrem sozialen Feld zu betrachten.

Zur Analyse eines sozialen Feldes ist in einem ersten Schritt die Position dieses Feldes im Verhältnis zum allgemeinen *Feld der Macht* (Bourdieu 1989: 30) zu bestimmen. Dabei kann das Theorem der zivil-militärischen Beziehungen zum besseren Verständnis von ‚Militärtkultur‘ dienen, da sich erst durch die spezifische Konstellation der zivil-militärischen Beziehungen die Bedingungen eines militärischen Feldes ergeben und damit Aussagen über die Kultur des Militärs möglich werden.

Auch hinsichtlich Bourdieus Strategiebegriffes, der als Gewinn von Anerkennung zu verstehen ist und vor allem sein Verständnis von sozialen Sinnstrukturen, Sinnstrukturierungen und Kompetenzen bietet Bourdieu einen Ansatz, der es erlaubt, die spezifischen Bedingungen des militärischen Feldes zu analysieren. Was aber nun das militärische Feld eigentlich auszeichnen soll, ist gerade im Militär umstritten, denn konkurrierende Akteursgruppen verfolgen unterschiedliche Zielvorstellungen vom Wesen des Militärs. Daher wird um die Definitionsmacht im sozialen Feld ‚Militär‘ gerungen. Somit ist in einem zweiten Schritt die objektive *Struktur der Relationen* zwischen den Positionen der konkurrierenden Akteure zu ermitteln.

In einem dritten Schritt gilt es den *Habitus* der Akteure im militärischen Feld zu analysieren. Dieses Dispositionssystem wird durch die Verinnerlichung der Existenzbedingungen innerhalb des sozialen Feldes geprägt und lässt somit Aussagen über die Beschaffenheit eines sozialen Feldes zu, es ist aber auch stabil genug, um die familiäre Primärsozialisation eines Akteurs weiterhin abzubilden, und damit die Herkunft im sozialen Raum widerzuspiegeln. Einerseits stellen die

Habitusformen die Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsmuster der strukturell angepassten Praxisformen eines spezifischen Handlungsfeldes dar, während sie anderseits als klassenspezifische Disposition weiterhin die schichtspezifische Herkunft des Akteurs abbilden.

Ein grundsätzliches Anliegen dieser Arbeit ist es, zum Verständnis der Kultur des Militärs die Bedeutung von Webers Herrschaftssoziologie zu diskutieren sowie den kulturtheoretischen Ansatz von Bourdieus Sozialtheorie in eine kritische Militärsoziologie einzubetten. In einem zweiten Teil der Untersuchung des militärischen Feldes Deutschlands wurden dann mit der ‚across-method‘ bzw. ‚between-method‘ der Triangulation verschiedene Forschungs- bzw. Erhebungsmethoden kombiniert, um ein empirisches Phänomen zu untersuchen. Grundsätzlich ist von einer höheren Validität des Informationsbestandes auszugehen, denn das interessierende Phänomen wird hier durch mindestens zwei verschiedene Erhebungsmethoden erfasst. Das Ziel der Triangulation verschiedener Methoden beschreibt Denzin (1970: 304) als einen komplexen Prozess des Gegen-einander-Ausspielens jeder Methode gegen die andere, um die Validität der Feldforschung zu maximieren. Zur *Integration* quantitativer und qualitativer Methoden werden in einer Art Komplementaritätsmodell die Methoden auf unterschiedliche Gegenstandsbereiche bezogen, so dass sie sich in besonderer Weise ergänzen. Von einer Validierung des einen Teils durch den anderen Teil zu sprechen, ist im engeren Sinne nicht angebracht, da den einzelnen Teilen je unterschiedliche Epistemologien zu Grunde liegen und sie somit einer spezifischen Logik folgen (Erzberger 1998: 133). Daher schreiben auch Denzin/Lincoln (1994b: 2) „objective reality can never be captured“, denn anzunehmen, dass man selbst durch Triangulation alle Informationen habe oder gar zu wissen, was wahr ist, entspricht einer positivistischen Position. Triangulation ist daher eine methodologische Strategie zu tieferem Verständnis des untersuchten sozialen Phänomens und damit ein Schritt zu mehr Erkenntnis (ebd.). Dennoch lassen sich durch den Bezug der subjektiven Deutungsmuster auf die standardisierten Daten gewichtige Rückschlüsse hinsichtlich der Bedeutung von Werten für das Handeln der Akteure in der sozialen Praxis ziehen. Leitende Idee des Methodenmixes dieser Untersuchung war es, durch die spezifische Kombination drei Datenmaterialien miteinander zu verzahnen und nicht nur nebeneinander zu stellen oder getrennt voneinander abzuhandeln.

Zur quantitativen Untersuchung des sozialen Feldes der Bundeswehr verwende ich Daten einer internen Erhebung der Bundeswehr. Die Leitung des SOWI der Bundeswehr hat mir Ende 2005 freundlicherweise die Daten der Streitkräftebefragungen 2002, 2003 und 2005 zur Auswertung und Veröffentlichung im Rah-

men dieser Dissertation zur Verfügung gestellt.⁵ Im Rahmen der regelmäßigen Streitkräftebefragung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) werden seit 2002 die jeweils aktuellen Einstellungen und Meinungen der aktiven deutschen Soldaten zur Bundeswehr im Allgemeinen und zu Aspekten des soldatischen Berufstandes im Besonderen erhoben. Die Fallzahlen sind gemessen an der Gesamtpopulation selbst für eine quantitative Erhebung enorm hoch, was zur Repräsentativität der Streitkräftebefragung beiträgt. Die Möglichkeit mehrere eigene Fragen in die Streitkräftebefragung einzustellen bestand nicht zwar, aber dennoch sind die Ergebnisse der drei Erhebungen zur Rekonstruktion von Militärkultur geeignet. Weder war eine Typenbildung mittels Clusteranalyse, noch ein Strukturgleichungsmodell zur Rekonstruktion hierarchischer Beziehungen zwischen verschiedenen Variablen angestrebt, da dies unter den Bedingungen dieser Sekundaranalyse nicht ratsam erschien und nicht Absicht dieser Forschungsarbeit war. Eine aufwendigere Analyse der standardisierten Daten wäre nur bei eigener Fragebogenerstellung sinnvoll gewesen. Von einer eigenen quantitative Erhebung wurde abgesehen, da diese an den Restriktionen des BMVg gescheitert wäre und zumal eine derart hohe Fallzahl wie bei der Streitkräftebefragung des SOWI nicht möglich gewesen wäre. Alle dargestellten Tabellen sind mit Anzahl der Fälle (N) und dem Korrelationskoeffizient Kendalls tau-b versehen.

Eine weitere Methode besteht in der teilnehmenden Beobachtung und qualitativen Interviews. Die qualitative Feldforschung ist eine mikroskopische Methode zur Untersuchung überschaubarer soziokultureller Einheiten. „Das Verstehen einer symbolischen Äußerung erfordert grundsätzlich die Teilnahme an einem Prozess der Verständigung“ (Habermas 1981: 165). Die konkreten Untersuchungsfelder waren die Offizierschulen und einige Unteroffizierschulen der Teilstreitkräfte, die Führungsakademie der Bundeswehr und die Offizierbewerberprüfzentrale der Bundeswehr, die als geschlossene Schauplätze betrachtet wurden. Diese Institutionen sind Ausbildung- und Auswahlanstalten und somit Instanzen der permanenten Selektion von Gewinnern und Verlierern des militärischen Feldes. Der Beobachtungszeitraum lag jeweils zwischen zwei Tagen und zwei Wochen und erstreckt sich insgesamt von 2002 bis 2005. An der OPZ wurde an Prüfgesprächen teilgenommen, während an den Ausbildungseinrichtungen an Unterrichten teilgenommen wurde. Dabei galt es, sich der sozialen Rolle des Forschers bewusst zu sein, die darin Bestand zugleich ziviler Mitarbeiter der Bundeswehr zu sein und Forschungsinteressen zu vermitteln. Dieser Doppelrolle des Forschers wurde durch Selbstreflexion in den Feldnotizen auf-

5 Im Jahre 2004 fand keine Streitkräftebefragung statt.

gefangen, da Supervision nicht zur Verfügung stand. Die Felderfahrungen wurden einschließlich persönlicher Hypothesen und Eindrücke des Forschers protokolliert; hierzu nahm ich ein stichwortartiges Kurzprotokoll unmittelbar nach Feldkontakt vor sowie dann am gleichen Tag ein ausführliches Protokoll. Vom formalen Experteninterview an der OPZ und dem Personalamt im BMVg liegen Bandaufzeichnung und Interviewprotokoll vor. Wo die Aufzeichnung nicht gewünscht war oder zeitlich nicht möglich war, wurden Hintergrundsgespräche mit Experten der diversen Einrichtungen geführt und anschließend stichwortartig protokolliert.

Als dritter Ansatz diente die Dokumentenanalyse. Die qualitative Dokumentenanalyse legt ihren Fokus nicht nur auf die Erfassung der Struktur, sondern auch der methodischen Auseinandersetzung zwischen Dokumentenhersteller und den Rezipienten und versucht, die Implikationen der entsprechenden Gestaltungs- und Darstellungsformen zu analysieren. Mittels einer qualitativen Dokumentenanalyse der Fibeln der Offizierschulen zu Stil und Formen im Offizierkorps wurde die Eigensicht der drei TSK auf zentrale Fragen des soldatischen Leitbildes untersucht. Auch geht aus diesen Fibeln nicht nur das Selbstverständnis des Offizierkorps der drei TSK hervor, sondern was den Offizieranwärtern vermittelt werden muss, um sie zu wahren Offizieren zu machen. Zunächst wurden bestimmte Leitfragen gebildet, deren Beantwortung die Auswertung der Dokumente dienen soll. Was sagen die Benimmfibeln der Offizierschulen über die Absicht der Fibel, Selbstverständnis des Offizierberufs und Berufsbild, Merkmale eines Offiziers, richtige Sprache, Gestik, Äußeres, Gepflogenheiten und Etiquette aus? Auch auf besonders häufige Ausdrucksweisen in diesen Fibeln wurde geachtet. Darüber hinaus dienten auch Dienstvorschriften und Beiträge aus journalistischen Publikationen der Bundeswehr sowie von einzelnen Angehörigen der Bundeswehr dazu, offizielle Regeln, relevante Themen und Debatten zur Objektivierung des militärischen Feldes aufzuzeigen.

Das konkrete Ziel dieses Forschungsvorhabens war es, das Paradigma der Militärkultur sowohl theoretisch als auch empirisch zu untersuchen, um somit den Idealtypus des Homo militaris zu erfassen. Die zentrale forschungsleitende Frage lautete dabei: *Wodurch zeichnet sich das militärische Feld aus?* Neben der theoretischen Bearbeitung der Fragestellung wurden in mehreren Feldphasen in den Jahren 2002 bis 2005 konkrete Erkenntnisse hinzugewonnen, die dem Verständnis der Ausformungen des Sozialen im militärischen Feld dienten. Dies ist zum einen zur Konstruktion des sozialen Geschehens nötig, da es die Systeme der objektiven Beziehungen innerhalb eines sozialen Feldes sind, die dessen Spezifität ausmachen. Zum anderen gilt es die soziale Wirklichkeit zu rekonstruieren, indem die Akteure selbst darüber Auskunft geben, wie sie die sozialen Strukturen wahrnehmen, die sie durch ihren Habitus inkorporiert haben.

Teil I: Zur Theoriebildung

1. THEOREME ZIVIL-MILITÄRISCHER BEZIEHUNGEN

Sagt man, dass die Kräfte für die Ausübung der physischen Gewalt (Armee und Polizei) konzentriert werden, bedeutet dies zugleich, dass die Institutionen, die das Mandat zur Aufrechterhaltung der Ordnung haben, von der gewöhnlichen sozialen Welt zunehmend abgetrennt werden.

PIERRE BOURDIEU (1998: 101)

Eine sozialwissenschaftliche Sichtweise auf zivil-militärische Beziehungen ist durch Fragen nach dem Militär als politischer Institution¹ sowie der Rolle von Öffentlichkeit und ziviler Gesellschaft in Fragen des Krieges und internationaler Sicherheitspolitik² gekennzeichnet. Die Beziehungen zwischen ziviler Gesellschaft und Militär können hinreichend nur aus einer breiten, *inklusiven* Perspektive erschlossen werden. Hierbei geht es vor allem um die Frage nach den zivilen Voraussetzungen und Bedingungen für die Existenz von Streitkräften mit der

-
- 1 *Politische Institutionen* als spezielle Form von sozialen Institutionen sind als „Regelsysteme der Herstellung und Durchführung verbindlicher, gesamtgesellschaftlich relevanten Entscheidungen und Instanzen der symbolischen Darstellung von Orientierungsleistungen einer Gesellschaft“ (Göhler 1987b: 39) zu verstehen.
 - 2 Die Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit des Begriffes ‚Sicherheitspolitik‘ bringt es mit sich, dass er selbstreferenziell bleibt, weswegen man besser von *Eigenlegitimierung* oder *Selbsterhaltungsinteresse* von Staaten sprechen sollte (diesen Hinweis verdanke ich Sebastian Huhnholz). Dies geschieht hier nur darum nicht, weil sich ‚Sicherheitspolitik‘ in dem hier zu untersuchenden Feld eingebürgert hat, hier aber nicht diskutiert wird.

sich in herrschaftssoziologischer Hinsicht bereits Max Weber (1972: 684) befasst hat:

Die Kriegergemeinschaft kann dabei [...] entweder eine ganz autonome, nach außen geschlossene Vergesellschaftung sein, oder sie kann – wie in der Regel – einem fest begrenzten politischen Gebietsverband als Bestandteil von dessen (freilich der Sache nach von ihr maßgebend bestimmten) Ordnung eingefügt und also in der Rekrutierung durch dessen Ordnung gebunden sein.

Die zivile Gesellschaft steht also in politischer, sozialer, wirtschaftlicher, technologischer und kultureller Hinsicht in einer mehr oder minder starken Wechselbeziehung zum Militär. In Demokratien ist das Militär schließlich ein Produkt des Gemeinwesens. Der sich daraus ergebende gesellschaftliche Imperativ verweist auf die Abhängigkeit des Militärs von der zivilen Gesellschaft, aus der es sich finanziell und personell speist, sowie durch deren Verteidigung es sich in Demokratien legitimiert. Die Aufteilung in ‚Zivilität‘ und ‚Militarität‘ ist eine sich nicht von selbst verständliche moderne Differenzierung, die erst mit der Verstaatlichung des Krieges im Westfälischen System institutionalisiert werden konnte. Die modernen zivil-militärischen Beziehungen beruhen daher institutional auf einen geordneten innerstaatlichen Frieden in dessen Schranken sie gestalten werden konnten (vgl. Lepsius 1997 passim). Sozialwissenschaftliche Ansätze, die es wagen, über die bloße Beziehung zwischen ziviler Regierung und Militär hinauszugehen, sind allerdings rar. Eine herrschaftssoziologisch informierte Militärsoziologie berücksichtigt daher verschiedene Formen militärischer als auch ziviler Gewalt.

1.1 Das Militärwesen

Mit der Zentralisierung steuerlicher Abgaben und der Aufstellung Stehender Heere seit Ende des 15. Jahrhunderts entsteht in Europa der neuzeitliche Staat. Mit dem Wandel von mittelalterlichen Agrargesellschaften zu Gewerbe- und Handelsgesellschaften verlieren kleinere Feudalherren ihre ökonomische Grundlage. Nach und nach werden die Feudalherren ihrer Privilegien beraubt und entmachtet, so dass sich der Landesherr im Kriegsfall nicht mehr ihrer direkten militärischen Unterstützung zu vergewissern braucht. Der gleichzeitige Aufbau des Steuerwesens erlaubt den Erwerb komplexer Waffentechnik und den finanziellen Unterhalt des Stehenden Heeres. Analog zum Staatswesen wurde das Militär im Laufe der Neuzeit einer bürokratisch-hierarchischen Formung unterzogen, welche die Unterwerfung der feudalen Truppensteller unter das zentrale strategische

Kalkül der politischen Führung und die Versorgung der Truppe aus den Resourcen des modernen Staates garantieren sollte. Die Aristokratie verlor ihre Selbstständigkeit gegenüber dem Landesherrn, erhielt dafür aber das Privileg die Armeeoffiziere stellen zu dürfen. Es entsteht die Vorstellung vom Offizier als Generalisten und Gentleman-Amateur, da Fachausbildung und höhere Bildung nicht der aristokratischen Standesehr sprachen. Die auf den 30-jährigen Krieg in Mitteleuropa folgende 150-jährige Periode der begrenzten Kabinettskriege endet mit der Französischen Revolution und den darauf folgenden nationalistischen Revolutionskriegen.

Die Entstehung der modernen Massenheere ist zeitgleich mit der Ausbildung des Nationalstaates zu Anfang des 19. Jahrhunderts datiert. Aus den so genannten Kabinettskriegen mit Stehenden Heeren, aus Söldnern und zwangsverpflichteten Soldaten wurden ideologisch und national begründete, existenziell aufgeladene Volkskriege unter der Einbeziehung breiter Teile der männlichen Bevölkerung als aktiven Kriegsteilnehmern. Nach dem Ende Napoleons im Jahre 1814 besteht in Deutschland das monarchistische Militär aus der milizartigen *Landwehr* und der permanenten *Liniенarmee*. Will man das Militärwesen und seine Bedeutung für die heute vorwiegend liberal-demokratischen Gesellschaften der westlichen Welt ernstlich verstehen, so gilt es, die dynamischen Prozesse zivil-militärischer Wechselbeziehung zu berücksichtigen.

Bereits Max Weber hat das moderne Militär als bürokratisch-technische Großorganisation analysiert, in der die zivilen Strukturen der funktionalen Organisation bedeutsam sind. Weber (1972: 565) nimmt an, dass sich die Struktur des Militärs aus den gesellschaftlich-politischen Prozessen der Rationalisierung heraus entwickelte. Diese Struktur sei durch eine bürokratische Armeiform geprägt, die zur Aufstellung Stehender Berufsheere nötig sei (ebd.). Weber (1972: 566) hat darüber hinaus auf den Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Prozessen und der Bürokratisierung – auch des Militärs – hingewiesen:

Denn nur die bürokratische Heeresform ermöglichte die Aufstellung stehender Berufsheere, wie sie sowohl zur dauernden Befriedung großer Flächenstaaten als zur Kriegsführung gegen weit entfernte Feinde, namentlich über See, notwendig sind. Auch die spezifisch militärische Disziplin und technische Abrichtung ist normalerweise, mindestens in ihrem modernen Höhengrade, nur im bürokratischen Heer voll entfaltungsfähig.

Für die Sozialwissenschaften besteht weiterhin großer Bedarf, die unterschiedlichen „Ordnungsformen von Gewalt“ (v. Trotha 1995 passim) hinsichtlich der politischen, sozialen und kulturellen Institutionalisierung von Gewalt zu thematisieren und zu analysieren. So spricht vieles dafür, das Militär als ein soziales Feld gesellschaftlicher Normalisierung von Gewaltsamkeit zu verstehen. Das

Militär ist neben der Polizei die zentrale Institution des staatlichen Gewaltmonopols, durch welche die Staatsgewalt ausgeübt wird. Das Militär repräsentiert nach außen die Souveränität des Staates. Der Einsatz des Militärs im Inneren bleibt aber eine permanent bestehende Möglichkeit, da dies spätestens durch Notstandserlasse auch in westlich-liberalen Ländern vorgesehen ist, deren demokratische Verfassungsordnungen im Sinne der Gewaltenteilung eigentlich den Einsatz militärischer Gewalt im Inneren ausschließen.³

Das Militär ist kein von der zivilen Gesellschaft völlig abgeschottetes kulturelles Gebilde, sondern auf mehreren Ebenen mit der gesellschaftlichen Gesamtkultur verbunden und steht so in Interaktion mit derselben. So ist auch das Militär einem andauernden technologischen und gesellschaftlichen Wandel unterzogen (Murray 1999: 28; Seifert 1994: 4ff). Durch technologische Neuerungen verändert das Militär seinen Charakter, was direkte Auswirkungen auf die Organisation und die gesellschaftliche Einbindung derselben hat (Lepsius 1997: 363f; Sicherman 1999: 9). Moderne Waffensysteme und Nachrichtentechniken erfordern eine langwierige Ausbildung für die Soldaten: „[...] the military organization is an educational institution during peacetime [...]“ (Kjellberg 1965: 286). Einsatzszenarien, technologische Anforderungen und die gesellschaftliche Rückkopplung des Militärs verändern sich regelmäßig.

Wehrpflichtarmeien ziehen Generationen von jungen Männern ein und führen dazu, dass diese mit militärischer Prägung wieder in die zivile Gesellschaft entlassen werden (Burk 1999: 459; Murray 1999: 30). Dies gilt gleichfalls für Zeitsoldaten (Rockenbach 1983: 24ff; Wachtler 1983c: 67). Nach Janowitz [1960] Konstruktion des Soldaten ist dieser einerseits als „professional soldier“ ein Experte und gleichzeitig als „citizen soldier“ ein aktives Mitglied des Gemeinwesens, welches bestimmt, welche Prinzipien und Interessen es für verteidigungswert hält (Wachtler 1983c: 76). Somit muss der Soldat „höheren moralischen (Gruppen-)Prinzipien unterworfen sein, die über sein unmittelbares Selbstinteresse hinausgehen“ (Seifert 1996: 109). Die politische Forderung der Exekutive nach dem unpolitischen, professionellen Soldaten und seiner gleichzeitigen Einordnung in den bürokratischen Verwaltungsapparat des Militärs steht allerdings in einem gewissen Widerspruch zur erwarteten Identifikation mit der jeweiligen politischen Ordnung eines Landes und der Forderung der Exekutive nach affirmativer Überzeugung der Truppe vom Verteidigungswert des politischen Sy-

3 Für die Bundesrepublik Deutschland sieht seit 1968 das Grundgesetz Art 84a. (4) für den Fall „innerer Unruhen“, wie sie in den Notstandsgesetzen als Bedrohungslagen eingestellt sind, den Einsatz der Bundeswehr vor, wenn die Polizeikräfte der Lage nicht mehr Herr werden können.

stems. Dies betrifft in besonderer Weise das gemeinsame ‚Feindbild‘ eines Landes, indem der bloße militärische Gegner u.a. durch zivile Kräfte zum absoluten Feind des gesamten Landes stilisiert wird (Murray 1999: 28f). Die Wechselseitigkeit von Militär und ziviler Gesellschaft, die nicht als Dichotomie zu verstehen ist, drückt sich daher so aus:

In any case, military culture does not live in isolation. It breathes – influences and is influenced by – the air of the larger culture of the society the military serves (Burk 1999: 454).

Neben der Polizei ist das Militär die zweite organisierte Form des staatlichen Gewaltmonopols, wobei das Militär formell der äußeren, die Polizei der inneren Stabilität dient. Beide sozialen Felder „unterliegen spezifischen und unterschiedlichen rechtlichen und organisatorischen Regulierungen. [...]. Sie sind stark institutionalisiert, d.h., sie folgen präzisierten und eigenen Verhaltensregeln mit allgemeiner Geltung“ (Lepsius 1997: 359). Sie sind von der Gesamtkultur abgegrenzt, was im Tragen von Waffen, im Tragen von Uniformen – also einer visuellen, offensichtlichen Besonderheit (Soeters et al. 2003: 237) – und eigenen Befehls- und Gehorsampflichten abzulesen ist.

Die Polizei unterscheidet sich vom Militär hauptsächlich bezüglich des Gewaltaspekts, insofern die Ausübung von direkter Gewalt nicht die eigentliche Funktion der Polizei ist, sondern die Durchsetzung von Gesetzen und Verordnungen des Staates gemäß der Norm der Minimierung von direkter Gewalt unter Vorzug alternativer Sanktionsinstrumente geschehen soll. Armeen die sich im Rahmen humanitärer Interventionen friedensstabilisierenden Aufgaben zwischen Konfliktparteien widmen, nähern sich diesen polizeilichen Prinzipien stark an, so dass ein teilweiser Wandel der Armee zur Gendarmerie festzustellen ist.⁴ Dies führt zu Konflikten im militärischen Feld wie Christopher Coker (2002: 73) prägnant festhält: „The problem is that the military is becoming divided between those who still see themselves as warriors and those who see themselves as humanitarians.“ Dieser Prozess ändert aber nichts daran, dass diese politischen Institutionen, die das Mandat zur Aufrechterhaltung der Ordnung haben, von der gewöhnlichen sozialen Welt abgetrennt sind.

Gemäß der Genfer Konvention von 1949 bestehen Streitkräfte aus allen bewaffneten Organisationen und Gruppen, die unter dem Befehl eines für die Konfliktpartei Verantwortlichen stehen; sie zeichnen sich durch ein internes Disziplinarsystem aus, dass die Einhaltung mit den internationalen Gesetzen bewaffneter Konflikts gewährleistet; und deren Mitglieder zumindest während des militärischen Einsatzes eine Uniform oder einen Kampfanzug tragen, der sie sichtbar

4 Vgl. dazu auch Janowitz [1960] Konzept der ‚constabulary force‘.

von Zivilisten unterscheidet. Waffen sind sichtbar zu tragen. Die Struktur von Streitkräften hängt vom jeweiligen Staat oder einer Konfliktpartei ab. Die Zusammensetzung kann aus hauptberuflichen Soldaten, Wehrpflichtigen, Milizionären, Reservisten und Söldnern bestehen. Üblicherweise verfügen Angehörige von Streitkräften über Dienstgrade wobei die höheren Dienstgrade Befehls- und Disziplinargewalt über Untergabe besitzen. Während eines bewaffneten Konflikts ist es nur „Kombattanten“ gestattet sich direkt an Feindseilickeiten zu beteiligen. Kombattanten sind alle Mitglieder der Streitkräfte einer Partei in einem internationalen bewaffneten Konflikt, wobei medizinisches und geistliches Personal ausgenommen ist. Diese Merkmale zeichnen Streitkräfte aus.

Doch ist Militär nicht gleich Militär: die verschiedenen Organisationsformen des Militärs lassen sich nach Grad der Freiwilligkeit und dem Grad der Dauerhaftigkeit des Militärdienstes voneinander unterscheiden. Die wohl geläufigsten Formen sind die *Berufsarmee* und die *Wehrpflichtarmee*. Der erstgenannte Typus rekrutiert ihre Mitglieder zumeist über den nationalen Arbeitsmarkt. Den Militärangehörigen werden ein sicheres Einkommen, Versorgungsansprüche und Karrierechancen angeboten. Die Isolierung von der Gesellschaft ist aufgrund der Spezifität dieser Profession segmentär ausgerichtet, und wegen der Art der Lebensführung dauerhaft markiert (Lepsius 1987: 361). Eine Unterform der Berufsarmee ist die *Söldnerarmee*, welche die am stärksten von der Gesellschaft isolierte militärische Organisation darstellt und sich überwiegend aus Soldaten ohne Staatsbürgerschaft des jeweiligen Landes rekrutieren. Die materiellen Anreizstrukturen sind mit denen der Berufsarmee vergleichbar. Die Loyalität der Söldner gilt im Gegensatz zur nationalstaatlichen Berufsarmee vornehmlich der eigenen Truppe.

Anders verhält es sich beim Typus *Wehrpflichtarmee*, die sich dahingehend von den eben genannten Wehrformen unterscheidet, da sie nach rechtlichen Bestimmungen zumindest einen Teil ihrer Mitglieder zumeist aus der gesamten männlichen Bevölkerung rekrutiert.⁵ Die Rekruten der Wehrpflichtarmee werden bei dieser Wehrform für einige Zeit vom zivilen Gesellschaftsleben isoliert, allerdings ist diese Isolierung zeitlich begrenzt. Ein Wehrdienstleitender ist ein ‚Amateurssoldat‘, solange die Wehrpflicht nicht mehrere Jahre dauert.⁶ Der An-

-
- 5 Die Allgemeine Wehrpflicht war mit der „levée en masse“ vom 23.08.1793 für einige Zeit zur Verteidigung der jungen Republik eingeführt worden. Das französische Konkurrenzgesetz vom September 1798 regelte die Dienstplicht bereits wieder nach Klassen und beendete damit die eigentliche Allgemeine Wehrpflicht.
 - 6 Bereits Weber (1972: 686) gibt zu bedenken, ob „im Zeitalter des Maschinenkrieges“ die allgemeine Wehrpflicht des Stehenden Heeres bestehen bleiben kann.

teil von Zeit- und Berufssoldaten, die den Kader stellen, variiert bei eigentlichen Wehrpflichtarmeen⁷ von Land zu Land deutlich (Haltiner 1998: 48, 51; Werniker: 105).

Die *Milizarmee*, welche im krassen Gegensatz zur Berufs- und Söldnerarmee steht, ist eine Unterform der Wehrpflichtarmee. Die Besonderheit liegt bei dieser Form von Wehrsystem darin, dass die Milizangehörigen im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht nur während der kurzen Grundausbildung kaserniert sind und dann zu jährlichen Kurzwehrübungen einberufen werden. Die jeweiligen Wehrübungen sind „[...] in den Militärdienst einbezogen und zugleich ökonomisch und sozial Teil des zivilen Lebens, [...]“ (Lepsius 1997: 361). Planung und Durchführung von Ausbildung und Einsatz der Miliz liegen tendenziell in der Verantwortung der Milizionäre und sind grundsätzlich schon Aufgaben in Friedenszeiten und nicht erst im Verteidigungsfall. Unterstützt werden die Milizionäre von einem bürokratischen Verwaltungsstab, der u.a. die Ausbildungseinrichtungen verwaltet (Fernau 1987: 17ff). Während des Jahres leben die Milizionäre bis auf wenige Wochen in ihrem familiären und beruflichen Umfeld und behalten einen Teil ihrer persönlichen Bewaffnung. Hier wird die Idee vom Volk unter Waffen an klarsten verwirklicht. Auch die Milizarmee kann einen kleinen Kader von hauptberuflichen Soldaten aufweisen.⁸ Darüber hinaus ist es grundsätzlich möglich eine Armee aus milizartigen Verbänden und hauptberuflichen stehenden Verbänden miteinander zu integrieren.⁹

Da seit den Zeiten des Absolutismus freilich Stehende Heere bis heute die weltweit größte Verbreitung gefunden haben, werde ich mich in den nun folgenden Abschnitten auf diese Wehrstrukturform und ihre spezifischen Logiken konzentrieren. Stehende Heere sind seit dem Anfang ihres Bestehens vor ein unauflösbares Problem gestellt. Ihre Voraussetzung besteht in der Hierarchie der Bürokratie und einer damit einhergehenden Rationalität. Bürokratie ist engstens mit dem Stehenden Heer verbunden, da sie ein Mittel der Herrschaftskontrolle über die Armee ist. „Der Beamte hat seine eigenen Überzeugungen seiner *Gehorsamspflicht zu opfern*“ (Weber 1988c: 377). Bürokratie besitzt zudem funktionale Aspekte, da sie die Arbeitsteilung in der militärischen Großorganisation er-

7 Der Milizionärs- bzw. Wehrpflichtigenanteil in solchen Streitkräftestrukturen beträgt über 50 Prozent. Beispiele dafür sind Finnland, Griechenland, Norwegen, Polen, die Schweiz und die Türkei (Stand 2004).

8 Dies entspricht dem gegenwärtigen Schweizer Modell.

9 Viele angelsächsische, skandinavische und baltische Länder verfügen neben einem Stehenden Heer über eine Miliz. Unterschiede bestehen hinsichtlich der Freiwilligkeit der Milizionäre an Auslandseinsätzen teilnehmen zu müssen.

laubt. Antrieb der modernen Bürokratie ist für Weber (1972: 128) ihre technische Rationalität, denn durch ihre „Berechenbarkeit“, d.h. ihre „Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit“, sei sie die rationalste und damit überlegene Form der Herrschaftsausübung. Ebenso wie bis heute viele Soldaten sieht auch Weber die Bürokratie aber als ein schwerwiegendes Problem für das Militär und die Kampfmoral an, denn durch sie wird aus dem charismatischen militärischen Führer und Generalisten ein bloßer Fachmensch.

Trotz der für Soldaten elementaren Gehorsamspflicht, sind sie keine reinen Beamten, sondern zeichnen sich durch ihren potentiellen Kampfauftrag und potenzielle Opferbereitschaft aus. In einer Kultur in der Zweckrationalität zur einzig handlungsleitenden Orientierung wird, droht für Weber der Mensch zum funktionalen Instrument innerhalb dieses Getriebes reduziert zu werden und nicht mehr in der Lage zu sein, die unmittelbar vorgefundenen Lebensbedingungen zu transzendieren. Die Vorherrschaft einer auf technische Beherrschung abzielenden Rationalität verdrängt nach Weber (1988a: 564) nicht nur die Religion ins Reich des Irrationalen, sondern führt auch zu einem Verschwinden geteilter Normenaus der Sphäre der Öffentlichkeit. Gerade der Organisationszweck der Militärbürokratie liefert aber den Grund für die Begrenztheit von bürokratischer Rationalität im Militär, denn der Kampf im Gefecht verlangt von Soldaten, dass sie entgegen jeder menschlichen Rationalität ihre physische Existenz gefährden. Zugleich bietet ‚die kleine Kampfgemeinschaft‘ die Grundlage für militärische Brüderlichkeit (Kameradschaft) und die Gelegenheit nach Höherem zu streben.

Und darüber hinaus leistet der Krieg dem Krieger selbst etwas, seiner konkreten Sinnhaftigkeit nach, Einzigartiges: in der Empfindung eines Sinnes und einer Weihe des Todes, die nur ihm eigen ist. Die Gemeinschaft des im Felde stehenden Heeres fühlt sich [...] als eine Gemeinschaft bis zum Tode. Und von jenem Sterben, welches gemeinses Menschenlos ist und gar nichts weiter [...] scheidet sich der Tod im Felde dadurch, daß hier [...] der Einzelne zu wissen glauben kann: daß er „für“ etwas stirbt. (Weber 1988a: 548)

Ein hauptberuflicher Soldat ist daher ein ‚spezieller Beamter‘, da er zwar einerseits den rationalen Prinzipien der Bürokratie zu genügen hat, andererseits ein Soldat im Gefecht auch den Anforderungen der zweckbestimmenden Aufgabenstellung des Krieges gerecht werden muss. Im Militär findet deswegen eine Integration des Spannungsverhältnisses von *vertikaler*, bürokratischer Rationalität und *horizontaler*, berufständischer Gemeinschaftlichkeit statt.

Die Unterordnung des einzelnen in die militärische Ordnung ist ein zentrales Anliegen des Militärs, die als funktionale Notwendigkeit aus der militärischen Zielsetzung einer permanenten Einsatzfähigkeit und möglichst hoher Kampf-

kraft¹⁰ heraus erklärt wird.¹¹ In der Militärorganisation gilt idealtypisch *totale Herrschaft*, weil die Bereitschaft zu Gehorsam den Tod des Befehlsempfängers zur Folge haben kann. Damit liegt im Militär die höchste Stufe von Herrschaft im Sinne Max Webers vor, weil die Chance für einen Befehl gleich welchen Inhalts Gehorsam zu finden das eigentliche Charakteristikum von Herrschaft ausmacht, was genau dem militärspezifischen Prinzip von Befehl und Gehorsam entspricht. In diesem Zusammenhang unterscheidet Alfred Vagts (1937: 13) zwischen dem Militärischen und Militarismus:

The military way is marked by primary concentration of men and materials on winning specific objectives of power with the utmost efficiency, that is, with the least expenditure of blood and treasure. It is limited in scope, confined to one function, and scientific in its essential qualities. Militarism, on the other hand, presents a vast array of customs, interests, prestige actions and thought associated with armies and wars and yet transcending true military purposes. Indeed, militarism is so constituted that it may hamper and defend the purposes of the military way. Its influence is unlimited in scope. It may permeate all society and become dominant over all industry and arts. Rejecting the scientific character of the military way, militarism displays the qualities of caste and cult, authority and belief.

Es erscheint jedoch fraglich, ob sich das gewaltsame Bedingungsverhältnis zwischen Militär und ziviler Gesellschaft mit einem bloßen Verweis auf Militarismus abgetan werden kann. Vielmehr gilt es zu überlegen inwiefern bereits dem Militärischen aufgrund seiner Gestalt ein potenzieller Totalitätsanspruch inne wohnt und die militärische Ordnung bestimmt.¹²

Es kann festgehalten werden, dass die Armee meist als eine Großorganisation¹³ des Staates verstanden wird, dem gegenüber der unbewaffneten Bevölkerung das Gewaltmonopol obliegt.¹⁴ Um die strukturellen Bedingungen und Zu-

10 van Creveld (1989: 212) definiert *Kampfkraft* als „[...] die Mischung, in der einen oder anderen Kombination, aus Disziplin und Zusammenhalt, Moral und Initiative, Mut und Härte, der Bereitschaft zu kämpfen und der Bereitschaft, wenn nötig, zu sterben.“

11 Vgl. dazu auch Kernic 2003: 215.

12 Siehe dazu auch Ernst Jünger, Die totale Mobilmachung, 1931.

13 Großorganisation auch deshalb, weil die meisten Streitkräfte über eigene Polizei, Nachrichtendienst, Attachés, Telekommunikationssysteme, etc. verfügen.

14 Dies trifft jedoch nicht auf Stammesgemeinschaften zu, da sie meistens nicht über eine Militärorganisation verfügen. Stammesmitglieder sind oftmals auch Krieger, werden aber nicht eigens als Armeeangehörige betrachtet. Milizarmeen können als Mischwesen zwischen Kriegergruppen und Stehenden Armeen betrachtet werden (vgl. Sombart 1913 *passim*).

sammenhänge des Spannungsverhältnisses zwischen spätmodernen Demokratien mit ihren pluralistischen Werten und der politischen Institution Militär mit ihrer hierarchischen Binnenstruktur und ihrem Gewaltpotenzial zu beleuchten, muss die soziologische Analyse die Position des Militärs in Gesellschaft und Staat berücksichtigen. Selbst demokratisch verfasste Staaten unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihres praktischen Regierungssystems und ihrer inneren Verfasstheit von einander, sondern auch in ihren Vorstellungen zur Wahrung von Freiheit sowie damit einhergehend den Rechten und Pflichten der Bevölkerung. Deswegen ist es nötig die demokratietheoretisch maßgeblichen Konzeptionen des *Republikanismus* und *Liberalismus* hinsichtlich ihrer militärischen Kompatibilität bzw. Inkompatibilität zu betrachten. Daher folgt für diesen ersten Schritt zunächst eine knappe Darstellung der zwei maßgeblich demokratietheoretisch relevanten Gesellschaftsmodelle.

1.2 Das Militär in Republikanismus und Liberalismus

Demokratien zeichnen sich durch ein Freiheits- und Gleichheitspostulat aus, verfolgen idealiter das Ziel gewaltfreier Konfliktlösung und gewährleisten freie und geheime Wahlen zur Bestimmung der politischen Führung. Durch Gesetze werden die Rechte der Bevölkerung gesichert, ihre formellen Pflichten geregelt und die Regierung gebunden. Sowohl in der Theorie unterschiedlicher Gesellschaftsmodelle als auch in der Praxis zeigen sich aber deutliche Unterschiede in der Ausgestaltung der demokratischer Freiheits- und Gleichheitsidee. Während das Demokratiemodell des Republikanismus an der Lernfähigkeit der Bürger als einer wesentlichen Voraussetzung für Selbstbestimmung und Emanzipation fest hält, sind die anthropologischen Prämissen des Liberalismus und seines Konkurrenzmodells überwiegend pessimistisch. Diese Unterschiede zwischen Republikanismus und Liberalismus spiegeln sich auch in den jeweiligen Vorstellungen von der Ausgestaltung zivil-militärischer Beziehungen wieder, weswegen diese beiden Gesellschaftsideen im Folgenden diesbezüglich kurz vorgestellt werden.

Die Geburtsstunde des Republikanismus liegt in der Antike. Aristoteles beschreibt in der ‚Nikomachischen Ethik‘ die Republik als die Gemeinschaft der freien und gleichen (männlichen) Bürger, deren Ethos tragendes Element des Gemeinwesens ist. In der ‚Politica‘ beschreibt Aristoteles den Staat als höchste Form der menschlichen Gemeinschaft, dessen Staatszweck das *Gemeinwohl* darstellt, das sich im moralischen und glückseligen Leben aller Menschen im Staat ausdrückt. Nach dem Untergang des antiken Griechenland und des römischen Republik kam es erst in der Renaissance wieder zu einem Wiederaufleben der

republikanistischen¹⁵ Gesellschaftsidee. Niccolò Macchiavelli beschreibt in den ‚Discorsi‘ (1517) die *Tugend* der Bürger eines Gemeinwesens als Voraussetzung für Freiheit. Für die französischen Aufklärer wie Montesquieu ist die für den republikanistischen Diskurs zentrale Frage nach den Tugenden aufs Engste verbunden mit den sozio-moralischen Anforderungen einer Demokratie, die ohne die Tugenden der Bürger auf Dauer keinen Bestand habe, wie er in ‚De l’Esprit de la loi‘ (1748) erklärt. Demokratie ist für Montesquieu auf der Liebe zur Gleichheit und Einfachheit gegründet, so dass sich Einzelne nicht zu sehr über andere erheben sollten. Auch Jean-Jacques Rousseau betont in ‚Du contrat social ou principes du droit politique‘ (1762) die Bedeutung des Gemeinwillens (*volonté générale*) für die Gleichheit und Freiheit der politisch mündigen Bürger. Er stellt dem aber die liberalistische Idee des Gesellschaftsvertrages zur Seite, um das Prinzip innerstaatlicher Gewaltvermeidung sicher zu gewährleisten. Gleichwohl strebt er zur Erreichung des Gemeinwohls die Homogenität des Gemeinwillens an. Und der schottische Aufklärer John Millar betont in ‚The Origin of the Distinction of Ranks‘ (1771) schließlich, dass zwischen politischer und privater Tugend, Gemeinsinn und Moralität nicht getrennt werden könne. Diese unauflösliche Interdependenz der privaten und der politischen Ebene stellt die besondere Pointe im Tugenddiskurs des klassischen Republikanismus dar (Münkler 1992b: 32). Der Glaube an die Einsichtsfähigkeit des Menschen in die Notwendigkeit zur Selbstverpflichtung gegenüber dem Mitbürger ist ein weiteres zentrales Element.

Aus republikanistischer Perspektive erhält das öffentliche Leben innerhalb des Gemeinwesens somit den Vorrang gegenüber partikularer Interessen und den Freiheitsrechten Einzelner, denn der Mensch wird aus dieser Perspektive erst in der Gemeinschaft und durch den Mitmenschen als Gegenüber zum sozialen Individuum. Darüber hinaus vertraut der Republikanismus auf die Erziehung zu moralischen und politischen Tugenden und somit auf die Lernfähigkeit des Menschen. Diese Kompetenzvermutung erlaubt die Zubilligung politischer Partizipationsrechte, die den Charakter einer moralischen Pflicht besitzen. Politische Partizipation und bürgerliches Engagement werden damit als ‚positive Freiheit‘ für etwas gefasst (Berlin 1958).

Zur Verteidigung des eigenen Gemeinwesens gegen fremde Mächte hat der Staatsbürger des Republikanismus auch ein Bürgersoldat zu sein, wodurch er aus der Selbstverpflichtung zum Militärdienst staatsbürgerliche Rechte erwirbt und

¹⁵ Ich verwende ‚liberalistisch‘ bzw. ‚republikanistisch‘ um den konzeptionellen und ideengeschichtlichen Gehalt dieser Termini von der umgangssprachlichen Verwendung der Begriffe ‚liberal‘ bzw. ‚republikanisch‘ abzugrenzen.

erneuert. Darüber hinaus erwachsen ihm Ruhm und Anerkennung für den Dienst am Land; gleichzeitig werden hierdurch jene Regenerationskräfte geweckt und erhalten, die der als natürlich angenommenen Tendenz zur Erschlaffung und Korruption der Sitten entgegenwirken und sie wieder ausgleichen.¹⁶ In seiner Artikelserie für den „Vorwärts“ vom März 1893 argumentierte bereits Friedrich Engels, dass die rechtzeitige Umwandlung der Stehenden Heere in eine auf allgemeine Volksbewaffnung beruhende Miliz unter rein militärischem Aspekt möglich sei und vor dem ökonomischen Ruin und einem allgemeinen Vernichtungskrieg schützen helfe. Der Angelpunkt für die Abrüstung sei die Verkürzung der Dienstzeit und letztendlich beginne der Zukunftsstaat, das unverfälschte Milizsystem (MEW 22, 381). Noch Janowitz (1983 *passim*) fragt sich wie unter den Bedingungen des Kalten Krieges mit seinen *Stehenden Heeren*¹⁷ das Ideal des Bürgersoldaten zur Pflege demokratischer Werte und Praktiken noch kultiviert werden kann. Das republikanistische Modell der *Milizarmee* resultiert aus dem Ideal des Bürgersoldaten. Selbst politisch links stehende Autoren wie Cockshot/Cottrell (1993: 165) betonen und würdigen die Funktion des Militärs zur Schaffung gemeinwohlorientierter Werte. Die militärische Gemeinschaft und ihr spezifischer Zusammenhalt gelten im Linksrepublikanismus als Rezept gegen die typische Vereinzelung des Menschen im Kapitalismus. Darüber hinausgehend betont Lenin (1959: 157) noch im Frühjahr 1917 die Bedeutung der Miliz für eine nachhaltige proletarische Revolution:¹⁸

Demokratie von unten, Demokratie ohne Beamten, ohne Polizei, ohne stehendes Heer, öffentlicher Dienst in der ausnahmslos bewaffneten, aus dem ganzen Volk zusammengesetzten *Miliz* – das ist die Gewähr für eine Freiheit, die keine Zaren, keine wackeren Generale, keine Kapitalisten zurücknehmen können.

In republikanistischen Demokratien, die sich durch ihren partizipativen Charakter auszeichnen, ist es notwenig, dass sich demokratische Werte und Praktiken

16 Siehe dazu Münkler (1992: 40), der betont, dass im klassischen Tugenddiskurs die Idee der Tugendhaftigkeit der Bürger im Sinne ihrer Gemeinwohlorientierung immer auf den Vorsetzungen einer tendenziellen Vermögensgleichheit im Inneren bestand. Dies hat für ein Sozial- und Wirtschaftssystem weitreichende Konsequenzen.

17 Unter dem Streitkräftetyp „Stehendes Heer“ bzw. „Stehende Armee“ werden auch andere Teilstreitkräfte als das Heer gefasst. Der Begriff dient zur Abgrenzung zum der Typ der Milizarmee und hat eine militärhistorische Tradition. .

18 Die bolschewistischen Roten Garden, welche keine Dienstgrade kannten, entsprachen einer Miliz. Mit der Gründung der Roten Armee durch einen Beschluss des Rates der Volkskommissare im Januar 1918, war dieses Ideal schon wieder hinfällig.

auch weitgehend in den Streitkräften widerspiegeln und nur aus plausiblen und gerechtfertigten funktionalen Gründen abgeschwächt werden. Der Wehrdienst in der für republikanistische Demokratien typischen Milizarmee soll der Förderung der sozialen und politischen Tugenden und Verhaltensweisen dienen. Stehende Heere werden per se als Gefahr für den Frieden betrachtet, denn sie „bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer gerüstet zu erscheinen; [sie] reizen diese an, sich in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen“ (Kant 1964: 197). Dies schreibt Immanuel Kant im Rahmen seines Traktats „Zum ewigen Frieden“ [1795]. Wenn auch Kant nicht eindeutig dem Republikanismus zugeordnet werden kann, so ist doch seine Einstellung zur Miliz völlig republikanistisch: „Ganz anders ist es mit der freiwilligen periodisch vorgenommenen Übung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern“ (ebd.). Den Begriff „Staatsbürger in Waffen“ werden die preußischen Militärreformer um Gneisenau und Scharnhorst wieder aufnehmen.

Mit der Französischen Revolution findet der republikanistische Tugenddiskurs seinen Höhepunkt und wenig später mit dem Sturz des jakobinischen ‚Terreur‘ vorläufig ein jähes Ende. So besitzt der Tugendbegriff in Deutschland seitdem nur noch eine individuell moralische Konnotation (Münkler 1991: 389). Damit ist der Tugendbegriff auch für den Liberalismus akzeptabel, da die sozio-ökonomischen Voraussetzungen für die Möglichkeit zu tugendhaftem Handeln ausgeblendet werden.

Lediglich in den USA fand damals die republikanistische Grundüberzeugung, dass Freiheit unauflöslich mit Tugend verbunden sei, Einfluss in die politischen Debatten über die Gestaltung des jungen Landes, wie die „Federalist Papers“ und die „Anti-Federalist Papers“ zeigen. Die „Federalist Papers“ sind eine Artikelserie, die von Alexander Hamilton, James Madison und John Jay in den Jahren 1787 und 1788 geschrieben wurden, um Zustimmung für ihren Verfassungsvorschlag einer Union mit starker Zentralregierung zu gewinnen. Die ‚Federalists‘ stehen demokratietheoretisch in der liberalistischen Tradition. Demgegenüber von plädierten die von Thomas Jefferson angeführten ‚Anti-Federalists‘¹⁹ für die Beibehaltung der Autonomie der Einzelstaaten im Rahmen der 1776/81 geschlossenen Konföderation und stehen in der republikanistischen Tradition. Aufgrund ihrer Ablehnung einer starken Zentralgewalt, lehnen die ‚Anti-Federalists‘ ein Stehendes Heer in Friedenszeiten ab und sprechen sich für ein Milizsystem aus (Cornell 1999 *passim*). Zwar fließen sowohl in den USA als

19 Anstatt der durch ihre Gegner verliehenen Bezeichnung ‚Anti-Federalists‘ wäre eigentlich ‚Confederalists‘ der passendere Begriff.

auch in Europa republikanistische Elemente in den Anfang des 19. Jahrhunderts sich entwickelnden Nationalismus ein, doch steht dabei weniger die Idee der politischen Tugend als vielmehr das Gemeinschaftideal im Vordergrund.²⁰ Wie Münkler (1998: 108; 113f) ausführt, hat im späten 18. Jahrhundert die resignative Sicht des republikanistischen Tugenddiskurses hinsichtlich des Gesellschaftszustands zu einer Schwächung der argumentativen Position gegenüber dem Kommerzdiskurs des Liberalismus geführt. Schließlich bietet der Tugenddiskurs in politischer Hinsicht nicht die verführerische Perspektive eines kontinuierlichen Fortschritts aller Lebensbereiche, sondern geht dialektisch von regelmäßigen Krisenerscheinungen aus (Münkler 1991: 390). Erst das partizipative und egalitaristische Demokratieverständnis des vormarxischen Sozialismus von Saint-Simon und den ihm folgenden Frühsozialisten führte am Vorabend der bürgerlichen Revolutionen von 1848/49 zur Profilierung eines sozialistischen Republikanismus, der neben Tugend und Demokratie ganz bewusst auch die Frage von öffentlichen und privatem Wohlstand anspricht. Mit der bürgerlichen Revolution von 1789 hat der moderne Staat zwar die politische Ungleichheit überwunden, die wirtschaftliche Ungleichheit ist hingegen geblieben. Die politische Freiheit wird im sozialistischen Republikanismus aber als untrennbar von der soziökonomischen Freiheit begriffen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmen sich gemäß der Fortentwicklung des Republikanismus durch Marx durch die Produktionsverhältnisse, die wesentlich von den Eigentumsverhältnissen an den Produktionsmitteln abhängen (MEW 6, 408). Die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Profitinteresse gilt ihm als die Grundlage des modernen Staates. Die Trennung von Staat und Gesellschaft ist ein Phänomen moderner Staaten, dagegen ist im Mittelalter „Volksleben und Staatsleben identisch“ (MEW 1, 233). Der Staat ist für Marx nicht das Ideal einer allgemeinen Sittlichkeit (Hegel), sondern Ausdruck bestimmter materieller Interessen und die Form, „in welcher die Individuen einer herrschenden Klasse ihre gemeinsamen Interessen geltend machen und die ganze bürgerliche Gesellschaft einer Epoche sich zusammenfasst“ (MEW 3, 62). Der Historische Materialismus versteht den bürgerlichen Staat daher als eine Diktatur der Bourgeoisie. Die Verfolgung des Allgemeinwohls ist demnach nur sein scheinbares Interesse, das der Staat der besitzlosen Klasse zur Sicherung der herrschenden Verhältnisse vortäuscht. Marx versteht den Staat darüber hinaus als die Stelle an

20 Während preußische Reformer wie Gneisenau noch von republikanistischen Tugendideen beseelt waren, erhebt der im 19. Jahrhundert in Deutschland aufkeimende Nationalismus in seiner national-konservativen Variante das atavistische Blutsprinzip einer mystischen germanischen Stammesgemeinschaft zum Ideal.

der das Zivile und das Militär zusammenkommen: „Der innerliche Staat als solcher ist die *Zivilgewalt*, die Richtung nach Außen die *Militärgewalt*, die aber im Staate eine bestimmte Seite in ihm selbst ist“ (MEW 1, 217). Wo die Grundlage des Staates und seines politischen Handelns das Interesse des Privateigentums ist, verbleibt auch die Armee letztlich Instrument des Privatzwecks. Die Armee ist „die organisierte Einheit bewaffneter Menschen, die ein Staat zum Zwecke des offensiven oder defensiven Krieges unterhält“ (MEW 14, 5). Der bürgerliche Staat kann nicht den politisch *und* wirtschaftlich freien „Staatsbürger in Waffen“ (v. Scharnhorst) hervorbringen. Erst wenn die kapitalistische Gesellschaft abstirbt, verwandelt sich mit dem Fortfall aller Klassen und Klasseninteressen der „Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ“ (MEW 19, 27). In der revolutionären Übergangszeit zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft kann für Marx der „Staat nichts andres sein [...] als die *revolutionäre Diktatur des Proletariats*“ (ebd. 28). Die Freiheit der gesellschaftlichen Menschheit bzw. einer kommunistischen Gesellschaft besteht daher darin, dass der Staat lediglich ein untergeordnetes Organ sowohl der Interessen der klassenlosen Gesellschaft als auch ihrer Individuen ist. Tatsächliche Demokratie kann inhaltlich somit erst durch die Beseitigung sozialer Ausbeutung von Menschen durch Menschen verwirklicht werden.

Wie im Republikanismus so kommt auch im Liberalismus der Freiheitsidee eine zentrale Bedeutung zu. Diese wird aber im Gegensatz zum Republikanismus aus dem Naturzustand, in dem jeder ein Recht auf alles hat, abgeleitet. Gerechtigkeit ergibt sich im Liberalismus aus dem Leistungsprinzip. Dem liberalistischen Konkurrenzmodell entspricht die Annahme, dass Menschen von Natur aus in einem Überlebenswettbewerb stehen. Ohne Rekurs auf Moral ist gemeinschaftliches Handeln durch vertragliche Bindung möglich. Die Einbettung der Individuen in die gesellschaftliche Totalität von kapitalistischen Praxiszusammenhängen bleibt im Liberalismus außen vor, schafft aber durch das liberalistische Leistungsprinzip eine de facto Mystik des Rechts des Stärkeren.

In Thomas Hobbes liberalistischem Ansatz von 1651 wird Freiheit zunächst als Sicherheit vor dem Nächsten verstanden. Diese „negative Freiheit“ (Berlin 1958) gewährleistet der Hobbessche Leviathan in seiner Ausprägung als souveräner Staat, da nur er über ausreichend unabhängige Vernunft verfügt, während dem Verantwortungsgefühl der Menschen nicht getraut werden kann. Zwischen den Menschen bestimmt der Selbsterhaltungstrieb des egoistischen Einzelnen ein Freiheitsverständnis, das durch die Freiheit von Fremdbestimmung durch Dritte gekennzeichnet wird. Das Misstrauen gegenüber dem Nächsten zwingt diesen Einzelnen zum Vertrag mit dem Staat, da nur er die Sicherheit und sein Überle-

ben in einer feindlichen und konfliktreichen Umwelt sichern kann. Im Gegenzug unterwirft sich die Einzelperson den staatlichen Gesetzen, die unter Androhung von Bestrafung durch den Souverän durchgesetzt werden. Der Egoismus hält also das Gemeinwesen in Form einer Schicksalsgemeinschaft gegenüber größerem Übel zusammen.

Für den schottischen Aufklärer David Hume bestimmt ebenfalls das Gefühl des gemeinsamen Interesses das gesellschaftliche Zusammenleben, doch lehnt er die liberale Vertragstheorie ab und spricht sich für die Monarchie aus. Anstatt der klassisch naturrechtlichen Annahme vom menschlichen Egoismus vertritt er eine utilitaristische Sichtweise, die davon ausgeht, dass der Mensch aus Lust bzw. Unlust handelt. Durch den Handel sieht Hume, wie er in den „Political Discourses“ (1751) ausführt, die Möglichkeit einer moralischen Entlastung des öffentlichen Raumes, da durch den Markt die gesellschaftlichen Regulierungs- und Ordnungsaufgaben geleistet werden könnten. Auch bei Adam Smith wird in „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ (1776) der souveräne Staat konzeptionell durch den Markt ergänzt und damit relativiert. Der Utilitarismus der Marktlogik wird von Smith als „die unsichtbare Hand Gottes“ gedeutet und erhält durch die Erweckung der calvinistischen Marktfrömmigkeit in seinen Augen eine moralische Legitimität. Da es für Smith einen Gegensatz zwischen produktiver Erwerbsarbeit und kriegerischer Tätigkeit gibt, rät er zum Einsatz einer gut ausgebildeten und relativ kleinen Freiwilligenarmee, in der ganz im Sinne gesellschaftlicher Arbeitsteilung das Kriegshandwerk zur Hauptbeschäftigung einer bestimmten Klasse von Bürgern wird (Smith 1974: 590f).²¹ Außerhalb des Staates herrscht weiterhin der Naturzustand, dessen ungezügelte Gewalhaftigkeit den Staat und seine Einwohner bedrohen. Smith argumentiert, dass vor allem durch militärische Machtmittel der Staat seine Autorität gegenüber äußerer Bedrohung gewährleisten und damit seiner Sicherungsfunktion für die eigenen Bürgern gerecht werden kann.

Bereits in der für die politische Philosophie wichtigen Schrift Platons „Politeia“, wird dem Militär innerhalb des Gemeinwesens aufgrund spezifischer Organisationsstrukturen und Normen der Status eines elitären Wächter- bzw. Kriegerstands zugesprochen. Im liberalistischen Modell eines Nachtwächterstaates verfügt das Stehende Heer als Auftragnehmer über erhebliche Machtmittel. Im liberalistischen Gesellschaftsmodell muss sichergestellt werden, dass die militärischen Machtmittel nicht gegen die Freiheiten und Rechte der Bürger oder gar gegen den staatlichen Souverän selbst gerichtet werden. Durch die liberalistische Idee der Arbeitsteilung erhält der Primat der Politik seine zentrale Bedeutung in

21 Vgl. hierzu auch Richter (2005 *passim*).

den zivil-militärischen Beziehungen. Das Militär muss also in einer Art und Weise eingehetzt werden, dass seine Schlagkraft nicht einschränkt wird, aber seine Kontrolle durch den Souverän sichergestellt ist. Das Parlament vertritt in diesem System stellvertretend die demokratischen Rechte des Volkes während das Stehende Heer die militärischen Verteidigungspflichten des Volkes übernimmt.

1.3 Inkompatibilitätstheorem

Das Anfang des 19. Jahrhunderts entstandene Theorem der Inkompatibilität von Krieg, Militär und entwickelter Gesellschaft wurde in der folgenden Zeit nicht systematisch weiterentwickelt.²² Dennoch stellt es bis heute den einzigen umfassenden theoretischen Ansatz der Militärsoziologie dar. Es geht auf Comtes positivistische Gesellschaftstheorie zurück, die großen Einfluss auf die soziokulturelle Evolutionstheorie ausühte. Ein Ansatz der die Militärkultur analysieren will, sollte sich mit diesem Theorem befassen, da ihm als Einzigem hinsichtlich zivil-militärischer Beziehungen seit mehr als 150 Jahren eine gesamtgesellschaftliche Fragestellung zu Grunde liegt und sich aus seinen theoretischen wie inhaltlichen Defiziten gewisse Lehren ziehen lassen.

Im späten 18. Jahrhundert und im 19. Jahrhundert werden konkrete Überlegungen zum Militär unter gesellschaftstheoretischer Perspektive angestellt. In den „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ spricht sich Wilhelm von Humboldt bereits 1792 deutlich gegen Stehende Heere aus, da sie den Kriegern in Friedenszeiten keine friedlichen Tugenden und Freiheitsgefühle gestatten und ihr Leben hindurch in einem maschinenmäßigen Leben halten. Der Geist des Krieges kann für Humboldt (2002: 61ff) nur dann heilsam zur Bildung des Menschengeschlechts beitragen, wenn er auf Freiheit gründet und sich durch alle Mitglieder der Nation ergießen kann. Auch der vorsozialistische Denker Henri-Claude de Saint-Simon (1819) plädiert gegen Stehende Heere, da sie eine Gefahr für alle friedlichen, freiheitsliebenden Nationen darstellen, weil deren Führung andere Interessen als die der Allgemeinheit verfolgen. Stattdessen plädiert er für Volksarmeen, die sich aus arbeitenden Bürgern rekrutieren und lediglich der Landesverteidigung dienen.

Das Verhältnis von Militär und ziviler Gesellschaft ist bei den frühen Soziawissenschaftlern zumeist von der Annahme einer „Inkompatibilität“ (Comte 1923, 3. Bd.: 47f.) von Militär und industrialisierter Gesellschaft geprägt. Diese

22 Den einzig nennenswerten Versuch unternahm Wolfgang Vogt (1980), der die Inkompatibilität von Militär und Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt der atomaren Hochrüstung im Kalten Krieg konstatierte.

Annahme besagt, dass durch die Industrialisierung die Produktivität unermesslich gesteigert worden sei und somit die Funktion des Krieges als Erwerbsquelle verdrängt worden sei. Obwohl das Militär die industrielle Entwicklung ursprünglich erst ermöglicht habe, sei es im industriellen Zeitalter systemwidrig. Der Staatswissenschaftler Lorenz von Stein stellt im Jahre 1850 aus historischer Analyse die Abhängigkeiten staatlicher Aktivitäten vom Militär in Relation zu gesellschaftlichen Strukturmerkmalen dar (v. Stein 1921 *passim*). Gesellschaftlicher Wandel und die Formen des Militärs werden in Zusammenhang zu einander gesetzt. Das Militär ist bei ihm damit nicht länger naturwüchsiger Teil von Staat und Gesellschaft. Bis zur Industrialisierung seien Kriege und das Militär ein überaus probates Mittel zur Aneignung gesellschaftlichen Besitzes mittels Eroberung gewesen. Dazu schreibt Norbert Elias [1939]: „Für alle naturalwirtschaftenden Kriegergesellschaften – und nicht nur für sie – ist das Schwert ein sehr nahe liegendes, ein unentbehrliches Mittel zum Erwerb von Produktionsmitteln und Gewaltandrohung ein unentbehrliches Mittel der Produktion“ (1997, 2. Bd.: 214). Laut dem Inkompatibilitätstheorem macht die enorm gesteigerte Produktivität der industriellen Arbeit den Krieg und damit das Militär als Quelle für Reichtum überflüssig. Sie widersprächen vielmehr den Erfordernissen weiterer Produktionssteigerung, denn sie erwiesen sich für den ökonomischen und sozialen Fortschritt als hinderlich.

Die liberalistische These von der Inkompatibilität industrieller Arbeit und militärischer Gewalt ist u.a. von der bedeutsamen Rolle des Bürgertums als Träger der Industrialisierung und gesellschaftlichen Gegners des Adels im 18. und 19. Jahrhundert geprägt. Der zunehmend politisch entmachtete Adel dominierte jedoch weiterhin das Militär, da traditionell das Offizierkorps bildete. Ein Liberaler wie Schumpeter (1918/19: 309) hat denn auch die verbliebenen feudalen Relikte als Hauptgrund für den kriegerischen Imperialismus seiner Tage gedeutet und deren Einfluss in der Herrschafts- und Sozialstruktur der europäischen Gesellschaften für die vorübergehende Verbindung von Kapitalismus mit Nationalismus und Militarismus genannt.

Grundsätzlich kritischer beurteilte Herbert Spencer die Entwicklung des Kapitalismus und stellte dem bürgerlich-industriellen einen kriegerischen Gesellschaftstyp gegenüber, der durch Bürokratisierung und staatliche Einflussnahme genährt würde und sich durch seinen umfassenden Zwangscharakter auszeichne. Industrielle Gesellschaften sind nach Spencer durch Produktionsarbeit geprägt, die durch ihre steigende Produktivität kriegerische Eroberungsarbeit hinfällig mache. Eine politischen Prinzipien folgende gesellschaftliche Entwicklung mache Militär und Krieg aber zwangsläufig überflüssig und verdränge diese schließlich. Auch der industrielle Gesellschaftstypus stelle nur eine historische

Übergangserscheinung einer Entwicklung dar, dem ein Typus folgen werde, der „durch eine Umwandlung des Glaubens, dass das Leben zur Arbeit bestimmt sei, in den Glauben, daß die Arbeit dem Leben zu dienen habe“ (Spencer 1885: 150) geprägt sei. Analysen von Gesellschaft und deren Entwicklung sind für Spencer eng an die Betrachtung des Militärs gekoppelt.

Vor dem Hintergrund seiner Beobachtungen in den USA des 19. Jahrhunderts betrachtet Alexis de Tocqueville das Militär sogar als Gefahr für demokratische Gesellschaften und streicht dabei die Bedeutung des politischen Systems heraus. Ihm ist es besonders wichtig, sich über die „Antriebe derer, die sie [die Armeen; UvH] zusammensetzen“ (Tocqueville 1976: 756) klar zu werden. Die Gleichheit in demokratischen Ländern bringe es im Gegensatz zu Aristokratien mit sich, dass jeder Offizier werden könne, wodurch der Wunsch nach raschem sozialem Aufstieg realisiert werden könne, aber mit einem schrankenlosen militärischen Ehrgeiz einhergehe, da sein einziger Bezugsrahmen nun das Militär sei (ebd. 757). Deswegen beständen besonders in Demokratien große Interessengegensätze zwischen Bevölkerung und Militär, da alle Ehrgeizigen einer demokratischen Armee sich aus Karrieregründen einen Krieg herbeisehnten. Erst wer einmal aufgestiegen sei, hielte gerne inne um das Errungene zu genießen (ebd. 758f). Somit kommt auch bei Tocqueville zur Analyse des Militärs den gesellschaftlichen Strukturen eine bedeutende Rolle zu.

Die Vertreter des historischen Materialismus haben vor allem die Verantwortung der Wirtschaftsverfassung der bürgerlichen Gesellschaft und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse für die Anwendung militärischer Gewalt betont. Bereits 1857 definierte der ehemalige Reserveoffizier Friedrich Engels die Armee als „die organisierte Einheit bewaffneter Menschen, die ein Staat zum Zweck des offensiven oder defensiven Krieges unterhält“. In späteren Schriften argumentiert Engels, dass im Zuge der historischen Gesellschaftsentwicklung das Militär an seinen eigenen Widersprüchen zugrunde gehen werde. Somit geht auch er von der Inkompabilität zwischen ziviler Gesellschaft und Militär aus. Die enormen Rüstungsausgaben und die allgemeine Dienstpflicht würden dazu beitragen, dass die Masse des Volkes ihre Interessen begreifen würden (MEW 20, 158). Engels betont insbesondere den Zusammenhang von Gesellschaftsform und Heeresorganisation, wie er an seinen Beobachtungen über die Französische Revolution deutlich macht (ebd. 159). Auch Engels legt zur Analyse des Verhältnisses von Gesellschaft und Militär das Hauptaugenmerk auf die gesellschaftliche Ebene. Unter den Bedingungen des imperialistischen Kapitalismus wird in Engels Augen die Armee zu einer demokratischen Massenbewegung, die sich zum Sozialismus wendet, da die einfachen Soldaten nicht länger für die Interessen der Bourgeoisie in den Krieg zögen (Neumann/v. Hagen 1986: 280).

Hingegen ist für Karl Lebknecht [1907] die Kompatibilität von Stehender Armee und Kapitalismus ganz klar gegeben. Er sieht das Stehende Heer nicht nur als Instrument gegen den äußeren Feind, sondern auch als Unterdrückungsapparat gegen Volksaufstände. Der Soldat ist ihm daher ein „Hofhund des Kapitals“. Den Militarismus nach Außen betrachtet Liebknecht [1907] als gleichbedeutend mit dem Krieg gegen die inneren Feinde der kapitalistischen Oligarchie.

Der Zusammenhang von Krieg, Militär und kapitalistischem Wirtschaftsleben ist auch für Werner Sombart (1913 *passim*) offensichtlich, doch interessiert er sich für die Frage weshalb und inwieweit der Kapitalismus eine Folge des Krieges ist. Über den Prozess der kriegerischen Staatenbildung stellt er zunächst einen indirekten Zusammenhang von Krieg und Kapitalismus fest. Sombart konstatiert „das doppelte Gesicht des Krieges“ als Zerstörer und als Gewinnbringer doch vor allem argumentiert er, dass der Krieg am Aufbau des frühkapitalistischen Wirtschaftssystems aktiv beteiligt war, da der Krieg die modernen Heere geschaffen hat. Die modernen Heere erfüllten nämlich wichtige Bedingungen kapitalistischer Wirtschaft, da sie Vermögensbildner, Gesinnungsbildner und Marktbildner seien (*ebd.* 14f). Der ein Jahr später begonnene Erste Weltkrieg zwischen den damaligen Imperien sollte seine Analyse auch für den Kapitalismus des frühen 20. Jahrhunderts bestätigen.

Die Frage nach dem Bedingungsverhältnis von Krieg, Militär und Kapitalismus stellt sich weiterhin vor dem Hintergrund der ökonomischen Interessen global agierender Staaten und militärischer Interventionen zur Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen. Darüber hinaus ist die Rüstungsindustrie an sich schon ein profitabler Industriezweig, und muss großes Interesse an einer militarisierten Außenpolitik besitzen, wenn damit die Absatzzahlen und die Profite steigen. Bereits der US-Präsident und Ex-General Eisenhower warnte in seiner Abschiedsrede im Januar 1961 vor dem „Militärisch-Industriellen-Komplex“ (MIK). Herrschaftssoziologische Ansätze betonen in diesem Zusammenhang die engen Beziehungen zwischen Akteuren in Militär, Wirtschaft und Politik (Mills 1956 *passim*). Da sich die Diskussion des MIK-Paradigmas sehr auf Macht und Einfluss von Militär und Rüstungsindustrie konzentrierte, schlägt v. Bredow (1983: 82f) vor besser vom „Militärisch-Zivilen-Komplex“ zu sprechen. Auf diese Art und Weise ließe sich sowohl die Vermischung von militärischen und zivilen Bereichen als auch die bislang unzureichend berücksichtigte Bedeutung der zivilen Politik für die Bereitstellung der Finanzen für einen solchen Komplex ausreichend konzeptionell berücksichtigen. Dieses Phänomen wird auch als „Militär-Keynesianismus“ bezeichnet, „which places its emphasis not on the demand for defense but rather on the available supply of money“ (Johnson 2007: 66). Neben der privaten Rüstungsindustrie gilt es heute auch Dienstleistungsunternehmen zu

berücksichtigen, denn immer mehr logistische Aufgaben werden mittels ‚Outsourcing‘ an die Privatwirtschaft vergeben. Da das Wachstum des MIK zu einer Stärkung der Exekutive führt, kommt es zu Feldzügen, die weniger mit der nationalen Sicherheit, als vielmehr mit der innenpolitischen Logik des Militär-Keynesianismus zu tun haben (ebd.). So betrachtet schließen sich Militär und Kapitalismus weit weniger aus als die Vertreter des Inkompatibilitätstheorems noch voller Optimismus annahmen. Die militärisch-zivile Interessenverquickung kann vielmehr dazu beitragen, dass sich Staat und Gesellschaft eines demokratischen Landes zu einer eigentlichen *Plutokratie* entwickeln und das Militär nicht nur dem Erhalt des gesellschaftlichen Status Quo, sondern vor allem auch den Profitinteressen einer privilegierten Schicht dient. Lediglich die Symbole und die Rhetorik einer mystifizierten Demokratie bleiben erhalten. Hinsichtlich der Erwartung eines weltweit aufziehenden ‚Garnisonsstaates‘ hat Harold Lasswell (1941: 462) das Potenzial der liberalen Demokratien zur plutokratischen Demokratie in folgende Worte gefasst:

Mystic „democracy“ is not, strictly speaking, democracy at all, because it may be found where authority and control are highly concentrated yet where part of the established practice is to speak in the name of the people as a whole.

Wenn gleich auch Lasswell (ebd. 455) die Macht des Militärs in einer Welt von Garnisonsstaaten („[...] a world in which the specialists on violence are the most powerful group in society“) überschätzt hat, so erinnern einige Merkmale des Garnisonstaatsmodells auch an heutige parlamentarische Demokratien. Damit wird klar, dass das MIK-Paradigma als ein Teil zivil-militärischer Beziehungen betrachtet werden muss, da es nicht getrennt von gesellschaftspolitischen Entwicklungen verstanden werden kann. Um zukünftig die Rolle der Exekutive in diesen Verflechtungen hinreichend zu berücksichtigen und um an Theoreme zivil-militärischer Beziehungen anzuknüpfen, böte es sich in konzeptioneller Hinsicht an von einem ‚Zivil-Militärischen-Komplex‘ zu sprechen.

1.4 Zwischenfazit

Die Beschäftigung mit dem Militär besitzt in den Sozialwissenschaften eine lange Tradition, die mit Auguste Comte beginnt. Die bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden positivistischen Ansätze betrachten zum ersten Mal überhaupt das Militär als von der zivilen Gesellschaft getrennt. Die frühe Sozialwissenschaft (Comte, Spencer) problematisiert die Stellung des Militärs zu Regierung, Privatwirtschaft und ziviler Gesellschaft und stellt letztlich die *Inkompatibilität*

von Militär und moderner kapitalistischer Gesellschaft fest. Später wird in marxistischen und dann vor allem liberalistischen Gesellschaftstheorien die Frage nach der gesellschaftlichen Rolle des Militärs fortgeführt, wobei die Beschäftigung mit institutioneller Gewalt und der Rolle des Militärs als Vorbild des kapitalistischen Betriebs etwa im Werk Max Webers eine große Rolle spielt (Kernic 2001a: 24ff). Auch Werner Sombart (1913 *passim*) versteht das Militär als Wegbereiter der kapitalistischen Gesellschaftsentwicklung und erkennt kausale Beziehungen zwischen Krieg, Militär und industriell-kapitalistischer Wirtschaftsweise.

In Demokratien scheint zwischen der Gleichheitsvorstellung eines demokratischen Gemeinwesens und der stark hierarchisch ausgerichteten Struktur des Militärs zunächst ein offener Widerspruch zu liegen. Hinsichtlich der sich daraus ergebenden demokratietheoretischen Überlegungen und ihrer Implikationen für die Vorstellung vom Wesen des Militärs geben Liberalismus und Republikanismus unterschiedliche Antworten. Ein liberalistischer Ansatz schlägt vor, dass durch die demokratisch legitimierte Führung die Rahmenbedingungen und Ziele definiert werden, innerhalb welcher sich die Militärs frei bewegen können. Um effektiv die Nation verteidigen zu können, plädiert der Liberalismus für ein Militär das sich rein an Kriterien zur Kampfkrafterhöhung misst. Nur durch eine strikte gesellschaftliche Aufgabentrennung sieht der Liberalismus die nationale Sicherheit gewährleistet. Eine Kritik an diesem Ansatz besteht in dem nahe liegende Einwand, dass nicht zuletzt durch waffentechnologische Entwicklungen wie die Atombombe eine klare Unterscheidung der Aufgabenbereiche im Ernstfall kaum noch zu treffen ist (Burk 2002: 10).

Der Republikanismus geht hingegen primär von einer anderen Fragestellung aus. Er fragt weniger danach, wie die Rechte des Einzelnen in der Gesellschaft geschützt werden können, sondern wie gesichert ist, dass der Bürger sich in der Gesellschaft engagiert. Dem Militär als gesellschaftlicher Institution kommt diesbezüglich eine bedeutsame Stellung zu. Während es im Liberalismus nur einen instrumentellen Charakter und darüber hinaus keinen Eigenwert besitzt, wird im Republikanismus das Militär gewissermaßen als ‚Schule der Republik‘ für den Bürgersoldaten betrachtet.²³ In diesem Sinne stellt der Wehrdienst vor allem auch ein Recht und nicht ausschließlich eine Pflicht dar. Im Rahmen eines feministischen Ansatzes der Militärsoziologie hat Claire Snyder (2003 *passim*) auf die Bedeutung des Militärdienstes für die gesellschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau aufmerksam gemacht.

23 Vgl. dazu Janowitz (1983).

Der soziologische Ansatz zivil-militärischer Beziehungen konzentriert sich auf die Stellung und Verankerung des Militärs in seiner Umwelt. Bisher wurde aber in der soziologischen Diskussion des Verhältnisses von nicht-militärischer Gesellschaft und Militär vor allem die Innenansicht der Militärorganisation in den Vordergrund gestellt. Weltweit ist die Nähe der militärsoziologischen Forschung zum Staat unverkennbar, die u.a. durch das weitgehende Fehlen einer Soziologie des Militärs an Universitäten und freien Forschungseinrichtungen und ihrer überwiegenden Ansiedlung an Militärakademien und militärischen Dienststellen mit Forschungsauftrag²⁴ gekennzeichnet ist. Die Staatsnähe der modernen Militärsoziologie hat einerseits dazu beigetragen, dass das Militär als Institution von Militärsoziologen meist nicht grundsätzlich hinterfragt wird, und andererseits führt es dazu, dass das etablierte akademische Feld aus Distinktionsgründen gegenüber der Militärsoziologie weitgehend Abstand hält.

Während eine staatsnahe, anwendungsbezogene „Betriebssoziologie des Militärs“ das Forschungsfeld dominiert, ist der gesellschaftstheoretische Strang der Militärsoziologie weiterhin nur schwach ausgeprägt. Manche Kritiker wie Bröckling (1997: 31ff) gehen soweit von der modernen Militärsoziologie als einem eigenen Disziplinierungsdiskurs zu sprechen. Der modernen Militärsoziologie wird nicht grundlos vorgeworfen, dass sie als eine konformistische „Soziologie nur für den Dienstgebrauch“ (Lippert/Wachtler 1982) häufig einen affirmativen Empirizismus pflegt und lediglich der Effizienzmaximierung und Legitimierung des Militärs dient, weswegen sie über einzelne Phänomene des Militärs kaum hinausreichende Fragestellungen und Erkenntnisinteressen formuliert hat (Kurtz 1992: 64). Mit dieser Ausrichtung sieht René König (1968: 12) den Verlust von kultur- und sozialanthropologischen Voraussetzungen der Militärsoziologie einhergehen. Da in der modernen Militärsoziologie systematische Anbindungen an größere theoretische Konzepte kaum je geleistet wurden, zeigt sich „der offensichtliche Verzicht auf eine umfassende gesellschaftstheoretische bzw. -kritische Perspektive im Hinblick auf den Zusammenhang von Gesellschaft, Politik, Krieg und militärischer Gewalt“ (Kernic 2001b: 573). Trotz der weit verbreiteten Auffassung, dass sich die moderne Militärsoziologie immerhin zu einer Organisationssoziologie des Militärs entwickelt habe (Wachtler 1983: 11f; Kernic 2001a: 17), ist das Militär als Gesellungsform und politische Institution in

24 Die Aufgabe des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) wird seit einigen Jahren von seinem Direktorium als „Flankenschutz der Bundeswehr“ betrachtet. Im Jahresbericht 2006 des SOWI heißt es denn auch, dass seine Forschung nicht frei sei, sondern sich überwiegend am Erkenntnis- und Unterstützungsbedarf des BMVg und der Bundeswehr orientiere.

den Sozialwissenschaften weiterhin ein fast unbekanntes Wesen. Als Residualkategorie wurde in den 1990er Jahren der Begriff der Militarkultur in die Diskussion eingeführt. Mit der konzeptionellen Ausarbeitung und kritischen Diskussion dieses Konstruks möchte diese Arbeit einen Beitrag zur akademischen Anschlussfertigkeit einer Soziologie des Militärs an maßgebliche Gesellschaftstheorien leisten. Indem die Eigentümlichkeiten des binnenmilitärischen Wert- und Orientierungssystems näher betrachtet werden, lassen sich darüber hinaus Fragen nach einer „Gegenkultur des Militärs“ (v. Friedeburg 1966) beantworten. Dieser Residualkategorie soll in dem nun folgenden Abschnitt nachgegangen werden.

2. MILITÄRKULTUR, DIE PRAXISFORMEN DES MILITÄRISCHEN FELDES

Darum seid Euch der Tugenden der Kriegerleute eingedenk, des unbedingten Vorranges der Idee vor allen Gütern der Welt, des Mutes zur Verantwortung, der Kameradschaft, der Kühnheit, der Ordnung und der Disziplin.

ERNST JÜNGER, 1926

Der Begriff der Militärkultur bezieht sich auf die speziellen Praxisformen des militärischen Feldes. Diese soziale Praxis formt sich entlang der Hauptaufgabe des Militärs, welche die Verhinderung, Vorbereitung und Durchführung von kriegerischen Angriffen ist. Macht man die Militärkultur an ihrer gesellschaftlichen Funktion fest, so handelt es sich um die Kultur der Waffengewalt (Muraro 1988: 29). Bei Militärkultur hat man es mit einem relativ geschlossenen Komplex zu tun, einer Menge von Normen, Werten, Glaubenssätzen und Verhaltensweisen, „that organize and sustain military organization“ (Burk 1999: 447). Der westdeutsche Militärreformer Baudissin (1969: 142) vermerkt dazu im Jahre 1953:

Disziplin, Gehorsam, Verantwortung, Kameradschaft und Zusammengehörigkeitsgefühl. Alle diese Begriffe sind schillernd geworden, und ihr Inhalt ist schwer belastet mit dem was in der Vergangenheit gesagt und getan wurde. Sie sind weitgehend entleert und unverbindlich geworden. Und doch sind sie die Lebensgrundlagen jeder soldatischen Gemeinschaft, die Elemente des ‚Betriebsklimas‘.

Die Referenz auf soldatische Tugenden und die Gemeinschaftsidee sowie gleichzeitig die Herrschaft einer bürokratischen Logik bilden die Ordnungsmuster des Militärs ab. Es besteht im Militär eine permanente Spannung zwischen einerseits moderner Rationalität, wie sie sich in der hierarchischen militärischen Disziplin ausdrückt, und andererseits vormodernen Vorstellungen von Gemeinschaft sowie vom militärischen Führer, der dem Bild der charismatischen Führerpersönlichkeit im Sinne Webers entspricht. Durch die potenzielle Totalität des Ernstfalles und die großen Anforderungen an das Organisationsmitglied bereits im Friedensbetrieb kann man das Militär daher nur eingeschränkt als eine Organisation im Sinne einer modernen Gesellungsform bezeichnen. Genauso schwerwiegend für eine Diskussion des Militärs sind die besonderen Anforderungen des Soldatenberufs, wie er im Rahmen des staatlichen Militärs von hauptberuflichen Soldaten ausgeübt wird. Mehrere Eigenheiten unterscheiden

das militärische Feld und den soldatischen Beruf von anderen Berufsfeldern (Wachtler 1983c: 63f). Dazu gehört zum einen die mögliche Todesfolge als Teil der Ausübung beruflicher Pflichten:

Das Militärwesen ist auf den „Ernstfall“ ausgerichtet, der voraussehbare Todesfolgen hat. [...]. Die im Militär institutionalisierte Leitidee der individuellen Todesbereitschaft muß kollektiviert werden, durchdringt daher seine Organisationsstruktur als eine spezifische Subkultur (Lepsius 1997: 366).

Die Antizipierung des eigenen Todes verleiht der militärischen Kultur ihren Heroismus. Die implizite Todesbereitschaft beschreibt Rainer Lepsius als einen „veralltäglichen Heroismus“, den „Kern der eigentümlichen militärischen Subkultur“ (ders. 1997: 366). Das Militär ist in Friedenszeiten auf einen Handlungszweck hin ausgerichtet, der eben in diesem Aggregatzustand nicht eintritt: „Preparing for and fighting war was the military’s central mission and arguably its only mission“ (Burk 1999: 448). Dazu muss aber schon in Friedenszeiten ständige Einsatzbereitschaft hergesellt sein. Das militärische Feld unterliegt zu diesem Zweck einer anderen Sozialordnung als die der zivilen Gesellschaft. Militärische Praxisformen gewährleisten bereits im Friedensbetrieb die Einbettung für die Totalität des Einsatzfalles.

Die objektiven und subjektiven gesellschaftlichen und historischen Strukturen die sich in Form von militärischem Feld und soldatischem Habitus darstellen, treten bei ihrem Aufeinandertreffen als Praxisformen zu Tage. Die Praxisformen des militärischen Feldes lassen sich in zwei zentrale Dimensionen (Hierarchie und Gemeinschaft) mit je drei Elementen (Disziplin, Formalismus, Konservatismus; Segregation, Maskulinität, Tradition & Konvention) gliedern. Militärikultur ist einerseits umkämpfte Vorstellung vom gültigen Wesen des militärischen Feldes und andererseits Ressource des einzelnen Soldaten zur beruflichen Karriere, da erst sie angemessene geistige und körperliche Haltung ermöglicht.

2.1 Hierarchie

Das Prinzip der *Hierarchie* ist ein zentrales Element zur Bestimmung von Militärikultur, denn das Über- und Unterordnungsverhältnis kennzeichnet das militärische Feld, da es in der staatlichen Bürokratie eine logische Ausprägung besitzt. Die Großorganisation des Stehenden Heeres ist – im Friedensbetrieb – eine Bürokratie par excellence (Wachtler 1983c: 65f; Wilson 1989: 163f). Die Hierarchie unterscheidet das Militär in dieser Hinsicht nicht von anderen Bürokratien. Jacques van Doorn (1975: 31) fasst dies folgendermaßen zusammen:

Hierarchy is the backbone of all military performance, of all rights duties, and of the entire process of personnel allocation. It is made visible in uniforms, badges and titles.

Die Herrschaft der Bürokratie wird im Stehenden Heer rational legitimiert, indem stets auf Gesetze, Erlasse und Anweisungen des Dienstherrn verwiesen wird. Zur Umsetzung von Aufgaben und Zielen wird aus funktionalen Erwägungen eine formale Disziplin erwartet. Lepsius (1997: 366f) konstatiert, dass die Willensbildung und Entscheidungsfindung im Militär hierarchisch so abgeschottet ist, dass Befehlsunterworfene keinen Einfluss auf Befehlsinhalte haben:

Das ist eine Sozialordnung, die in der zivilen Gesellschaft kaum eine Entsprechung findet. Dies ist ein weiterer Grund für die subkulturelle Differenzierung, die eine erhebliche Prägung auf das Verhalten von Soldaten ausübt.

Letztlich kennzeichnet die Formel von Befehl und Gehorsam das hierarchische Verhältnis zwischen Untergebenen und Vorgesetztem im Militär. Da gerade unter Gefechtsbedingungen die Koordination sichergestellt sein muss und einzelne Entscheidungen lebensbedrohliche Konsequenzen haben können, argumentiert Battistelli (1991: 13ff) aus dieser instrumentellen Sichtweise heraus, dass es im Militär eine hochformalisierte, rigide und weit reichende Hierarchie gibt. Im Zusammenhang mit diesem Organisationsmerkmal steht die für Bürokratien typische Laufbahnlogik des Militärs:

Career orientation, the central characteristic of bureaucrats, is traditionally part and parcel of the military institution (van Doorn 1975: 37).

Die Sicherheit und feste Ordnung der Laufbahn sind typische Merkmale der staatlichen Bürokratie. Im Gegensatz zu anderen Bürokratien werden die zukünftigen Führungskräfte des militärischen Feldes jedoch schon vor der Berufsausbildung oder dem Studium in dieser Großorganisation zum Organisationsmitglied; der Seiteneinstieg ist nur begrenzt möglich und erlaubt nicht den Aufstieg in die oberste Führungsspitze. In vielen Armeen besteht für Berufssoldaten ein festes Laufbahnziel, das den mindest erreichbaren Dienstgrad in sichere Aussicht stellt und damit die Laufbahn vorzeichnet. Das Ziel des mindesten Enddienstgrades steht fest und die vorgezeichnete Bahn muss nur noch ohne Fehler durchlaufen werden. Auf das feststehende Laufbahnsystem aufbauend, besteht für erfolgreiche Offiziere die Möglichkeit einer Karriere in die höchsten militärischen Positionen.

Der bürokratischen Logik entspricht Janowitz [1960] Idealtyp des militärischen Führers als Planer (managerial leader), der Herrschaft im Sinne Webers

vorwiegend durch rationale Legitimation ausübt. Dem gegenüber steht der traditionelle Idealtyp des militärischen Führers als Kämpfer (*heroic leader*), der seine Herrschaftslegitimation aus Charisma und/oder Tradition ableitet. In der militärischen Logik des Kämpfers gilt der Primat der Tat vor dem Primat des Geistes. Führung wird von konservativen Kreisen im Militär daher vor allem als personenkonzentriertes Konzept aufgefasst. Der Idealtyp des ‚*heroic leader*‘ findet sich gerade in der konservativen Weltanschauung wider, die im Militär weitverbreitet ist. Das pessimistische Menschenbild des Konservatismus besitzt im Misstrauen des Militärs gegenüber den stets bedrohlichen Absichten anderer Länder sein weltanschauliches Pendant (Huntington 1981: 63). Aus der Gleichzeitigkeit von moderner Rationalität, funktionaler Disziplin und bürokratischer Regelhaftigkeit auf der einen Seite sowie auf der anderen Seite der Vorstellung vom Soldaten als Kämpfer, der idealtypisch der charismatischen Führerpersönlichkeit entsprechen soll, entsteht eine spezifische Spannung. In der typisch militärischen Betrachtungsweise, die den Offizier als Generalisten sieht, treffen nun die unterschiedlichen Vorstellungen von ‚Geist und Tat‘ zusammen und werden zu einem professionellen Berufskonzept verbunden.

Amtshierarchie, Aktenführung, und formelle Kompetenzverteilung haben zwar erst die Ausweitung des Militärs zur Großorganisation ermöglicht, doch liegt der Grund für die Bürokratisierung des militärischen Feldes im Herrschaftsanspruch des Staates. Wo Streitkräfte und Gemeinwesen deutlich voneinander abweichen, gewährleistet das Prinzip der Hierarchie den Primat der Politik über das Stehende Heer. Erst aus diesem staatlichen Herrschaftsanspruch leitet sich das Stehende Heer ab, dessen Strukturen nur mit bürokratischen Mitteln zu gewährleisten sind. Es gilt das Prinzip von Befehl und Gehorsam nicht nur als Vorbereitung auf einen militärischen Einsatz hin in den Köpfen und Körpern der Soldaten zu verankern, sondern schon im militärischen Friedensbetrieb die Hierarchie als Mittel zur zivilen Kontrolle des Militärs und damit als Schutz vor Meuterei oder Putsch des Stehenden Heeres festzuschreiben. Die zentrale Dimension der *Hierarchie* setzt sich im militärischen Feld aus den folgenden drei Elementen zusammen.

2.1.1 Disziplin

Disziplin stellt die soziale Kontrolle der zivilen und militärischen Führung über ihre Soldaten sicher. Um im Einsatz und unter Gefechtsbedingungen keine Abweichungen aufkommen zu lassen, bedient sich die militärische Führung dem Mittel der Disziplinierung: „imposing order“ (Snider 1999: 15). Dies gilt aber nicht nur unter Gefechtsbedingungen sondern gleichfalls in Friedenszeiten. Aus funktionalistischer Sicht soll militärische Disziplin insofern bei Einsatz und Ge-

fecht helfen, als dass die Soldaten bestimmte Verhaltensweisen so weit internalisiert haben, dass sie völlig verkörperlicht sind und auch in außertäglichen Situationen noch Befehlen ohne Komplikationen und Widerstand nachgekommen wird. Des Weiteren sollen internalisierte Verhaltensweisen dem Soldaten helfen nicht weiter darüber nachzudenken was er tut. Sobald der Soldat bestimmte Verhaltensmuster hinreichend oft ausgeführt hat, verankern sie sich fest im Unterbewusstsein verankert und gehen in Fleisch und Blut über. Dies soll Situationen erleichtern, die einen Soldaten sonst im Einsatz vielleicht überfordern würden.

Die von Weber (1972: 681) als *rationale Disziplin* bestimmte Form von Disziplin zeichnet sich durch ihre Zweckgebundenheit an die Befehlsausführung und die Gleichförmigkeit ihrer Ausführung aus. Sie stellt sich als die stärkste Macht aller Gewalten dar, weil sie das individuelle und charismatische Handeln zurückdrängt. So kann durch Gruppendisziplinierung ein positives Gruppengefühl entstehen, indem zum Beispiel zusammen trainiert wird. Bei den Stehenden Heeren werden die Mannschaften einer festgelegten Ausbildung unterzogen, die sie zu einem einsatzbereiten Instrument in einer disziplinierten und berechenbaren Kriegsmaschinerie verwandeln soll (ebd. 683). Um Soldaten den Umgang mit Einsätzen und deren Realität zu erleichtern, ist es notwendig bestimmte Gegebenheiten eines Einsatzes kontinuierlich zu trainieren und damit zu normalisieren, so dass die Soldaten wenn es tatsächlich zum Einsatz kommt mit den Umständen und Problemen des Einsatzes besser umgehen können.

Ein auf gute Ausbildung aufbauender Gruppenzusammenhalt kann dazu beitragen, dass jeder Soldat im Falle eines Einsatzes volles Vertrauen in seine Kameraden hat. Dieses Vertrauen sorgt dafür, dass der Soldat sich mit seinen Kameraden und seinem Zug oder seiner Kompanie identifizieren kann und ein intensives Gruppengefühl entsteht. Der Soldat kämpft dann nicht mehr nur für sich, sondern auch für seine soziale Gruppe. In einer sozialen Gruppe bestehen Abhängigkeitsverhältnisse. Die Präsenz der Gruppe diszipliniert den Einzelnen und führt dazu aus reinem Selbsterhaltungsinstinkt heraus die Gruppenmitglieder zu verteidigen. Letztlich unterstehen Soldaten als Gruppe der militärischen Führung und innerhalb dieser Gruppen ist der Wille des Einzelnen der Gruppe untergeordnet. Disziplin ist somit eine Art sozialer Kontrolle, die durch Autorität – entlang der Befehlskette (Hierarchie) – durchgesetzt wird (Burk 1999: 449). Die Form der Disziplin und die Art ihrer Durchsetzung durch Befehlshabende werden von Militärsoziologen dabei an zwei Kriterien festgemacht (Soeters et al. 2003: 243f; Seifert 1994: 71ff):

Haltungsdisziplin (Befehl und Gehorsam): Mit Haltungsdisziplin (v. Heiseler 1966 passim) sind generalisierte Handlungsanweisungen an Untergebene gemeint, die eine stringente Unterordnung unter den Auftrag und ein bedingungs-

loses Einhalten der Gehorsamspflicht verlangen. Diese formale Disziplin zeichnet sich durch die Befolgung von Befehlen, Vorschriften und Erwartungen aus. Mit Techniken wie Drill und Überlastung soll Haltungsdisziplin erzeugt werden, die in einem System sozialer Kontrolle die effiziente Zusammenarbeit einer Vielzahl von Menschen garantieren soll. Auf diese Art und Weise meint die militärische Führung die Unwägbarkeiten des Krieges – oder gar die Möglichkeit einer Meuterei – minimieren zu können und damit der politischen Führung ein zuverlässiges Instrument zur Verfügung zu stellen. Der Soldat soll selbst in Todesnähe noch funktionsbereit sein, was in der allgemeinen Grundausbildung durch die zwangsförmige Zurichtung der Körper und der Köpfe geschieht. Wenn direkte Befehle nicht mehr notwendig sind, weil ihre Inhalte internalisiert sind, kann von Eigen- oder Selbstdisziplinierung gesprochen werden.

Selbstdisziplin (Autonomie und Effizienz): Mit Selbstdisziplin (v. Baudissin 1969: 48; 162) ist die funktionale Ermächtigung von Untergebenen zu mehr individueller Arbeitsfreiheit gemeint. Sie ist funktional, sobald sie im Vergleich zur formalen Haltungsdisziplin zu stärkerem Engagement führt und den Koordinationsaufwand reduziert. Indem Vorgesetzte ihren Untergebenen in kooperativer Weise die Gruppen- und Organisationsziele verdeutlichen, soll an die Selbstdisziplin appelliert werden um die gestellten Aufgaben gemeinsam zu meistern. Selbstdisziplin ist Disziplinierung von Innen und übertrifft in ihrem Ausmaß somit die formale, äußere Disziplinierung.

Disziplin ist aber auch Schlüsselbegriff zum Verständnis der Gesellschaft in Europa seit dem 18. Jahrhundert und dem Prozess der Herstellung von Subjektivität. Im Gegensatz zur Souveränität, der anderen Ausprägung von Macht, die laut Foucault (1994: 173ff) universalisiert, da sie sich nicht weiter für den einzelnen Menschen interessiert, subjektiviert die Disziplin, denn sie ist eine Machtechnik, die die Individuen kontrolliert. Das Militär wurde seit dem 18. Jahrhundert dabei zu einer wichtigen Disziplinierungsinstitution der Disziplinar-gesellschaft, denn der Körper des Soldaten wird zum Symbol für den Staat und die Nation. Mit dem Aufkommen des Nationalismus tötet und stirbt der Soldat für sein Vaterland. Für diese Fähigkeit müssen sein Körper und seine Psyche diszipliniert werden. Der Körper und die Psyche werden durchdrungen, zergliedert und anschließend wieder neu zusammengesetzt. Ziel der verschiedenen militärischen Disziplinierungstechniken ist die Erzeugung von Gleichheit der männlichen Körper und eine Kongruenz der Psychen, zur gesteigerten Tauglichkeit und vertiefter Unterwerfung (Foucault 1994: 177). Im Militär werden Dienstvergehen bis heute ‚disziplinar-rechtlich‘ geahndet, womit an die Disziplinarmacht der Staatsgewalt auch konkrete rechtliche Strafandrohungen der Souveränitätsmacht gebunden sind.

Die besondere Disziplinierungsform des Militärs unterscheidet sich nach Foucault von anderen Institutionen, wie Schule, Fabrik oder dem Gefängnis, durch absolute Unterordnung und der Ahndung von Abweichungen und Ungehorsam. Die militärische Gehorsamsproduktion zeichnet sich nicht nur durch die Erzeugung von Todes- und Tötungsbereitschaft aus, sondern ebenso durch die Kontrolle derselbigen (Bröckling 1997: 289ff). Während bis zum Ende des 19. Jahrhunderts willkürliche Körperstrafen als Mittel zur Disziplinierung des Einzelnen gegolten haben, so hat sich seitdem eine andere Art der äußeren Disziplinierung, nämlich der Bestrafung von vorher festgelegten Vergehen in Form von Kriegsgerichten und Militärgefangnissen durchgesetzt.

Mit dem Rückgang harscher Disziplinierungsmaßnahmen ist gleichzeitig die Bedeutung von Sport in militärischen Ausbildungsanstalten gestiegen, „since sports involve a team spirit and are appropriate preparation for military life. [...] Athletics is the symbolic analogy of personal involvement in combat“ (Janowitz 1964: 130). In Anlehnung an Foucault [1975] argumentiert Seifert (1995: 172), dass die körperliche Disziplinierung im Militär sich nicht nur auf die Leistungsfähigkeit des Körpers im Sinne der Konditions- oder Kraftsteigerung, sondern auch auf die Vereinheitlichung einer normierten, gleichförmigen, männlichen Subjektivität bezieht. Die Doppelgesichtigkeit sportlicher Disziplin besteht darin, dass neben diffusen Prinzipien wie Risikobereitschaft, Hartnäckigkeit, Zähigkeit auch Prinzipien wie Durchhaltevermögen, das stoische Aushalten von Entbehrungen und körperliche Leistungsfähigkeit vorhanden sind, die eng mit dem Körper verflochten sind (Barrett 1999: 87). Die sportliche Dimension der militärischen Kultur besitzt gleichzeitig einen produzierenden und eine disziplinierenden Aspekt.

Durch die Annahme und Verinnerlichung von Disziplin wird Disziplinierung von Innen erreicht, die in ihrer Effizienz die formale, äußere Disziplinierung übertrifft. Gelingt der weitere Abbau stringenter Unterstellungsverhältnisse und formaler Disziplinierung durch Maßnahmen „ethischer Führung“, so gleicht sich der militärische Führungsprozess weitgehend den Führungsprinzipien im zivilen Bereich an. Seit der Etablierung Stehender Heere dienten jahrelange Disziplinierung von Truppen zur Effektivierung der Waffenwirkung und ihrer Kampfkraft. Dies führte zu einer streng hierarchischen Struktur des Militärs, welches ein besonderes, sich von der nicht-militärischen Gesellschaft abhebendes Wertesystem kultivierte. Strenge Reglement von Geboten und besonders Verboten kennzeichnet diese gewaltsame Körperschaft noch heute, auch wenn die formale Disziplinierung aufgrund gewandelter Kriegstechnik ihre funktionale Bedeutung verloren hat.

Die organisationale Disfunktionalität des autoritären Mechanismus liegt aber darin, dass Eigenverantwortlichkeit die Voraussetzung für Erfolg in Situationen ist, die sich durch unvorhersehbaren Verlauf auszeichnen. Insbesondere Gefecht und Schlacht zeichnen sich durch Unvorhersehbarkeit und Unübersichtlichkeit aus. Somit ergibt sich für Soldaten im Einsatz ein beständiger Konflikt zwischen Gehorsam und Eigeninitiative, der in hierarchischen Strukturen nicht aufgelöst werden kann. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam ist daher selbst aus militärischer Perspektive nur begrenzt funktional und erscheint ein Stück weit Selbstzweck von Stehenden Heeren zu sein. Hinter der bedingten Disfunktionalität des militärischen Prinzips von Befehl und Gehorsam verbirgt sich vor allem aber auch die wenig beachtete Dimension der zivilen Kontrollansprüche über das Militär.

2.1.2 Formalismus

Da die Streitkräfte eines Landes das allgemeine Gewalt- und Tötungsverbot eines Gemeinwesens unter bestimmten Bedingungen antasten dürfen, haben die formalen Regeln des Staates, der das Gewaltmonopol für sich beansprucht, besonderes Gewicht für das Militär. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam, welches die Herrschaft der (zivilen) Exekutive über das Stehende Heer als Ansammlung militärischer Gewalt sichern soll, bedarf der Formalisierung. Mittels der Disziplinierung von Soldaten und der Verpflichtung zur Regelbefolgung kann die typische militärische Befehlskette gewahrt bleiben, welche die gesamte Organisation kontrollierbar und berechenbar machen soll. Die legal-rationalem Herrschaftsbeziehungen der bürokratischen Heeresform spiegeln sich in der militärischen Disziplin wieder, die sich im *Formalismus* der Dienstvorschriften als institutioneller Erwartung an den Soldaten ausdrückt.

Die Verstaatlichung des militärischen Feldes erfolgte in der Vergangenheit unter Bürokratisierung des Militärs, „denn nur die bürokratische Heeresform ermöglichte die Aufstellung stehender Berufsheere“ (Weber 1972: 566). Formale Regeln dienen der Organisation und Kontrolle der Arbeit in der Militärbürokratie, liefern aber Soldaten auch einen Referenzpunkt für ihren Alltagsdienst. Zu den formalen Hilfsmitteln der bürokratischen Militärorganisation zählen Dienstvorschriften, Erlasse und die formal gegliederte, vielfach schriftliche Befehlsgebung (Loquai/Schnell 1980: 1334). Zum einen erlauben die formalen Regeln die vorschriftsgemäße Ausführung von Aufträgen, sollen darüber hinaus aber auch den Kontext für den Zweck einer Aufgabe im organisationalen Gesamtrahmen liefern. Unter diesen Bedingungen kann Formalismus dazu beisteuern den Beitrag jedes Organisationsmitgliedes zum größeren Ganzen zu veranschaulichen. Da sich Militärorganisationen oftmals in Wartestellung auf den Einsatz befinden,

erhalten sie wenig Gelegenheit zur Überprüfung ihrer Ablaufprozesse, so dass der Befolgung einmal eingeführter Regeln und Prozeduren ebensoviel Gewicht zukommt wie in anderen bürokratischen Organisationen. Die Einhaltung von Regeln und Prozeduren wird zum Kriterium der Erfolgskontrolle; dies gilt vor allem außerhalb des militärischen Einsatzes. Durch die notwendig erachtete Befolgung vorgeschriebener Abläufe erhalten Funktionsträger große Kontrollmacht.

Der Kampfauftrag von Streitkräften ist einerseits von sehr unvorhersehbarer Natur, andererseits befindet sich das Militär zumeist in Wartestellung wewegen die offiziellen Regel und Prozeduren durch eine besonders hohes Maß an Normativität bestimmt sind. Das organisationale Verhalten des Militärs zeichnet sich daher durch strikte Befolgung von Regeln und Prozeduren aus. Der *Legalität* kommt daher in allen modernen Streitkräften große Bedeutung zu, da sie nicht nur der genaueren Bestimmung des vagen militärischen Auftrages dienen, sondern auch Verhaltenssicherheit gegenüber dem zivilen Dienstherrn bietet. Da nur die äußere und formale Übereinstimmung der Handlung zählt und die innere Einstellung zum Gesetz unberücksichtigt bleibt, kommt dem Prinzip der bloßen Rechtmäßigkeit eine Befreiung von moralischen Maßstäben zu.

Die legale Herrschaft (Weber 1972: 124ff) beruht auf formalem Recht, dem sowohl alle Bürger als auch die Herrschenden aller Hierarchieebenen unterworfen sind. Sie erlaubt es Befehlsempfängern pflichtgemäß zu handeln, ohne die Frage nach der Legitimität von Befehlen, sei es des zivilen Dienstherrn oder in Konsequenz des Vorgesetzten, stellen zu müssen. Da die Frage nach dem ethischen Fundament von legalen Gesetzen und Befehlen zwangsläufig in der Gewissensfreiheit des soldatischen Individuums münden müsste, stellt die Legitimität militärischen Handelns für Soldaten die größte Herausforderung dar. Mit der Einführung der kantischen Figur des Sittengesetzes wäre der Soldat nicht nur zu Gewissensentscheidungen gezwungen, sondern müsste letztlich auch aus sittlicher Pflicht die Übereinstimmung des positiven Gesetzes des Staates anhand moralischer Maßstäbe prüfen. Da bei negativem Ausgang einer solchen Prüfung der Legitimität der herrschenden Ordnung der Staat – und damit auch seine Streitkräfte – in Frage gestellt wäre, kommt im Militär der grundsätzlichen und unhinterfragbaren Legitimation des Staates große Bedeutung zu. Aus der Legitimation des Staates hat sich die Legitimität des Militärs zu ergeben. Insbesondere Exekutive und Legislative formulieren dazu Argumente, die das politische Handeln des Staates und seiner Organe rechtfertigen sollen (Wiesendahl 1983: 148). Die gewalhaften Herrschaftsansprüche des Staates kulminieren in Form von Polizei und Militär, da für diese Organe das allgemeine Gewaltverbot be-

dingt aufgehoben ist. Daher stehen diese Staatsorgane unter besonderem Legitimationsdruck.

Der Formalismus, welcher aus der legalistischen Regelbefolgung hervorgeht, spiegelt sich in der formellen und informellen Anerkennung von Hierarchie auch in den militärischen Sozialbeziehungen wider. Direkt und indirekt wird Soldaten ständig der besonders hierarchische Charakter der Militärorganisation verdeutlicht. Anders als in zivilen Organisationen können höhergestellte Personen allein schon an Uniform und Abzeichen erkannt werden. Die formale Grußpflicht symbolisiert die hierarchische Ordnung des Militärs, die auch nach Dienstschluss fortbesteht. Die „Befehlskette“ besitzt einen hohen symbolischen Gehalt, der über seine bloße Nützlichkeit als Mittel zu Kommunikation und Kontrolle weit hinausgeht. Gleichzeitig soll sich in der Befehlskette idealiter auch die Verpflichtung der Vorgesetzten zur Fürsorge und Verantwortung gegenüber ihren Untergebenen ausdrücken. Unterordnung gegenüber dem Vorgesetzten und Einordnung in die Militärorganisation gelten daher für viele Soldaten als selbstverständlich. Aufgrund der möglicherweise opferreichen Folgen von Befehlen gilt es sicherzustellen, dass diesen ohne Ansehen der Person allein wegen der Weisungsbefugnis des Vorgesetzten gefolgt wird. Eine Armee deren Soldaten dieses Prinzip in Haut und Haare übergegangen ist, besitzt bei einer fähigen Führung im Gefecht einen deutlichen Vorteil. Daher wird allen Handlungen, welche die Befehlskette auch nur Ansatzweise in Frage stellen eine so große Gefährdung für Disziplin und Überleben der Gesamtorganisation zugeschrieben.

2.1.3 Konservatismus

Konservatismus ist ein bisweilen schillernder Begriff der oftmals als bloße Gelegenposition zum Liberalismus betrachtet wird. Im Zuge der Herausbildung der Moderne, also der allmählichen Auflösung der feudal-agrarisch-handwerklichen Ständesellschaften und dem Entstehen der bürgerlich-kapitalistischen Klassengesellschaft entsteht der Konservatismus als Denkrichtung einer transzendentalen, hierarchischen Weltsicht. Der Konservative sieht die Kehrseiten des Fortschritts und möchte den Menschen an Tradition und Ordnung gebunden sehen. Der frühe Konservatismus richtete sich daher sowohl gegen die freiheitlichen Prinzipien des bürgerlichen Liberalismus als auch gegen den Prozess der Emanzipation von Unterprivilegierten. Bereits 1790 hatte Edmund Burke, der als der Vater des klassischen Konservatismus gilt, in den „Reflections on the Revolution in France“ die beschränkte menschliche Vernunft und deren unterschiedliche Verteilung zwischen den Menschen betont. Burke lehnt das Vertrauen der republikanischen Aufklärer in die Vernunft des einzelnen Menschen ab, verneint aber auch die Idee eines liberlastischen Gesellschaftsvertrages, da der Staat ohnehin

historisch gewachsen und auf Traditionen, Sitten und Bräuchen beruhe: Zweck des Staates sei die Mehrung des in der göttlichen Ordnung angelegten Nutzens seiner Bürger.

Im Laufe der gesellschaftlichen Etablierung des bürgerlichen Liberalismus verfolgt auch dieser – wie zuvor der Konservatismus – politische Bestrebungen zur Erhaltung ökonomischer, sozialer und politischer Macht- und Herrschaftspositionen. Als Ordnungsprogramme sind Konservatismus und Liberalismus seitdem verschmolzen. Privateigentum und das Recht darauf sind sowohl im Sinne des Konservativen als auch des Liberalen ein zentraler Eckpfeiler einer funktionierenden Gesellschaft. Konservatismus und Liberalismus betonen den Menschen und nicht die Gesellschaft als primären Ort historischer Entwicklung. Nuancen bestehen insofern als Liberale individualistische Freiheitsrechte betonen und ein dynamisches Konkurrenzmodell verfolgen, während Konservative fortschritts- und freiheitsskeptisch sind und traditionell festgefügte Ordnung betonen (Greiffenhagen 1971 *passim*). Der republikanistischen Idee sozialer Gleichheit als Voraussetzung für politische Partizipation und Tugendhaftigkeit (Münkler 1992b: 40) stehen Konservative wie Liberale gleichermaßen ablehnend gegenüber. Zwar sind auch Konservative gemeinschaftsorientiert, doch bestreiten sie das Vertrauen der Republikaner in die Lern- und Einsichtsfähigkeit des Menschen. Der Konservative glaubt an die Kräfte der Tradition und misstraut großen Hoffnungen.

Zum besseren Verständnis des militärischen Feldes ist ‚Konservatismus‘ vor allem als Weltanschauung, Denkweise und Praxis aufzufassen. Für den sozial Konservativen besteht eine feste Weltordnung. In seiner Vorstellung ist der Mensch unvollkommen, sündig und schwach. Es gibt körperliche und geistige Ungleichheit unter den Menschen, die soziale Unterschiede rechtfertigen. Der Konservatismus des modernen Militärs besteht in der Art und Weise wie Tradition und althergebrachtes Wissen als Grundlage für zukünftiges Handeln wichtig erachtet werden, sowie einer gewissen Ordnungsliebe und einem Hang zum Handeln statt des Reflektierens. Konservatismus betont den moralischen Wert der Beibehaltung der Status Quo und die Unvollkommenheit des Menschen. Dieses negative Menschenbild führt zur Ansicht, dass aufgrund der menschlichen Schwächen es immer wieder unvermeidlich zu Krieg kommen müsse. Die Existenz des Militärs wird daher aus den Unwägbarkeiten der Staatenwelt sowie der potenziellen Bedrohung des Landes und der nationalen Interessen durch äußere Gegner und innere Feinde des Staates gerechtfertigt. Es besteht meist eine starke Orientierung am Staate dem man dient. In den Augen des Militärs muss vor allem aus Erfahrung gelernt werden. Der Glaube an praktische Erfahrung

und Tradition, die unter anderem durch Unterweisung in Militärgeschichte vermittelt wird, ist zentraler Bestandteil des militärischen Konservatismus.

Die Berufsentscheidung ‚Soldat‘ lässt sich teilweise mit einem Rückgriff auf Karl Mannheim und seinem Ansatz des konservativen Denkstils erklären. Dieser besagt, dass die Aufgabenstellungen, der ein Mensch nachgeht und welche Probleme er oder sie konstruiert, Anhaltspunkte auf die bewusste oder unterbewusste Zugehörigkeit zu einem bestimmten Denkstil (Mannheim 1964: 408f) sind. Auch die Sprache eines Menschen deutet auf die Art seines Denkstils hin. Den Charakter des konservativen Denkens markieren Göhler/Klein (1993: 318f) durch die Verbindung spezifischer Denkhaltungen. Sie bezeichnen konservatives Denken als historisch, konkret, hierarchisch, religiös sowie modernisierungskonservativ. Die konservative Weltanschauung stellt eine vom Individuum unabhängige soziale Wirklichkeit dar. Sie ist mehr als nur die Summe der einzelnen Subjekte, sie ist ein „objektiver, geschichtlich eingebetteter, dynamisch sich abwandelnder Strukturzusammenhang“ (Mannheim 1964: 416). Das prägnanteste Merkmal einer konservativen Bewusstseineinstellung ist zunächst nicht nur das Festhalten am Althergebrachten, sondern das Festhalten am Konkreten, also am unmittelbar Existenter:

Konkret zu erleben, konkret zu denken, bedeutet von nun an eine besondere Verhaltungsweise, ein ausschließliches Wirkenwollen in jener bestimmten unmittelbaren Umwelt, in die man hineingestellt ist, – eine radikale Abneigung gegen jedes *Mögliche* und *Spekulative* (ebd. 425).

Für den Konservativen ist daher der unmittelbare, konkrete Einzelfall von Relevanz, während die Zusammenhänge von Gesamtstrukturen keine Beachtung erfahren. Das Erleben der Umwelt und der Denkstil sind als konkret zu bezeichnen und beziehen sich auf das Vorhandene, Gewachsene, auf das nicht hinterfragte ‚So-Seiende‘. Gegenüber dem Normativen wird eine eher ablehnende Haltung eingenommen, und idealistische Ideen als utopisch abgetan. Theorien werden oftmals abschätzig als spekulativ-hypothetisch kritisiert, da sie mit der Wirklichkeit angeblich nichts zu tun hätten. Der Konservative besitzt ein Bild vom ‚Sein‘, das als etwas Notwendiges und Gewachsenes hingenommen werden muss. Konservative Werte werden aus dieser Denkweise gebildet (ebd. 435f). Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ letztlich aus dem Vergangenem abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente Sein bildet die Norm (ebd. 437). Das Erleben von Zeit ist für den Konservativen, der ja das ‚Sein‘ aus der Vergangenheit ableitet, demnach von ganz eigener Bedeutung für die Gegenwart. Mannheim (1964: 439) hat es folgendermaßen formuliert:

Der Progressive erlebt die jeweilige Gegenwart als den Anfang der Zukunft, während der Konservative die Gegenwart als die letzte Etappe der Vergangenheit erlebt.

Die Vergangenheit wird als das immerwährende Werden der Geschichte und als Kontinuität aufgefasst. Für den konservativ Denkenden scheint die Gegenwart immer noch mit dem Ursprung, der Keimzelle aller Entwicklung, verbunden zu sein, deren Entfaltung des ursprünglichsten Wesenskerns die heutige Gegenwart bildet. Im konservativen Erleben des Geschichtlichen wird das traditionell Existierende geduldig hingenommen. Die besondere Bedeutung des militärischen Feldes als Ort des Konservatismus wird aus folgenden Worten Mannheims (ebd. 44) ersichtlich:

Konservativ (in originärer Weise) erleben bedeutet also, von Erlebniszentren aus zu leben, deren Entstehungsursprung in vergangenen Konstellationen des historischen Geschehens verankert ist, von Erlebniszentren aus, die sich relativ unverändert bis in jene Zeit, in der der moderne Konservatismus sich konstituiert, deshalb halten konnten, weil sie in jenen Gebieten und Provinzen des sozialen Werdens ihre Träger hatten, die bis dahin von dem modernen Geschehen noch nicht mitgerissen worden sind.

Janowitz (1964: 242f) führt nun zum Begriff des militärischen Konservativismus aus, dass sich dieser durch eine kritische Haltung gegenüber der zivilen Gesellschaft auszeichne, da diese durch mangelnden Respekt gegenüber den Prinzipien von Ordnung und Autorität geprägt sei (ebd. 248f). Die militärische Führung meint, durch den Hedonismus der liberalen ‚Spaßgesellschaft‘ seien militärische Tugenden wie Tapferkeit, Disziplin, Gehorsam, Loyalität und Pflichtgefühl unter Rechtfertigungsdruck geraten. Während die ökonomischen Annahmen des militärischen Konservativismus grundsätzlich im Glaube an die Unersetzbarkeit von Privateigentum als Basis einer stabilen politischen Ordnung bestehen, beinhaltet der militärische Konservativismus laut Janowitz (1964: 243ff) aufgrund der langen Planungsphasen bei Rüstungsvorhaben und gewisser planwirtschaftlichen Elementen im Militär eine gewisse Skepsis an der Privatwirtschaft.

Die politischen Konzepte des militärischen Konservativismus sind laut Janowitz (1964: 250f) durch die Ablehnung von Kompromisssuche geprägt. Die Konkurrenz gänzlich unterschiedlicher Standpunkte im Rahmen des demokratischen Pluralismus und die Aushandlungsprozesse in der politischen Entscheidungsfindung sind dem militärischen Konservativismus suspekt. Man wünscht sich schnelle Entscheidungen, die dann nicht mehr nachverhandelbar sein sollen. Es besteht die Überzeugung, dass im militärischen Anforderungsprofil die Essenz überlegener sozialer Werte zusammenkommt, da die berufliche Tätigkeit der staatlichen Ordnung dient und eine gewisse Selbstlosigkeit beinhaltet.

Aufgrund des zentralen Prinzips von Befehl und Gehorsam gelten offene Kritik und Diskussionen als unangemessen und unmilitärisch. Der Anti-Intellektualismus des Militärs manifestiert sich in der einseitigen Verklärung militärischer Standardwerke (Clausewitz etc.) und der Reduktion komplexer Zusammenhänge auf ihre direkte Lösbarkeit (ebd. 341). Die für das Stehende Heer typische Hierarchie und die damit einhergehenden Prinzipien der Unterordnung und Einordnung in das militärische Gefüge machen das Militär zu einer Körperschaft die konservativen Grundsätzen entspricht. Daher ist es umso erstaunlicher, dass sich im Stehenden Heer dennoch auch gewisse demokratische Freiheitsrechte und bisweilen aufgeklärte Individualisten finden. Die Weltanschauung der meisten hauptberuflichen Soldaten zeichnet sich jedoch konsequenterweise durch konservatives Denken aus.

2.2 Gemeinschaft

Dem Gemeinschaftsgedanken bzw. der Kollektivität kommt im Militär ein zentraler Stellenwert zu. *Gemeinschaft* stellt das zweite zentrale Prinzip von Militärkultur dar. Zum einen wird in der Kriegsführung Herkömmlicherweise auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Masse gesetzt, zum anderen besitzt für den einzelnen Soldaten die kleine Kampfgemeinschaft große Bedeutung, da sie im Kampf emotionale und physische Sicherheit bietet. Daher gilt im Militär grundsätzlich die Devise: „Gemeinschaftsleistung geht vor Einzelleistung“. Das Wohl der Gruppe zählt an erster Stelle, so dass Individualismus nicht gerne gesehen wird (Jans/Schmidtchen 2002: 50). Oder wie Huntington (1981: 64) es formuliert: “The military ethic is basically corporative in spirit. It is fundamentally anti-individualistic.”

Formelle Gruppen innerhalb des Militärs sind nach funktionalen Gesichtspunkten strukturiert und stets Teil einer übergeordneten Gruppe. Innerhalb der formellen Gruppe gilt das Befehl-Gehorsam-Schema. Es fordert Identifikation, Einordnung und Gehorsam als Verhaltensnorm. Formelle und informelle Führungsschaft, die durch soldatische Werte verkörpert und vermittelt werden, fallen innerhalb der Gruppe oftmals zusammen. Befehle werden per Autorität erteilt und umgesetzt. Ein weiteres wichtiges Element für die militärische Effektivität der Gruppe ist deren Zusammenhalt, für welchen gegenseitiges Vertrauen und ein über bloße Kooperation hinausgehendes informelles Zusammengehörigkeitsgefühl, die Kameradschaft, Voraussetzungen sind (Demeter 1965: 233). „The individuals are part of a social system [...]. The identification in such an institution [...] presumes in itself an indoctrination of common attitudes and standardized behavior [...]“ (Kjellberg 1965: 287f). Während Kjellberg auf die gezielte Pro-

duktion von militärischen Einstellungen und Verhaltensweisen hinweist, spricht Bahrdt (1987: 96f) von Kameradschaft als Alltagstugend unter Soldaten, denn diese Beziehungen spielen sich in einem spezifischen Milieu ab, „in dem man [...] auf tätiges solidarisches Verhalten des jeweils anderen angewiesen ist“. Die militärische Gruppe stellt das spezifische Milieu dar, in dem von den Soldaten notwendigerweise enge Zusammenarbeit abgefordert wird. In der Bundeswehr wird der emotionale Begriff der Kameradschaft rational damit begründet, dass im Ernstfall die „Kameradenhilfe“ unter den Soldaten gewährleistet sein muss. Die für militärische Praxisformen zentrale Dimension der *Gemeinschaft* setzt sich aus den folgenden drei Elementen zusammen.

2.2.1 Segregation

Militärische Organisationen besitzen nicht nur die kriegerische, vorbürokratische Logik nach der sich ein militärischer Vorgesetzter durch Charisma, Mut und Tapferkeit auszeichnet und sich dadurch das Vertrauen seiner Untergebenen verdient, sondern zeichnen sich vor allem durch das vormoderne Spezifikum aus, dass die Trennung der beruflichen und der privaten Lebenssphäre über lange Strecken nicht gegeben ist. Was diese Institution nicht nur räumlich von anderen gesellschaftlichen Bereichen trennt, ist die Kasernierung von Rekruten, Soldaten und Vorgesetzten. Die *sozialräumliche Segregation* des Militärs von der Zivilwelt, welche im Zuge der Aufstellung Stehender Heere im Europa des ausgehenden 17. Jahrhunderts entstanden ist, verfolgt den Zweck, die Erziehung des Soldaten auf alle Lebensbereiche auszuweiten und somit die militärische Ausbildung zu maximieren (Euskirchen 2004: 56). Die Isolation hat darüber hinaus die Funktion, die verschiedenen Lebenssituationen stärker zu kontrollieren und somit Fremdbeherrschung zu ermöglichen.

Ferner scheint es nur durch Abgrenzung möglich zu sein, das spezifisch militärische Realitätsprinzip zu gewährleisten, da in Friedenszeiten das Militär seine eigentliche Bestimmung für den Krieg nicht ohne weiteres aufrechterhalten kann (Voss 1988: 49). Die Außeralltäglichkeit des militärischen Berufstandes drückt sich darüber hinaus in der mönchsgleichen Hingabe an den Dienst aus. Eine traditionelle Ansicht unter Offizieren und bisweilen auch Unteroffizieren ist, dass man als echter Soldat 24 Stunden, 7 Tage die Woche, 365 Tage im Jahr im Dienst sei. Bereits der dienstliche Alltag im Friedensbetrieb besitzt starke Züge einer gewaltsamen Körperschaft, die sich durch ihre Allumfassendheit auszeichnet. Durch die Teilnahme an Manövern, Lehrgängen und durch Auslandseinsätze sind Soldaten aller Dienstgradgruppen oftmals wochen- und monatelang vom Zivilleben getrennt und leben unter der Woche in militärischen Unterkünften. Die Militärorganisation übernimmt für die Soldaten eigentlich zivile Aufgaben

wie Haushaltsführung, Verpflegung, medizinische Versorgung und Freizeitgestaltung. Die militärische Liegenschaft im In- oder Ausland bietet einen Lebensraum mit Rundumversorgung, die es erlaubt zivile Rollenverpflichtungen zeitweise zu suspendieren.

Die Kasernierung des Stehenden Heeres hat weit reichende Auswirkungen auf das Leben im Militär sowie auf die Soldaten und ihre Familien (Segal 1986 passim). In einigen Armeen ist es üblich, dass die Familie des Armeeangehörigen innerhalb der abgezäunten Liegenschaft wohnt und somit für den Soldaten kaum noch die Notwendigkeit besteht die Garnison zu verlassen, da meist alle Mittel des täglichen Bedarfs in Versorgungseinrichtungen erworben werden können. Selbst die Ferien können Soldaten und ihre Familien in preisgünstigen Urlaubseinrichtungen der Streitkräfte unter anderen Militärfamilien verbringen. Die häufigen Versetzungen vor allem von Offizieren, aber auch teilweise von Unteroffizieren führen dazu, dass sich die Familie nur auf absehbare Zeit an einem Ort niederlässt. Dies kann zur Desintegration der Soldatenfamilie aus dem Zivilleben führen. Entscheidet sich die Soldatenfamilie nicht mehr bei jeder Versetzung umzuziehen, so beginnt eine lange Phase der bloßen Wochenendbeziehung, die oftmals mit der sozialräumlichen Segregation des Soldaten von der Familie einhergeht (Meyer 2004 passim). Mit dem „tiefgreifenden Wandel zur Einsatzarmee“ (BMVg 2006: 18) geht darüber hinaus die strukturelle Überforderung der „Soldatenfamilien im Einsatz“ einher (Gödickmeier/Schloßmacher 2006 passim). Die gesellschaftliche Rückbindung der Soldaten werden durch die Auslandseinsätze nachhaltig beeinträchtigt.

In Auslandseinsätzen, die durch ständige sozialräumliche Trennung von Familie und privatem Umfeld, das Leben im Feldlager und der permanenten Anwesenheit anderer Soldaten geprägt sind entwickeln sich diese Teile der Militärorganisation zur ‚totalen Institution‘ (Goffman 1961). Das Leben im Feldlager zeichnet sich oftmals nicht nur durch das Getrenntsein von der zivilen Umwelt des Lagers aus, sondern vor allem von der Trennung vom heimatlichen Umfeld. Die Subkultur des Feldlagers spielt für die militärischen Praxisformen dahingehend eine Rolle, als dass die Starrheit und Langeweile des Friedensbetriebs des Militärs als bürokratischer Großorganisation im Auslandseinsatz eine außeralltägliche Dimension erhält, in der sich Soldaten zu beweisen haben. Zudem wird im Auslandseinsatz institutionelle Gewalt gegenüber Dritten nicht länger nur – so wie im Inland – präsentiert, sondern Herrschaft und Macht direkt ausgeübt. Im Feldlager zeigt sich die bürokratisch rationale Großorganisation des Heimatstandortes als totale Institution. Die virulenten Gefahren eines Auslandseinsatzes und die militärische Ordnung schaffen neben der generellen militärischen

Teilkultur zusätzlich eine spezifische Subkultur des Feldlagers (Tomforde 2006 passim), welche Einfluss auf die gesamten militärischen Praxisformen besitzt.

Die Kluft zwischen ziviler und militärischer Kultur ist also nicht allein auf die Internalisierung von spezifischen Normen und Verhaltensweisen im Rahmen des soldatischen Dienstes beschränkt, sondern findet ihre Ausprägung gerade auch in den Versorgungseinrichtungen, den Wohnverhältnissen, im Freizeitverhalten und dem Lagerleben. Das Militär ist auch in dieser Hinsicht eine gewaltsame Körperschaft, die sich in mehr oder minder langen Friedenszeiten auf den Ernstfall vorbereitet und anhand diesbezüglicher Formen sozialer Praxis eine spezifische Kultur ausbildet.

2.2.2 Maskulinität

Die politische Institution Militär partizipiert an der Produktion einer kollektiven Definition von *Maskulinität* und verfügt über Techniken, diese Definitionen in einzelne Individuen einzuschreiben. Individuelle Eigenheiten werden zugunsten einer uniformierten, verbindlichen Maskulinität normiert. Seit Jahrhunderten konzentrierte sich der Großteil der infanteristischen Ausbildung auf den männlichen Körper, denn dieser sollte „gehärtet, gestählt, beweglich gemacht (werden) bis zu dem Punkt, dass er seinem Besitzer bzw. dem Kommando des Vorgesetzten automatisch-mechanisch gehorchte“ (Frevert 1997b: 167ff). Wichtig in diesem Kontext war die vorherrschende Meinung, dass der Mann sich seinen Körper Untertan machen kann.

Im Kontrast dazu standen die Körpervorstellungen über die Frau, welche „ihrem Körper ausgeliefert, [...] zeitlebens unterworfen“ (ebd.) sei. Die Körperfressur des militärischen Mannes „schrieb sich ihm so ein, dass sie ihm auch im zivilen Leben nicht mehr abhanden kam“ (ebd.). Unterstützt wurde dieser Körperfakt durch das Tragen der Uniform. Körperliche Tüchtigkeit gehört in vielen Handwerksberufen und Jobs zu den Grundvoraussetzungen ihrer Ausübung. Doch kein anderer Berufstand verweist auf körperliche Voraussetzungen wie das Militär. Dabei spielt dienstlicher Sport eine besondere Rolle, da er physische und psychische Anforderungen des militärischen Berufstandes verbindet und zugleich zur Unterscheidung von Handwerksberufen dient. Seit dem alten Griechenland hat Sport in Europa auch der Vorbereitung auf den Krieg gedient, so dass körperliche als auch mentale Sportlichkeit unweigerlich zum militärischen Berufsstand zählt.

Da das Militär in den meisten westlichen Industrieländern weiterhin eine männliche Bastion und gesellschaftliche Reproduktionsstätte von Maskulinität ist (Seifert 1992 passim), sind die idealtypischen Vorstellungen von einem richtigen Soldaten überwiegend maskulin geprägt. Die Homosozialität (Lipman-Blumen

1976) des Militärs ist sichtbarer als in anderen Domänen männlichen Gestaltungswillens, da das Militär räumlich von der zivilen Gesellschaft separiert ist. In der für das Militär so zentralen Idee der Kameradschaft drückt sich in symbolischer Form die Orientierung an den Geschlechtsgenossen aus. In diesem – noch bis vor kurzem – nur Männern vorbehaltenen Raum finden die ernsten Spiele des Wettbewerbs um Anerkennung statt. Die Kameradschaft eines männlichen Kollektivs besitzt die funktionale Qualität, im Ernstfall notwendige Kohäsion zu stiften, doch kann sie auch dazu dienen, Geschlechterdifferenz zu konstruieren. Im Laufe seiner Geschichte hat das Militär eine Kultur ausgebildet, die ein traditionelles Männlichkeitsideal gleichermaßen konstruiert und reproduziert. Die Tradition der ritterlichen Figur, die Kavalier und Krieger in Form einer adeligen Männlichkeit vereinte und auch feinsinnige Züge aufwies, ging in Europa nach dem Siegeszug des Nationalismus, den Heersvergrößerungen Ende des 19. Jahrhunderts und spätestens in den Materialschlachten des I. Weltkrieges unter.

Durch die Gestaltung des Militärs als männlicher Organisation wurde das Militär zum Ort, an dem Zuschreibungen festgelegt wurden, was männlich ist aber auch wo Maskulinität immer wieder neu bewiesen und hergestellt werden musste. Die geschlechtliche Codierung des Militärs und der permanente Rückgriff auf das maskuline Konzept können als Ausdruck der erlebten Ambivalenz zwischen einer weiblich besetzten Reduktion des Soldaten auf seinen gefügigen Körper, also seinen Objektstatus, und einer geforderten sowie postulierten wehrhaften Männlichkeit verstanden werden (Däniker 1999: 118ff). Zu dieser doppeldeutigen Situation paarte sich ein weiteres Phänomen soldatischer Erziehung. Soldaten niederer Hierarchiestufen müssen oftmals weiblich definierte Tätigkeiten verrichten: Betten machen, Reinigungsarbeiten, Aufräumen, etc. Somit befindet sich der einfache Soldat im Militär symbolisch teilweise in einer weiblich kodierten Situation.

Das Kriegerische als Eigenschaft, die sich im Tragen und Benutzen von (Feuer-)Waffen widerspiegelt, gilt hingegen als genuin männlich. Als Gründe hierfür wird zumeist die biologische Unterschiedlichkeit der Geschlechter angeführt, welche mit einer unabänderlichen Natur des Geschlechts einhergehe. Frauen, die Waffen benutzen oder zur Schau stellen, lösen Verwirrung aus. Die Soldatin ist daher ein emotional, nicht klar darlegbares Problem für männliche Soldaten. Für männliche Soldaten geht der Soldatenberuf häufig mit einer besonders starken Ausprägung von Maskulinität einher. In den Augen von Soldaten entweiblichen sich daher Soldatinnen (Seifert 1996: 176). Ein anderes geschlechtspezifisches Argument gegen Soldatinnen ist, dass männliche Soldaten den Typus Frau als besonders schützenswert einstufen. Der Krieg wird zur Männerache konstruiert. Eine gefallene Soldatin hat daher eine zweifache Bedeu-

tung: Erstens findet die Soldatin den Tod als Repräsentant des Staates und der Gesellschaft und zweitens starb mit ihr eine Frau. Da die Unversehrtheit der Frau aber in vielen Kriegen die Stärke und den Sieg des männlichen Kämpfers symbolisiert, wird mit dem Tod einer Soldatin die Schwäche der männlichen Soldaten zweifach gezeigt (ebd. 180ff). Die männliche Hegemonie gewinnt im militärischen Kontext an Bedeutung, wenn Frauen generell als emotional instabil oder körperlich schwach dargestellt werden (Barrett 1999: 88). Wird Männlichkeit mit wehrhafter Stärke assoziiert, dann wird Weiblichkeit spiegelbildlich mit Aufgeben, Klagen und Schwäche assoziiert (ebd. 77). Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmte lange Zeit die Möglichkeit in regulären Armeen im Kampf eingesetzt zu werden. Diese Logik orientiert sich an der kulturellen Konstruktion einer männlichen Verletzungsmacht und einer weiblichen „Verletzungsoffenheit“ (Wobbe 1993: 106) und schrieb die traditionelle Aufteilung in männliche Täter und weibliche Opfer fort. Die Frau sollte vor dem harten Kampf „Mann gegen Mann“ geschützt und bewahrt werden.

In Zeiten nicht-technnisierter Kampfführung und der Konfrontation mit dem Gegner in offenen Feldschlachten war diese Fähigkeit vor allem durch physische Attribute wie Körperkraft und Ausdauer bestimmt, die sich in zugeschriebenen Eigenschaften wie Härte und Durchsetzungswillen fortsetzen (DeGroot 2000: 8f). Während der militärischen Ausbildung wird die Rolle des Soldaten mit Maskulinität verbunden, die als heterosexuelle Hypermaskulinität Motor zur Umformung von Rekruten zum vollen Soldaten wird (Kernic 2001c: 90). In persönlichen Konfrontationen und Bewährungssituationen gilt es stets seinen Mann zu stehen (Albrecht-Heide 2000: 245f). Die militärische Sozialisation operiert mit der Angst des Soldaten, als weiblich statt als männlich identifiziert zu werden.

Die Auflösung der zivilen Rolle und die Prägung der spezifisch militärischen Rolle des Individuums beginnen schon während der allgemeinen Grundausbildung der Militärangehörigen, die zumeist in der Adoleszenz liegt. In ihr werden durch Erschöpfung, Demütigung und Drangsalierung individualistische Antriebe gebrochen, um die Eingliederung und Unterordnung in die Gruppe und deren Arbeitsteilung zu forcieren. Gleichzeitig werden junge Männer aus ihren traditionellen sozialen und familiären Beziehungen gelöst und in das abstrakte Bezugssystem des Staates und des Vaterlandes integriert (Frevert 1996: 81f; Kreisky/Sauer 1997b: 37). Um im Militär eine Identität als Mann, für andere und für sich selbst sichtbar zu machen, gilt es die Grenzen körperlichen Leistungsvermögens zu testen und Befehlen schnell und unmittelbar Folge zu leisten (Haubl 1988 passim). Dieser Mechanismus, welcher mit den Ängsten junger Männer vor Verweiblichung operiert, wirkt als elementarer Disziplinierungsfaktor zur Aufrechterhaltung des autoritären Befehlsprinzips.

Die Konzentration auf Maskulinität wirkt im Militär, das sich aus Individuen unterschiedlicher Schichten und regionaler Herkunft zusammensetzt, als eine der wenigen und deshalb um so wichtigeren Gemeinsamkeiten, welche Basis für starke kollektive Bindungen – der Kameradschaft – bieten können.

Das Militär ist eine strikt hierarchisch gegliederte, rationalisierte Organisation, es ist aber auch ein egalitärer Männerbund, der sich über den Ausschluss von Frauen konstruiert und homoerotische Libido in Aggressivität nach Außen umsetzt (Bröckling 1997: 10).

Dies schließt oftmals die Konstruktion eines negativen Gegenbildes ein. Der ‚innere Feind‘ und das Andere verkörpern sich für den männlichen Soldaten daher häufig in der Frau. In sie werden unerwünschte Eigenschaften (Angst, Bedenken, Schwäche, Zweifel) projiziert. Im Ideal der militärischen Operation hemmen diese Eigenschaften die als notwendig erachtete Aggressivität und Entschlussfähigkeit. Zudem legitimiert die Abwertung der Frauen ihr weitgehendes Nicht-Vorhandensein in der Militärorganisation: die Verweigerung des Zugangs zu den sozialen Codes und Privilegien der Soldaten ist Folge der den Frauen zugeschriebenen negativen soziopsychologischen Eigenschaften. Das Etikett ‚weiblich‘ bekommt damit einen demütigenden und abwertenden Charakter, welcher durch die vulgäre Sexualisierung der militärischen Umgangssprache verstärkt wird.

Die militärische Kultur erlaubt es Männern – und ermutigt sie möglicherweise sogar –, eine rüde Sprache zu benutzen, ein bestimmendes Verhalten zu entwickeln sowie sich auf aggressive und chauvinistische Weise zu benehmen (Sasson-Levy 2003: 86).

Der Gebrauch von Schwulen- und Weiblichkeitsmethapern zur Abwertung von männlichen Soldaten sowie die Betonung heterosexuellen Verhaltens, betont den Zusammenhang von Militär und hegemonialer Maskulinität. Die Abwertung nicht-femininer Frauen als Flintenweiber geht mit diesem Muster einher (Seifert 1999: 53). ‚Flintenweiber‘ entsprechen nicht dem Rollenbild einer wehrlosen, weichen Frau und stellen damit das herrschende Koordinatensystem auf den Kopf. Die Erscheinung der Soldatin berührt somit zwei zentrale, männlich konnotierte Symbolebenen: „[...] zum einen die öffentlich-kollektive Ebene durch das Repräsentieren des staatlichen Gewaltmonopols und der Idee der Nation, zum anderen die individuell-emotionale Ebene der Maskulinität, den Kernbereich der männlich-soldatischen Geschlechtsidentität“ (Schüssler 2001: 172). Soldatische Attribute wie z.B. kämpferisch, tapfer, todesmutig sind vorrangig männlich konnotiert, beinhalten aber sowohl einen beschützenden, als auch einen gewalhaften Charakter. Aus traditioneller Sicht haben typisch weibliche Ei-

genschaften im Militär keinen Platz und keine Funktion (Sasson-Levy 2003: 82). Die Existenz der Soldatin stellt die traditionelle Rollen- und Gewaltaufteilung in Frage, denn die hierarchisch konstruierte, sich polar gegenüberstehende Geschlechterdifferenz mit den Stereotypen: „aktiver, kriegerischer Soldat“ und „passive, friedfertige Zivilistin“ (ebd.) wird erschüttert und stellt einen Angriff auf männliche Identitätskonzepte dar. Kümmel (2005: 73) stellt im Bezug auf die Öffnung der Bundeswehr für Frauen unter männlichen Solodaten einen Effekt fest, der als Polarisierung auf Basis einer Reaffirmierung klassischer Männlichkeitskonstrukte beschrieben werden kann. Selbst die militärafinen Soziologen Janowitz/Little (1965: 75) beschreiben das Militär als einen Männerbund, welcher informell in größerem Maße männliche Ausschweifungen duldet als die gemischte zivile Gesellschaft.

Im Zentrum militärischer Disziplinierung stehen nicht nur Praktiken der Entindividualisierung, sondern auch Unterwerfungstechniken, die im Wesentlichen mit der negativen Abgrenzung und Abwertung von ‚Weiblichem und Schwachem‘ einhergehen und eine spezifische Form männlich-militärischer Subjekt- bzw. Identitätsbildung darstellen. Die Armee produziert damit eine spezifische Form von maskuliner Heterosexualität, die Teil militärischer Praxisformen ist. Gewaltsamkeit ist ein zentrales Strukturmerkmal des politischen Verbandes Staat, der Staaten untereinander, sowie des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern (Krippendorff 1988: 11). In diese institutionelle Gewaltstruktur und Gewaltkultur passen die Unter- und Überordnung zwischen den Geschlechtern genauso wie die übrigen militärkulturellen Besonderheiten.

2.2.3 Tradition & Konvention

Militärische Tradition beinhaltet die Aufrechterhaltung von Kodizes und Mustern, die partiell seit Jahrzehnten oder gar seit Jahrhunderten existieren. Diesbezüglich nennt Burk (1999 *passim*) Zeremonien und Etikette als ein wesentliches Element von Militärkulturen, denn in diesem Punkte unterscheidet sich die militärische Gemeinschaft stark von der zivilen Gesellschaft und trägt zur Herausbildung zur gesellschaftlichen Subkultur des Militärs bei. Der Begriff *Tradition* stammt vom lateinischen ‚tradere‘ und bezeichnet den Vorgang des Weitergebens, wovon sich die heutige Bedeutung als Überlieferung, Herkommen, Brauch und Gewohnheit ableitet (Wiedenhofer 1990 *passim*). Schon die Ursprungsbedeutung beinhaltet einen doppelten Wortwert: Tradition meint sowohl den Prozess, als auch den Inhalt der Überlieferung. Traditionen spielen eine stabilisierende und orientierende Funktion in Gesellschaften, sozialen Gruppen und Organisationen insbesondere hinsichtlich Weitervermittlung von für wertvoll gehaltenem Kulturgut bzw. von Praktiken und moralischen Prinzipien. Somit kommt

ihnen ein Geltungs- und Verpflichtungscharakter zu, auf den bereits Weber [1921] verweisen hat. Tradition stellt für Weber (1972: 19) einen Typus der Geltung und Legitimität von Ordnung dar, der auf Grundlage „des immer Gewesenen“ beruht. Traditionen werden gebraucht und doch muss man sich bewusst sein, dass „es sich dabei um ein flüchtiges, wandelbares und erneuerungsbedürftiges Konstrukt handelt, dem die vormoderne Verlässlichkeit traditioneller Überlieferungen längst abhanden gekommen ist“ (Naumann 2000: 46). Im Gegensatz zu Geschichte spielt beim Traditionsbegriff nicht die Vergangenheit als Ganzes eine Rolle, sondern es wird eine gewisse Auswahl vorgenommen. Tradition heißt Manipulieren der Vergangenheit (Wohlfel 1993 passim). Dies bedeutet, dass Tradition zeit- und standpunktbezogenen Veränderungen unterworfen ist, sowie beträchtlich dadurch bestimmt ist, wer die Auswahl trifft. Tradition ist also bewusst ausgesuchter Teil der Geschichte zur Ausbildung einer Grundlage des sozialen Zusammenlebens. Das beinhaltet die Überlieferung von Ritualen, äußeren und inneren Formen und Werthaltungen. Doch stellt Tradition einen dynamischer Prozess dar, der begründungspflichtig ist, denn die der Tradition zugrundliegenden Wertvorstellungen liegen in der Gegenwart des Betrachters begründet. Ein normativer Werterahmen ist somit eine unverzichtbare Voraussetzung der Traditionsfindung (Birk 2004: 43). Gemäß Biehl/Leonhard (2005: 220ff) erfüllt Tradition im Militär wesentliche Funktionen, die sich nach vier Kategorien unterscheiden lassen:

- „1. Verhaltens- und Orientierungssicherheit: Regelung des Verhaltens der Angehörigen des Militärs untereinander sowie Maßstab für individuelles Verhalten. [...]
- 2. Selbstdarstellung nach außen: Repräsentation der Militärorganisation gegenüber der Gesellschaft, Kommunikation mit der Umwelt, Schaffung von Legitimität. [...]
- 3. Selbstdarstellung nach innen: Integration der Organisationsmitglieder durch die Schaffung und Vermittlung von gemeinsamen Werten und Haltungen. [...]
- 4. Stabilisierung und Erziehung: Bewahrung und Weitergabe von Wissensbeständen, auf denen nicht zuletzt die Struktur der Organisation beruht.“

Die militärische Tradition betont grundsätzlich die hierarchische Gliederung in drei Dienstgradgruppen (Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere), bestimmte Dienstgrade, Befehlsketten, Gehorsam und Unterordnung. Neben dem Wahren und Überliefern grundlegender Erziehungsinhalte und Tugenden, beinhaltet die militärische Tradition auch in Form von Traditionspflege das Erhalten von Konventionen bzw. militärspezifischem Brauchtum. Für Baudissin (1969: 80f) steht Tradition für bleibende sittlich geistige Werte, während Konvention bzw. Brauchtum als deren zeitgebundene Erscheinungen (Formen des Grüßes, der Gesprächsführung etc.) zu verstehen seien.

Tradition in Form militärischen Brauchtums bezieht sich nicht nur auf die Art und Weise der Zeremonien, Militärmusik und Uniformen sondern reicht hin bis zur Form der kasernierten Unterbringung und der verschiedensten Ausbildungsgänge. *Konvention* stellt also die zeitgebundene Erscheinung oder Ausprägung einer Tradition dar, wie sie sich in der sozialen Praxis niederschlägt. Damit sind Konventionen ein Teil von Traditionen, zeichnen sich jedoch durch ihren Handlungscharakter als „culture in action“ (Swidler 1986) aus. Militärische Konventionen bieten durch die Konstruktion und Kontinuität militärischer Ge pflogenheiten eine übergreifende Verhaltens- und Orientierungssicherheit. Jegliche Form der Traditionspraxis, sei es auf der geschichtspolitischen Ebene oder der Ebene der Alltagspraxis, kann als Traditionspflege oder Brauchtum verstanden werden (Biehl/Leonhard 2005: FN 5).

Eine sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise widmet sich daher der Art und Weise der Traditionsermittlung und fragt danach wie eine bestimmte kulturelle Botschaft zwischen den Generationen weitergegeben und wie sie von der nachfolgenden Generation aufgenommen wird, d.h. wie die praktische Umsetzung aussieht. Militärische Tradition in ihrer praktischen Umsetzung als Brauchtum ist nämlich nicht zwingend deckungsgleich mit einem offiziellen Traditionverständnis. Es reicht daher nicht aus einzelnen Teilbereiche militärischer Tradition einfach positiv oder negativ zu bewerten, denn:

Jene mit einer negativen Betrachtungsweise widmen den Fragen der Militärpolitik zu große Aufmerksamkeit, ignorieren aber das Selbstverständnis des Soldaten, einen entscheidenden Punkt im inneren Gefüge einer Armee. Die Verfechter einer positiven Betrachtungsweise machen den Fehler, allzu viel Aufmerksamkeit auf das Studium der Details der Schlachten zu richten, was wiederum zu Lasten der Rolle der Politik geht (Abenheim 1989: 14).

Traditionspflege ist Erinnerungskultur nach innen und Geschichtspolitik nach außen. Ehemals funktional bedeutsame Regeln und Abläufe, die mittlerweile nicht mehr ihre ursprüngliche Relevanz besitzen, sind im Militärltag oftmals noch in Brauchtum oder Konvention präsent. Darunter fallen z.B. der militärische Gruß, der das Öffnen des Ritterhelmsvisiers symbolisiert oder festgelegte Zeremonielle wie die feierliche Vereidigung, welche einen berufständischen Schwur und Anerkennung des Staatsoberhaupts darstellt. Das militärische Brauchtum findet sich auch in der Art des Grüßens und Salutierens sowie in den Verbandsabzeichen und Wappen und in speziellen Uniformabzeichen wieder. Diese Zeichen sind nicht ohne weiteres aufzugeben oder zu verbieten, denn sie sind Totem, um die sich militärische Identität und Ziele formen (Burk 1999: 452). Um das Verhalten zwischen den Angehörigen des Militärs zu organisieren,

besteht die Aufgabe von Konventionen in der Regelung der Verhältnisse zwischen Gleichgestellten und zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Zudem erfüllt die Einsetzung von militärischen Vorbildern den Zweck, gewünschte Verhaltensweisen im militärischen Ernstfall zu veranschaulichen. Dementsprechende Vorstellungen drücken sich in Konventionen, Etikette und Ritualen aus.

Betrachtet man die historische Entwicklung des Militärs, so spielen beispielsweise Uniformen, deren ursprünglicher Sinn einst in der Unterscheidung zwischen Freund und Feind angesiedelt war, eine weiterhin bedeutende Rolle, obwohl sie in Zeiten von Kommunikationsmethoden, die weit über das Schlachtfeld hinaus reichen, ihren eigentlichen Sinn längst verloren haben. Auch das Trommeln, das ursprünglich für die Leitung und Steuerung des Angriffes nötig war, dient noch heute bei militärischen Anlässen der musikalischen Untermauerung, z.B. bei öffentlichen Gelöbnissen oder feierlichen Beförderungen. Diese *Rituale* spielen bis heute eine wichtige Rolle in der militärischen Kultur. Nach außen hin verfolgt das Militär das Ziel der Verankerung in die Gesellschaft und in den Staat durch öffentliche Gelöbnisse und Feierlichkeiten. Durch die Lenkung von bestimmten, öffentlich wahrgenommenen Symbolen, wie der Auswahl von Uniformen oder von Zeremonien und Ritualen, kommuniziert das Militär mit der zivilen Gesellschaft und beeinflusst somit sein öffentliches Bild. Zum einen ist das Militär ein Teil der Gesellschaft; zum anderen grenzt es sich aber durch eine eigene Symbolik und Regeln von der zivilen Gesellschaft ab.

Zeremonielle Regeln besitzen aber auch zur Vertrauensbildung eine hohe Bedeutung. Insbesondere die von Goffman (1971: 70) angeführten Rituale der Zuvorkommendheit wie etwa Ehrerbietung und Grüßen haben im Militär große Bedeutung. Oftmals als militärisch betrachtete Tugenden wie „Stolz, Ehre, Würde, Besonnenheit, Takt und ein bestimmtes Maß an Gelassenheit“ (ebd. 52) verbindet Goffman mit dem Begriff des Rituals, da es erlaubt, als Interagierender selbstregulierend an sozialen Begegnungen teilzunehmen. Auch die von ihm beschriebenen Zusammenhänge zeremonieller Distanz und sozialer Distanz (ebd. 72f) finden sich in einer stark formalisierten Institution wie dem Militär wieder. Ganz in diesem Sinne sieht Burk (1999: 451) in militärischen Ritualen, wie auch in allen anderen militärischen Konventionen vor allem den Sinn, die Ängste und Ungewissheit der Soldaten zu steuern und zu verbergen. Diese Zeremonien sollen Zusammenhalt und eine gemeinsame Identität innerhalb der militärischen Einheit formen. Burk betrachtet die Verbindung von militärischen Zeremonien und Verhaltensregeln als ein lockeres, aber unterschwelligeres Verhältnis zum Krieg. Um die Furcht vor dieser Realität zu überdecken, wird sich dieser Rituale bedient, die in erster Linie etwas Familiäres, Gemeinschaftliches präsentieren. Diese werden in einer Garnison gepflegt lange bevor es zu einem Kampfeinsatz

kommt. Durch eingebügte Zeremonien wird zu bestimmten Anlässen eine Feierlichkeit gewahrt, die es ohne eine Einübung kaum geben kann. Beispiele für solche militärischen Zeremonien findet man innerhalb der Armee dann, wenn Soldaten einer Garnison im Rahmen einer feierlichen Zeremonie zu Grabe getragen werden. Darüber hinaus wird mit dieser semi-öffentlichen Trauerfeier ein Gemeinschaftsgefühl konstruiert, da die Soldaten mit ihren Ängsten nicht sich selbst im privaten Kreis überlassen sind. Somit markieren Rituale eine kollektive Identität und ein Gruppenzugehörigkeitsgefühl.

Die Differenz zu Nichtmilitärs tritt auch in der *Etikette* als einer weitere Ausformung von Militärkultur zu Tage. Dementsprechende Etikette und Konventionen erlauben eine traditionale Legitimation von Herrschaft, die durch Beherrschung von gemäßem Stil und Formen ausgedrückt wird. Wie auch in der zivilen Gesellschaft hilft Etikette eine gewisse Unsicherheit zu kontrollieren und zu verbergen. Angehenden Offizieren werden Verhaltensmaßregeln eingeimpft, wie man sich als Offizier außerhalb der Kasernen im sozialen Leben (etwa als Gast oder Gastgeber) zu verhalten hat. Das Auftreten soll immer wohltemperiert sein; d.h. nicht zu schnell laufen, nicht zu laut reden, stets rasiert und gepflegt erscheinen. Moderne Soldaten tragen prinzipiell kurzes Haar.²⁵ Soldaten sind streng an die Beachtung des Haarerlasses gehalten. Dies wird mit Sicherheits- und Hygienevorschriften begründet, symbolisiert aber auch die Ent-Individualisierung des militärischen Individuums. Auch die Uniform ist nicht allein die standesgemäße Kleidung, sondern die symbolische Verkörperung der gesamten Streitkräfte, die keinen tadelswürdigen Zustand erträgt, da eine Verunreinigung der Uniform als eine Befleckung des Ansehens der Streitkräfte verstanden wird. Die Uniform besitzt aber auch eine außerorganisationale Bedeutung.

To the general public, the uniform indicates state authority, which encompasses the power to forbid, to instruct, to authorize, and to punish people (Soeters 2000: 465).

Hinsichtlich zivil-militärischen Wechselverhältnisse kommt der Uniform eine weitere Bedeutung zu. Die Uniform ist nicht nur für die Selbstwahrnehmung wichtig, sondern markiert auch die Gleichheit der Kameraden:

Die Uniform demonstrierte Männlichkeit in Reinform, eine Männlichkeit, die durch perfekte Körperhaltung symbolisiert wurde und als ihr Wesenselement unbeugsame Willenskraft erwarten ließ (Frevert 1997: 167ff).

25 Für Soldatinnen gelten Ausnahmen.

Andererseits bezeichnen Uniformen die hierarchische Stellung und fachliche Positionen. Uniformen sind eine spezifische Form von organisationaler Kleiderordnung die zugleich Geschlossenheit und Ungleichheit versinnbildlichen (Refaeli/Pratt 1993 *passim*). Unterschiedliche Vorstellungen von angemessenem Verhalten und richtiger Haltung gehen mit dem Esprit de Corps einher. Darüber hinaus erlangen Verhaltensregeln unter den Bedingungen von Tod und Verwundung im Kampfeinsatz für die gewaltsame Körperschaft große funktionale Bedeutung, da sie Sicherheit stiften sollen. Daher spielt auch Religion in vielen Armeen weiterhin eine bedeutende Rolle (Werkner 2005 *passim*), da sie einerseits überall dort gebraucht wird, wo gestorben wird, sowie andererseits dazu dienen kann, eine bürgerlich-konservative Weltanschauung auszudrücken.

Die für das Militär scheinbar so typische Traditionspflege spielt im dienstlichen Alltag meist keine direkte Rolle, doch dient sie auf dem Umweg über Konventionen unterbewusst der Vermittlung und Weitergabe spezifisch soldatischer Tugenden. Das in seiner heutigen Form weltweit ähnliche Militärwesen basiert zwar auf jeweils bestimmten nationalen Traditionslinien, die sich teilweise über hunderte von Jahren konstituiert haben, sich aber in ihrer Form oftmals ähneln. So spielen besonders einschneidende Ereignisse der Geschichte eines Landes und seiner Armee eine wesentliche Rolle. Militärische Siege in besonderen Schlachten nehmen einen eben so großen Platz ein, wie bittere oder besonders grausame Niederlagen. Auch heldenhafte Befehlsverweigerungen sind immer wieder Gegenstand des Traditionverständnisses in Armeen. So stellt der Putschversuch der Offiziere und Generale um den 20. Juli 1944, die durch ein Attentat ihren Oberbefehlshaber zu töten versuchten, eine der heute existenten Traditionslinien der Bundeswehr dar. Darüber hinaus setzt sich die gesamte Kriegstheorie mit den taktischen, operativen und strategischen Überlieferungen von Vorgängerarmeen bzw. militärischen Denkern auseinander.

Tradition ist ein zweischneidiges Schwert. So wichtig sie für die Verankerung im Hier und Jetzt sein kann, so gefährlich wird sie, wenn sie gegen die Selbstbestimmungsrechte der Völker und die soziale Freiheit des Menschen instrumentalisiert wird. Aufgrund des spezifischen Auftrages und der undemokratischen Ordnung von Armeen besteht die Gefahr der Verherrlichung von Krieg und staatlicher Gewalt besonders bei militärischer Tradition.

2.3 Zwischenfazit

Soziale Beziehungen, Kommunikationsverhalten, Geschichten, Mythen und Rituale sind für das Verständnis eines Sozialverbandes elementar. Ein Komplexes Bedeutungsgewebe, in dem einzelne Bestandteile nur in ihrer Vernetzung mit dem jeweiligen kulturellen Kontext verstanden werden können, kann in diesem Sinne als Kultur aufgefasst werden. Vielen Definitionen von Kultur ist nun gemeinsam, dass sie sowohl auf eine evaluative Ebene, das heißt auf Werte und Normen, als auch auf kognitive Aspekte, das heißt auf Wissensbestände, abziehen. Soziale Praxisformen wachsen aber als soziale Institutionen und symbolisch vermittelte Sinnwelten, die geschaffen, legitimiert, in Frage gestellt und verändert werden. Die Praxisformen eines sozialen Feldes wie dem Militär lasen sich vielmehr als eine anerkannte, symbolisch vermittelte Wirklichkeitsinterpretation begreifen. Diese Ausführungen lassen erkennen, dass selbst diejenigen Praxisformen, die sich durch ihre explizite Verneinung des Ökonomischen auszeichnen, nichtsdestotrotz der Ausübung von Herrschaft dienen können.

Vor diesem Hintergrund definiere ich *Militärkultur* als die Codes, Normen, Praktiken sowie expliziten Regeln und impliziten Regularitäten des Militärs als einer politischen Institution. Zentraler Wertbezug ist der Gemeinschaftsgedanke sowie die grundsätzliche Verletzungs- oder Todesmöglichkeit in Ausübung berufständischer Pflichten im staatlichen Dienst, also die organisierte Gewaltanwendung im Zuge der staatlichen Regelung vorwiegend der Außenbeziehungen. Militärkultur ist zudem durch die Hierarchie bürokratischer Strukturen sowie die potentielle Totalinklusion der Soldaten in diese gewaltsame Körperschaft geprägt. Es handelt sich bei dem Begriff der Militärkultur letztlich um die Praxisformen des militärischen Feldes.

3. DIE PRAXIS SOZIALER ORDNUNGEN

3.1 Weber: Die Herrschaft von Menschen über Menschen

Scharfe Scheidung ist in der Realität oft nicht möglich, klare Begriffe sind aber dann deshalb nur um so nötiger.

MAX WEBER (1972: 123)

Max Webers idealistische Theorie des Sozialen stellt eine soziologische Kritik am Historischen Materialismus dar. Im Gegensatz zu Marx nimmt Webers Wissenschaftstheorie für sich den Standpunkt des unbeteiligten Dritten in Anspruch.²⁶ Webers Programm und Methode eines induktiven sozialwissenschaftlichen Ansatzes stellt grundsätzlich die Frage, wie Herrschaft, Machtverhältnisse und sozialer Wandel innerhalb eines Gemeinwesens zu untersuchen sind. Seine Betrachtungsweise betont das Bedingungs- und Wechselverhältnis von Individuum und Gesellschaft. Weber knüpft zwar an Marx' Paradigma der strukturierten sozialen Ungleichheit an, revidiert aber zentrale Aussagen des Historischen Materialismus wie etwa, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich durch die Produktionsverhältnisse bestimmt sind, die wiederum von den Eigentumsverhältnissen an den Produktionsmitteln abhängen (MEW 6, 408). Gemäß Webers Theorie ist gesellschaftliche Entwicklung nicht als wechselseitiges Handeln der Produktivkräfte zwischen Unter- und Überbau und dem damit einhergehenden Klassenkampf zu verstehen, sondern maßgeblich aus der inneren Entwicklung von Werthaltungen und dem Geist des jeweiligen Gesellschaftssystems. Doch bei allen sozialen Entwicklungen wie etwa der Demokratisierung sieht Weber „fast immer irgendwelche ökonomische Bedingungen mitwirkend im Spiele“ (Weber 1972: 569). Während Marx das Paradigma der strukturierten sozialen Ungleichheit ursprünglich begründet, wird es von Weber modifiziert und damit letztlich fortgeführt.

Deutlicher unterschieden sich Marx und Weber hinsichtlich der Bewertung des Staates. Die Wurzel der bestehenden Staatswesen ist für Marx die bürgerliche Gesellschaft. „Durch die Emanzipation des Privateigentums vom Gemeinwesen ist der Staat zu einer besonderen Existenz neben und außer der bürgerlichen Gesellschaft geworden; er ist aber Nichts weiter als die Form der Organisation, welche sich die Bourgeoisie sowohl nach Außen als auch nach innen hin

26 Weber verfolgt den Ansatz einer deskriptiven Ethik, welche sich auf die wissenschaftliche Beschreibung von Moralvorstellungen beschränkt und nicht mehr den Anspruch erhebt, wissenschaftlich normative Aussagen zu begründen.

zur gegenseitigen Garantie ihres Eigentums und ihrer Interessen notwendig geben“ (MEW 3, 62). Für Weber ist der Staat als politischer Verband grundsätzlich ein auf Gewaltsamkeit gestütztes Herrschaftsverhältnis. Dies entspricht Webers agonistischem Weltbild. Weber (1988c: 329) führt aus, dass mit der Kunst der Kriegsführung nicht mehr nur der Feldherr, sondern darüber hinaus auch der Politiker und der kapitalistische Unternehmer begabt sein müssen, denn in all diesen Sphären sieht er „Machtkämpfe[n] auf dem Markt, auf dem Marktplatz oder auf dem Schlachtfeld“. Webers Formulierung vom Staat „als formell sich neutral gebärdende Gewalt“ (Weber 1985: 464) ist bedeutend, da sie erlaubt, die politische Dimension der üblichen Trennung in Staat und Gesellschaft zu erkennen.

Die soziale Funktion des Konflikts sowie von Kampf und Krieg im Besonderen werden bei Max Weber und bereits bei Georg Simmel (1908: 233) als eine Form der Vergesellschaftung dargestellt. Der Umgang mit Kampf und Krieg ist damit eine Art und Weise sozialen Handelns, die von gesellschaftlichen und politischen Strukturmerkmalen des jeweiligen sozialen Systems abhängig ist. Erst die Monopolisierung von Gewaltsamkeit, die als legitim *angesehen* wird, gilt Weber als Kriterium zur Unterscheidung zwischen dem Staat und allen übrigen Formen von Herrschaft. Dem Militär kommt dabei eine besondere Rolle zu, da es als staatliche Institution zur Anwendung kriegerischer Gewalt vorgehalten wird. Darüber hinaus werden jene sozialen Differenzierungsprozesse, die für moderne Gesellschaften inhärent sind, gerade durch kulturelle Aspekte der Lebensführung wie Ehre und Prestige verkörpert, die für das Militär typisch sind oder es zumindest lange Zeit waren. Wie Simmel und Weber gezeigt haben, spielen kulturelle Aspekte der Lebensführung neben Besitz und Macht in sozialen Differenzierungsprozessen eine grundlegende Rolle.

Das Militär ist ein staatliches Herrschaftsinstrument das der Aufrechterhaltung der politischen und gesellschaftlichen Ordnung dient. Aufgrund der Verbindung von Mikro- und Makrosoziologie bieten Webers Überlegungen zum Militär eine fruchtbare Ausgangsbasis für die Weiterentwicklung militärsoziologischer Theorie und Empirie, da auch das militärische Feld nur durch die Wechselwirkung von Akteur und Struktur zu verstehen ist. Obwohl seiner Theorie ein anti-marxistischer Grundzug zu Eigen ist, kommt auch er letztlich nicht umhin, Ethik und ihre sozioökonomischen Grundlagen in Verbindung zu setzen. Webers Analyse sozialer Ordnung, die auch eine große Rolle für Bourdieus Sozialtheorie spielt, bildet den Anknüpfungspunkt an eine unterbrochene Denktradition in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Militär. Sie soll darum hinsichtlich ihres Potenzials zur Erweiterung der bisherigen militärsoziologischen Forschung diskutiert werden.

3.1.1 Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit

Im Militär finden Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit innerhalb einer Institution in einem einzigartigen Maße zusammen. Das Militär ist ein Instrument staatlicher Macht und Herrschaft, denn es besitzt die Mittel und Fähigkeiten zur Ausübung kriegerischer Gewalt. Das Militär gilt als staatliche Institution zur organisierten und kontrollierten Anwendung von direkter Gewalt. Dies kann dem Zweck der Abschreckung von äußeren Gegnern, der Verteidigung des Landes oder auch zur Erpressung bzw. der Eroberung von Territorien und Gütern dienen. Grundsätzlich kann das Militär aber auch als Drohmittel gegen innere Gegner, zur Niederschlagung von Aufständen oder schlicht zur gesellschaftlichen Stabilisierung benutzt werden. Daran wird deutlich, wie nahe liegend es ist, militärisches Gewaltpotenzial als ein zentrales Instrument zum Erhalt von politischer Macht und staatlicher Herrschaft zu betrachten. Im Folgenden werde ich die Zusammenhänge von Herrschaft, Macht und Gewalt anhand der Ansätze Webers darstellen und hinsichtlich ihrer Bedeutung für das Militär diskutieren.

Allen von Weber gebrauchten Begriffen liegt die Idee einer Chance spezifischen Handelns zugrunde: „Die soziale Beziehung besteht, auch wenn es sich um so genannte ‚soziale Gebilde‘ [...] handelt, ausschließlich und lediglich in der Chance, daß ein seinem Sinngehalt nach in abgebarbarer Art aufeinander eingestelltes Handeln stattfand, stattfindet oder stattfinden wird“ (1972: 13). Während *Macht* bei Weber als Durchsetzung des eigenen Willens auch gegen Widerstand angelegt ist, steht *Herrschaft* für die Möglichkeit, dass einer Willensäußerung problemlos Folge geleistet wird. Weber (1921: 542) unterscheidet „zwei polar einander entgegengesetzte Typen von Herrschaft“: „Einerseits die Herrschaft kraft Interessenkonstellation (insbesondere kraft monopolistischer Lage), und andererseits die Herrschaft kraft Autorität (Befehlsgewalt und Gehorsamspflicht)“. Herrschaft bezieht sich im Unterschied zu Macht nicht nur auf die bloße Möglichkeit der Durchsetzung des eigenen Willens, denn „als Sonderfall von Macht“ steht Herrschaft für ein Machtverhältnis, das eine bestimmte institutionelle Form angenommen hat und bei den Betroffenen auf Anerkennung stößt (1972: 541). Daher bezeichnen ‚Macht‘ und ‚Herrschaft qua Autorität‘ Phänomene, um den eigenen Willen gegen andere durchzusetzen, doch bleibt der Machtbegriff im Sinne Webers (ebd.: 28) soziologisch amorph. Was in der Praxis sozialer Feldern geschieht, lässt sich aber immer auch unter Machtaspekten beobachten, wie Rainer Paris (2005: 25) festhält:

Macht ist als pures, ungeschminktes Sozialverhältnis empirisch eher die Ausnahme, sie ist im Alltag häufig mit anderen Beziehungstypen, insbesondere mit Arbeit und Liebe legiert.

Weber (1972: 539) zufolge ist Herrschaft ein „zentrales Phänomen des Sozialen“, das sich nicht auf die Sphäre staatlich-politischen Handelns beschränkt, sondern im Gegenteil auch bei den „ökonomisch relevantesten sozialen Gebilden der Vergangenheit und der Gegenwart: der Grundherrschaft einerseits, dem kapitalistischen Großbetrieb andererseits, die entscheidende Rolle“ (ebd. 541) spielt. Der Herrschaftsbegriff im engeren Sinne ist bei Weber (ebd. 544) letztlich identisch mit autoritärer Befehlsgewalt und dem Prinzip von Befehl und Gehorsam in verfestigten und sozialen Beziehungen. Dieses Prinzip von Befehl und Gehorsam ist freilich in allen Armeen eine zentrale Grundlage für die militärische Ordnung, insofern geht es im Militär letztlich um nichts anderes als um Herrschaft im Weber'schen Sinne. Der *militärische Gehorsam* findet sich überwiegend in der Vorstellung vom unbedingten Gehorsam; der bedingte und mitdenkende Gehorsam z.B. der Konzeption der Inneren Führung der Bundeswehr stellt weltweit eher eine Ausnahme dar. Herrschaft baut auf Macht auf, doch erst legitimierte, dauerhaft anerkannte und institutionalisierte Macht führt zu Herrschaft. So liegt gemäß Weber (ebd. 544) *Gehorsam* erst unter den Bedingungen einer willentlichen Gefolgschaft vor, „als ob die Beherrschten den Inhalt des Befehls, um seiner selbst willen, zur Maxime ihres Handelns gemacht hätten“. Herrschaft ist also erst dann institutionalisiert, wenn der Glaube an die Rechtmäßigkeit und Verbindlichkeit der etablierten Ordnung („Legitimitätsglaube“) dominiert, denn „Sitze oder Interessenlage so wenig wie rein affektuelle oder wertrationale Motive der Verbundenheit könnten verlässliche Grundlagen einer Herrschaft darstellen“ (ebd. 122).

Weber (ebd. 122ff) unterscheidet nun drei Idealtypen legitim angesehener Herrschaft nach ihren Geltungsgründen („Legitimitätsanspruch“), die immer dann vorliegen, wenn sich das soziale Handeln an der Vorstellung von einer bestehenden, etablierten Ordnung orientiert: legale, traditionale und charismatische Herrschaft. Die für Weber im Mittelpunkt stehende legale Herrschaft (ebd. 124ff), die sich mittels Rationalität legitimiert, zeichnet sich dadurch aus, dass sie aus einem Gefüge bürokratischer Organisationen und der habituellen Fähigkeit der Organisierten, die mit der geltenden Ordnung verschmelzen, besteht (Breuer 1991: 213). Wird Herrschaft nicht anerkannt, so kann sie folglich keine Legitimität für sich beanspruchen. Die Durchsetzung eines Willens kann dann nur durch bloße *Gewaltsamkeit* geschehen. Für Weber (1992: 7f.) ist die Macht des Staates auf ‚legitime‘ Herrschaft und Gewalt gestützt:

Der Staat ist, ebenso wie die ihm geschichtlich vorausgehenden politischen Verbände, ein auf das Mittel der legitimen (das heißt: als legitim angesehenen) Gewaltsamkeit gestütztes Herrschaftsverhältnis von Menschen über Menschen.

Diese Sichtweise impliziert jedoch, dass die Macht des Staates letzten Endes auf Gewaltsamkeit gebaut ist. Deswegen überrascht es auch nicht, dass Weber (ebd. 6) der Trotzki zugeschriebenen Aussage zustimmt, nach der jeder Staat auf Gewaltsamkeit gegründet wird. Die platonische Auffassung, dass die Ordnung des Politischen einer göttlichen Seinsordnung unterworfen sei, wird somit verworfen und von einem gewalthaften Naturzustand ausgegangen.²⁷ Der Staat ist dann der einzige mögliche Garant für eine innere Friedensordnung. Weber macht aber auch darauf aufmerksam, dass, der Eintritt der *Anarchie* erreicht wäre, wenn soziale Gebilde ohne Gewaltsamkeit auskämen – was er völlig nüchtern und wertfrei betrachtet. Anarchie bedeutet für Weber (1972: 515) schlicht und einfach, dass „die Koexistenz und das Gemeinschaftshandeln der ein Gebiet bevölkernden Menschen in Gestalt eines rein faktischen gegenseitigen Respektierens der gewohnten Wirtschaftsweise, ohne Bereithaltung irgendwelchen Zwanges nach ‚außen‘ oder ‚innen‘, abläuft.“

Physische bzw. direkte Gewalt, so betont Weber (1972: 30), ist für das Wesen jedes Staates unentbehrlich. „Gewaltsamkeit ist natürlich nicht etwa das normale oder einzige Mittel des Staates [...] wohl aber: das ihm spezifische“ (Weber 1992: 6). Doch das Wesen der *politischen Gemeinschaft* zeichnet sich für Weber (1972: 514) durch die Bereitschaft der Menschen eines territorialen Gebietes aus, dieses mittels Waffengewalt geordnet zu beherrschen. Weber (ebd. 516) sieht dies als etwas Urwüchsiges an. In der europäischen Geschichte waren für ihn daher auch alle politischen Gemeinschaften zugleich Gewaltgebilde, da sie für die Wahrung ihrer Interessen zur Gewalt gegriffen haben (ebd. 520). Das Handeln der politischen Gemeinschaft, das sich durch die Gefährdung und Vernichtung von Leben auszeichnet und somit für Weber (ebd. 515) durch das spezifische Pathos des „Ernst des Todes“ geprägt ist, stiftet die dauernde Gefühlsgrundlage der politischen Gemeinschaft.

Der *politische Verband* beruht auf dem Glauben an die Rechtmäßigkeit im Sinne eines Legitimitätseinverständnisses des Handelns der politischen Gemeinschaft. Doch erst mit der Herausbildung einer Zentralinstanz, die sowohl das Gewaltmonopol als auch alle weiteren Ordnungsfunktionen, wie Rechtssetzung und -sprechung sowie Verwaltung, auf sich vereinigt, spricht Weber (ebd. 516) vom *Staat*. Dieser Staat hat im Prozess seiner eigenen Herausbildung alle Herrschaftsgewalten auf sich vereinigt, so dass „es ‚legitime‘ Gewaltsamkeit heute nur noch insoweit gibt, als die staatliche Ordnung sie zuläßt oder vorschreibt“ (ebd. 29). Nicht nur die Ausübung von Gewalt wird vom Staat monopolisiert, sondern auch die Rechtsordnung, so dass eine latente Zwangsordnung entsteht

27 Diese agonistische Grundausrichtung findet sich auch bei Bourdieu wieder.

(ebd. 182) und sich der politische Verband nunmehr in Form des Staates zu einer Rechtsschutzanstalt wandelt (ebd. 519) bzw. zu einem Rechtsstaat, wie wir heute sagen würden. Staaten existieren zunächst also um die Einigkeit einer territorialen Gemeinschaft auszudrücken und zu bekräftigen. Das Gewaltmonopol des Staates soll wichtige Güter für die Gemeinschaft sichern und besitzt daher eine ideologische, militärische sowie wirtschaftliche Funktion (Burnheim 1985: 33f). Dem Staat gegenüber müssen alle seine Untertanen gleich sein, da er den Anspruch vertritt die Gemeinschaft zu repräsentieren.

Der Hoheits- und Gehorsamsanspruch mit dem der Staat dem Einzelnen gegenübertritt, gilt als Prototyp *institutioneller Gewalt*. Die Auffassung von Gewaltksamkeit bei Weber fasst Waldmann (1995: 431) folgendermaßen zusammen:

Auch bei institutionellen Gewaltverhältnissen, die scheinbar von innerem Frieden und Harmonie geprägt sind, darf nicht übersehen werden, daß die Überlegenheit der Herrschenden letztlich auf dem möglichen Einsatz brachialer Durchsetzungsmittel beruht, ein Sachverhalt, der von den Vertretern der Zwangs, allen voran *Max Weber* [...], stets den Befürwortern eines Konsensmodells vom staatlichen Handeln entgegengehalten wurde.

Mit Weber ließe sich nun argumentieren, dass erst wenn große Teile der Bürgerschaft den Glauben an die Legitimität der herrschenden Ordnung verlieren, der Staat in seiner Existenz bedroht ist, denn die von Weber betrachteten sozialen Gebilde existieren in dem Maße, in dem Menschen nach den Maßgaben ihrer Ordnungen handeln. „Ein bestimmtes Minimum an Gehorchenwollen, also: *Interesse* (äußerem oder innerem) am Gehorchen gehört zu jedem echten Herrschaftsverhältnis“ (1972: 122). Zwischen der wenig differenzierten Bedeutung des deutschen Wortes ‚Gewalt‘ einerseits und der Differenzierung des Gewaltbegriffs im abendländischen philosophischen Denken in *violentia* (Gewalttätigkeit) und *potentia* (rechtmäßige Gewalt) entscheidet sich Weber durch den Begriff der *Gewaltksamkeit* für einen dritten Weg, der sich zum einen von der missverständlichen alltagssprachlichen Verwendung des Gewaltbegriffs unterscheidet, zum anderen durch Relativierung – „legitimen (das heißt: als legitim angesehen) Gewaltksamkeit“ – frei von normativen Wertungen sein soll. Daher ist *legitimierte Gewalt* für Webers Politische Soziologie von elementarer Bedeutung zum Verständnis von staatlicher Herrschaft.

3.1.2 Die bürokratische Heeresform

Die Monopolisierung der Gewaltsamkeit ist für Weber das Kriterium, welches den Staat von allen anderen Herrschaftsformen unterscheidet. Weber (1972: 29) definiert ihn als politischen Anstaltsbetrieb, dessen „Verwaltungsstab erfolgreich das *Monopol legitimen* physischen Zwanges für die Durchführung der Ordnungen in Anspruch nimmt“. Die Eigentümlichkeit dieses Anstaltstaates besteht für Weber (ebd. 313) in der Kombination von Gewaltbegrenzung und Gewaltenteilung. Das staatliche Gewaltmonopol führt letztlich im Inneren zur Konzentration von Gewaltsamkeit bei der Polizei und zur Kasernierung militärischer Gewalt. Gewaltsamkeit wird somit zur unpersönlichen Staatsgewalt. Die Herrschaft unpersönlicher Gewaltsamkeit geht einher mit der Herrschaft unpersönlicher Bürokratie.

Webers Bürokratietheorie, wie sie sich in „Wirtschaft und Gesellschaft“ [1921] findet, liegt die Prämissen der Rationalität von Bürokratien (ebd. 126ff; 551ff) zu Grunde. Weber versteht unter dem Rationalisierungsprozess die „Entzauberung der Welt“ von magischen und religiösen Weltbildern und die Berechenbarkeit und Beherrschbarkeit von natürlichen und sozialen Vorgängen (Schluchter 1980: 9ff). Weber begreift Bürokratien als „stählerne Maschinen“, die ihre Aufgaben sachlich, genau und emotionslos erledigen. Dazu sind sie auf einen regelmäßigen und regelgemäßen Betrieb von Amtsgeschäften, dem Prinzip der Hierarchie, festen Verfahrensregeln sowie der aktenmäßigen Dokumentation von Entscheidungen und Abläufen ausgelegt. Der bürokratische Betrieb wird von Amtsinhabern ausgeführt, die ihren Pflichten gehorchen und dazu genau definierte Kompetenzen besitzen. Die Mitglieder einer Bürokratie sind in eine klare Hierarchie eingebunden und unterliegen der daraus resultierenden Amtsdisziplin (ebd. 548ff).

Weber hat jedoch Bürokratie nicht nur als rationale Form der Herrschaft konstruiert, sondern gerade vor der zweckrationalen Orientierung in bürokratischen Großorganisationen gewarnt. Das „stahlharte Gehäuse“ der Bürokratie, dessen Gestaltung den Akteuren entzogen bleibt, ergibt sich aus der ziel- und inhaltsunabhängigen Rationalitäts- und Effizienzbestimmung. Der Prozess der universellen Bürokratisierung führt letzten Endes zur „Entseelung“ aller modernen Gesellschaften der Welt. Dies ist für Weber das Ergebnis eines dynamischen Modernisierungsprozesses, in dessen Verlauf traditionale Formen der Herrschaftsausübung durch rationale, arbeitsteilige, fachmäßige und hierarchische bürokratische Organisationen ersetzt wurden. Weber (1988: 330) argumentiert, dass sich dieser Modernisierungsprozess der gesamten Welt bemächtigt. Das dynamische Moment des universellen Bürokratisierungsprozesses ist der moderne Kapitalismus. Mit der „streng rationalen Organisation der Arbeit auf dem Boden

rationaler Technik“ (ebd. 323) des Kapitalismus bedürfe dieser eines Verwaltungsapparates, dessen Funktionieren ebenso kalkulierbar sei wie die Leistung einer Maschine.

Gekennzeichnet ist diese „universelle Bürokratisierung“ für Weber durch die Tendenz, sich auf alle Lebensbereiche auszudehnen. Am Ende dieses Bürokratisierungsprozesses sind alle Institutionen bürokratisch organisiert (ebd. 230). Der Prozess der Bürokratisierung greift damit zum einen über Länder und Systemgrenzen hinweg und durchdringt zum anderen den gesellschaftlichen Raum. Weber befürchtet, dass mit dem zunehmenden Einfluss von bürokratischen Herrschaftsapparaten auf den gesellschaftlichen Alltag der „Geist der Bürokratie“ noch in die kleinsten Poren der Gesellschaft eindringt. Durch die „Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit“ der modernen Bürokratie ist sie die rationalste und damit überlegene Form der Herrschaftsausübung (ebd. 128). Entscheidend für Weber (1988: 331) ist, dass die Bürokratisierung aufgrund der ihr innenwohnenden Rationalität zu einem unentrinnbaren Prozess und der aus ihr hervorgehende bürokratische Apparat durch seine Totalität und Spezialisierung zu einem nahezu unzerstörbarem Herrschaftsgebilde wird. Eine rationale Lebensordnung ist für Weber (ebd. 330f) eng mit der modernen Bürokratie verbunden.

Die bürokratische Organisation pflegt den Glauben an die eigene Rationalität, ist aber nicht notwendigerweise eine rationale Organisation, wenn sie auch von Weber als Idealtypus einer rationalen Verwaltung dargestellt wurde. Weber beschreibt eher den Anspruch seiner Zeitgenossen an die Bürokratie als Form reiner Rationalität, als dass er selbst diese Forderung normativ unterstützen würde. Das „Gehäuse der Hörigkeit“ werde dann zum unentrinnbaren Schicksal, wenn den gegenwärtigen Menschen „eine rein technisch gute und das heißt: eine rationale Beamtenverwaltung und -versorgung der letzte und einzige Wert ist, der über die Art der Leitung ihrer Angelegenheiten entscheiden soll“ (ebd. 332). Im Gegensatz zum Fortschrittsglauben erkennt Weber keine Wahlverwandtschaft des Rationalisierungsprozesses mit Demokratie, Freiheit und Individualismus an, sondern eher mit zunehmender Verknechtung. Für ihn sind es vor allem die „ökonomischen Wetterzeichen“, die „nach der Richtung zunehmender „Unfreiheit““ weisen (Weber 1988: 63). Weber ist sich freilich darüber im Klaren, dass die Ziele vergesellschafteten Handelns nicht objektiv vorgegeben sind, sondern im Verlaufe von Machtprozessen und Konflikten gesetzt werden.

Bei seinen Betrachtungen des Militärs bezieht Weber gewissermaßen einen dynamischen Standpunkt. So stellt er fest, die Struktur des Militärs habe sich aus gesellschaftlich-politischen Prozessen heraus entwickelt. „Das moderne Massenheer vollends ist zwar überall das Mittel gewesen, die Honoratiorenmacht zu

brechen, ist aber selbst in keiner Art ein Hebel aktiver, sondern lediglich passiver Demokratisierung geblieben“ (Weber 1972: 569). Während der frühneuzeitliche Staat die Aufstellung und Finanzierung seiner Heere noch in die Hände des Landadels und unabhängiger Militärunternehmer legte, wird deren Autonomie im Rahmen des Rationalisierungsprozesses des Staates durch die Etablierung bürokratischer Kontrollorgane schrittweise aufgehoben, bis das Militär schließlich im Staatsapparat aufgeht und das moderne Heer entsteht (ders. 1988a: 70, Bd. II; 1972: 685ff). Die Struktur des Militärs sei durch die bürokratische Heeresform geprägt, die zur Aufstellung Stehender Berufsheere nötig sei (ders. 1972: 565). Mit der Verstaatlichung des Militärwesens änderte sich der Charakter von Streitkräften, die zuvor noch in der Hand des Adels oder professioneller Kriegsunternehmer lagen: „Begriffe z.B. wie ‚Regiment‘ einerseits, ‚Bataillon‘ andererseits hatten daher noch im 18. Jahrh. regelmäßig einen ganz verschiedenen Sinn: nur das letztere war eine taktische Einheit (wie heute beide), das erstere dagegen eine durch die ‚Unternehmer‘-Position des Obersten geschaffene ökonomische Betriebseinheit“ (ebd. 567). In den Kontinentalstaaten ist dann die Entwicklung des Militärs hin zu einem Stehenden Heer gleichzeitig eine Voraussetzung für die bürokratische Durchdringung der gesamten Gesellschaft (ebd. 560).

Mit der Bürokratisierung des Militärs wurde der Herrschaftstyp der modernen Organisation geschaffen. Indem durch diesen Prozess die heute als typisch militärisch betrachtete Formalisierung, Hierarchisierung, und Zentralisierung in das Militär Einzug halten, tritt neben den direkten Befehl des Vorgesetzten die Dienstvorschrift als handlungsleitende Institution. Die dauerhafte institutionelle Erwartung der Dienstvorschrift an den Soldaten trägt zur Überführung der charismatischen Herrschaftsbeziehungen im Militär hin zu legal-rationaler Herrschaft bei, wie es sich in der Disziplinierung mittels Dienstvorschrift ausdrückt. Das Militär ist als Teil eines gesellschaftlichen Rationalisierungsprozesses für Weber (ebd. 686) spezifischen Veränderungen unterworfen und erfüllt zugleich eine besondere historisch-gesellschaftliche Funktion nicht nur als rationales staatliches Herrschaftsinstrument, sondern eben auch hinsichtlich der Etablierung von *Disziplin* im Allgemeinen, denn „[d]ie Disziplin des Heeres ist aber der Mutterschoß der Disziplin überhaupt.“ Gemäß Weber (ebd. 686) war Disziplin schon immer mehr als ein reines Phänomen des Militärs. „Der zweite große Erzieher zur Disziplin ist der ökonomische Großbetrieb. [...] Daß dagegen die ‚militärische Disziplin‘ ganz ebenso wie für die antike Plantage auch das ideale Muster für den modernen kapitalistischen Werkstattbetrieb ist, bedarf nicht des besonderen Nachweises. Die Betriebsdisziplin beruht, im Gegensatz zur Plantage, hier völlig auf rationaler Basis [...].“ Die Grundlage aller Ordnung ist im Zeitalter der Bürokratie neben der Aktenmäßigkeit der Verwaltung die Disziplin. Die

„Eingestelltheit der Menschen auf die Innerhaltung der gewohnten Normen und Reglements“ (ebd. 570) wird später Bourdieu an Webers Analyse der Disziplin interessieren und sein Konzept des Habitus inspirieren.

Im Rahmen des umfassenden Prozesses gesellschaftlicher Rationalisierung interessiert Weber das Wechselverhältnis zwischen ziviler Gesellschaft und Militär, sowie das Bedingungsverhältnis militärischer Gewalt mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in verschiedenen Gesellschaftsformen. Die *rationale Disziplin* zeichnet sich durch ihre Zweckgebundenheit an die Befehlsausführung und die Gleichförmigkeit ihrer Ausführung aus. Weber (ebd. 681) sieht in der rationalen Disziplin die unwiderstehlichste Macht aller Gewalten, die das individuelle und charismatische Handeln zurückdrängen: „[I]hre spezifischen Wirkungen beruhen auf ihrer Qualität als Gemeinschaftshandeln eines Massengebildes, – wobei die Gehorchnenden keineswegs notwendig eine örtlich vereinigte, simultan gehorrende oder qualitativ besonders große Masse sein müssen.“ Zwar findet im Militär die Disziplinierung, Rationalisierung und Versachlichung von Herrschaftsbeziehungen ihren stärksten Ausdruck, doch reicht die Wirkung dieser symbolischen Gewalt weit über das Militär hinaus, da es durch seine bloße Existenz die Bedeutung der rationalen Disziplin permanent zum Ausdruck bringt.

Jede Neuordnung geschlagener und aufgelöster Truppenformationen und ebenso jede Herstellung einer durch Revolten, Panik oder andere Katastrophen zerstörten Verwaltungsordnung vollzieht sich durch einen Appell an jene bei den Beamten einerseits, den Beherrschten andererseits geüchtete Eingestelltheit auf das gehorsame sich fügen in jene Ordnungen, der, wenn er Erfolg, den gestörten Mechanismus sozusagen wieder zum „Einschnappen“ bringt (ebd. 570).

Um die Bedeutung rationaler Disziplin hervorzuheben, verweist Weber auf ihren Ursprung in der Art der Kriegsführung und der spezifischen Qualität erfolgreicher Kriegsdisziplin. Selbst die Einführung des Schießpulvers und alle weiteren Waffentechniken konnten erst auf dem Boden der Disziplin ihre volle Bedeutung entfalten, wie Weber (ebd. 683) anhand historischer Beispiele deutlich macht. „Die Disziplin aber, und nicht das Schießpulver, war es, welche die Umwandlung zuerst einleitete. [...] Die Siege Cromwells über die stürmische Tapferkeit der Kavaliere wurde der nüchternen und rationalen puritanischen Disziplin verdankt.“ Bei den Stehenden Heeren werden daher die Mannschaften einer festgelegten Ausbildung unterzogen, die sie zu einem einsatzbereiten Instrument in einer disziplinierten und berechenbaren Kriegsmaschinerie verwandeln soll. Das Ausmaß dieser militärischen Disziplin beeinflusste auf das Nachhaltigste die politische und soziale Verfassung, während die allgemeinen ökonomischen Grund-

lagen für die Heeresverfassung von unterschiedlicher Bedeutung waren. Auch Otto Hintze [1906] vertritt in einem berühmt gewordenen Vortrag die Auffassung, dass die Verfasstheit des Heeres und die Verfassung eines Gemeinwesens in einer Wechselbeziehung zueinander stehen. Hintze (1970: 53) bringt dies auf die Formel: „Alle Staatsverfassung ist ursprünglich Kriegsverfassung, Heeresverfassung.“ Hinsichtlich der Ausformung eines Gemeinwesens sind für Hintze (ebd. 83), im Gegensatz zu Weber, letztlich militärpolitische Gründe ausschlaggebender als sozio-ökonomische Verhältnisse und Interessenlagen. Hinsichtlich der Steigerung der militärischen Disziplin – mit ihren Auswirkungen auf die Staats-, Wirtschafts- und eventuell Familienverfassung – kommt es Weber (1972: 685) hingegen auf die Bedeutung „der zunehmenden Konzentration der Kriegsbetriebsmittel in den Händen des Kriegsherrn“ an. Zusammenfassend stellt Weber (ebd. 868) fest:

Hier kam es auf die Feststellung an, daß die Trennung des Kriegers von den Kriegsbetriebsmitteln und deren Konzentration in den Händen des Kriegsherrn, vollziehe sie sich oikemäßig, kapitalistisch, bürokratisch, überall eine der typischen Grundlagen dieser Massendisziplin gewesen ist.

Die Rationalisierung des Staates und die Rationalisierung des Militärwesens stehen somit in einem engen historischen Wechselverhältnis. Darüber hinaus macht der zur Kriegsführung wachsende Finanzbedarf eine kontinuierliche Finanzverwaltung durch staatliche Instanzen nötig, wodurch die Entstehung eigenständiger, bürokratischer Verwaltungsstrukturen gefördert wird. Die Bürokratie des modernen Staates, die unter anderem aus Notwendigkeiten zur Führung von Kriegen mit großen Armeen entstand, gibt ein Modell für die Organisation der modernen Armee ab. Im bürokratischen Heer bildet der Offizier im Gegensatz zum Ritter, Condottiere, Häuptling oder homerischen Helden lediglich eine „Sonderkategorie des Beamten“ (Weber 1988: 321). Für Weber geht mit der Bürokratisierung von Sozialverbänden notwendigerweise die Professionalisierung deren Führungspersonals einher, die gemäß den Prinzipien eben dieser Bürokratie wiederum die Amtstätigkeit als Beruf voraussetzt. Besonders bedeutend ist, dass mit dieser Professionalisierung ein ständisches Moment im Selbstverständnis von Berufsbeamten verbunden ist, das sich aus ihrer Stellung gegenüber den Beherrschten ableitet (Weber 1972: 550ff). Weber hat das moderne Militär also als bürokratisch-technische Großorganisation analysiert, in der die zivilen Strukturen der funktionalen Organisation an Bedeutung gewinnen und Offiziere als besondere Beamte einem ständischen Beruf nachgehen.

3.1.3 Ständische Formen der Vergemeinschaftung

Weber hat die historische Entwicklung professioneller Berufe unter sich verändernden gesellschaftlichen Entwicklungen untersucht. Die grundlegende Spannung von Alltag und Außeralltäglichkeit ist in Webers Berufsanalytik derart angelegt, dass die ‚Berufung‘ zu außeralltäglichen Leistungen mit stets möglichen Eintretens außeralltäglicher Situationen erklärt werden. Weber befasst sich zwar mit professionellen Berufen dem Priester, dem Juristen, dem Wissenschaftler und dem Politiker, nicht aber explizit mit dem Soldaten, obwohl seine Berufsanalytik am stets möglichen Eintreten von außeralltäglichen Notsituationen ausgerichtet ist, wie dies für den Soldatenberuf charakteristisch ist. Dabei finden sich gerade unter Webers Soziologie charismatischer Herrschaft wesentliche Anknüpfungspunkte für Fragen nach der besonderen Qualität des Soldatenberufs, wie auch anderer professioneller Berufe. Unter Rückgriff auf die spezifischen Regeln des militärischen Berufstandes lassen sich die für dieses Berufsfeld spezifischen Spannungen herausarbeiten. Die sozialen Praktiken eines sozialen Feldes verdeutlichen diese Spannungsbewältigung.

Weber nennt zwei Grundkategorien aller Klassenlagen, deren Unterscheidungskriterium das Gegensatzpaar Besitz/Besitzlosigkeit darstellt. Die Möglichkeit, den Besitz zum Erwerb zu verwerten, ist ein Merkmal das die Grundkategorie des Besitzes konstituiert. Grundsätzlich attestiert Weber der Eigentumsverteilung eine Bedeutung für die spezifischen Lebenschancen. Weber unterscheidet analytisch zwischen Klassen in der ökonomischen Sphäre des Marktes und Ständen in der sozialen Ordnung der Gesellschaft und in Folge zwischen Klassenlage und ständischer Lage. Als Klasse definiert Weber (1972: 531) Gemeinschaften von Menschen, die aufgrund ihrer spezifischen Leistungen oder ihres Besitzes alle ungefähr gleiche materielle Lebensbedingungen haben:

Wir wollen da von einer ‚Klasse‘ reden, wo 1.) die Mehrzahl von Menschen eine spezifische ursächliche Komponente ihrer Lebenschancen gemeinsam ist, soweit 2.) diese Komponente lediglich durch ökonomische Güterbesitz- und Erwerbsinteressen und zwar 3.) unter den Bedingungen des (Güter- oder Arbeits-) Marktes dargestellt wird (Klassenlage).

Die Lage eines Menschen innerhalb eines Marktes lässt sich über Besitz oder Erwerb definieren und drückt seine *Klassenlage* aus. Deshalb kann man nur, wenn auch ein Markt existiert, von Klassen sprechen: „Klassenlage“ ist in diesem Sinn letztlich „Marktlage“ (ebd. 532). Ähnlich wie Marx betrachtet Weber soziale Klassen als geschichtlich gewachsen. Diesbezüglich merkt Elzinga (1975: 414) an: „The historical data unearthed by Weber in connection with his case-study on Protestantism and Capitalism fit in with the historical materialist

conception without difficulty". Weber differenziert zwischen *Besitzklasse* und *Erwerbsklasse* und betrachtet diese zwei Klassen als sich einander gegenüberstehend, da sie sich in den Arten des Wirtschaftens sowie durch das so genannte Klassenverhältnis unterscheiden. Letzteres basiert innerhalb der Besitzklasse auf Besitzunterschieden, während das Klassenverhältnis im Fall der Erwerbsklasse durch Unterschiede des Einkommens bestimmt ist. Die oftmals auf Feudaleigentum beruhenden Besitzklassengesellschaften waren in der Vergangenheit verbreitet; gemäß Weber [1921] dominieren gegenwärtig dagegen Erwerbsklassen. Aufgrund der in der profitorientierten Wirtschaft vorhandenen kapitalistischen Dynamik in Form von Konzentration und Zentralisation von Privateigentum ist bei Weber (ebd. 532) die Rückkehr feudaler Besitzklassen bereits angelegt. Zwischen diesen „Hauptklassen“ finden sich darüber hinaus in Form von Beamten, Handwerkern und Bauern die „Mittelklassen“ (ebd. 177f). Weber betont aber, dass Besitz oder Nichtbesitz an Produktionsmitteln nur ein Kriterium der Klassenformierung darstellt.

Die Klassenlage eines Offiziers, Beamten, Studenten, bestimmt durch sein Vermögen, kann ungemein verschieden sein, ohne die ständische Lage zu differenzieren, da die Art durch Erziehung geschaffenen Lebensführung in den ständisch entscheidenden Punkten die gleiche ist (ebd. 180).

Dabei konstituiert sich die ständische Lage durch soziale Schätzung mittels Art der Lebensführung, Erziehung, Lebensform und des beruflichen wie familiären Prestiges (ebd. 179). Die ständische Lage kennzeichnet eine typische gemeinsame Komponente in der Lebensführung und begründet einen standesspezifischen Lebensstil. Ständebildung differenziert den Einzelnen nicht willkürlich in soziale Gruppen, sondern vollzieht sich auf der Grundlage bestehender gesellschaftlicher Unterschiede. Als mögliche Ursprünge ständischer Entwicklung nennt Weber ethnische, politische und ökonomische Unterschiede. Den zur Abgrenzung gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen motivierenden Faktor bestimmt er in der Inanspruchnahme materieller Monopole. Diese materielle Monopolisierung kann positiver oder negativer Art sein, indem ein Stand das exklusive Besitzrecht bestimmter Güter oder Chancen einfordert (z.B. Waffen, innerständisches Heiratsrecht, Speisen), bzw. den Standesangehörigen Besitz oder Gebrauch anderer Güter untersagt, um die standesspezifische Art der Lebensführung zu schützen. So sind alle gesellschaftlichen Konventionen ständischen Ursprungs und werden durch Stände konserviert bzw. durch deren Entwicklung verändert:

Im Gegensatz zur rein ökonomisch bestimmten Klassenlage wollen wir als „ständische Lage“ bezeichnen jede typische Komponente des Lebensschicksal von Menschen, welche durch eine spezifische, positive oder negative, soziale Einschätzung der „Ehre“ bedingt ist, die sich an irgendeine gemeinsame Eigenschaft vieler knüpft. (ebd. 534)

Bei Weber finden sich drei Typen ständischer Gliederung: In der konventionellen Entwicklungsphase beansprucht eine *Gruppe* unabhängig von der Rechtslage auf Grund ihrer ethnischen, politischen oder ökonomischen Stellung eine subkul-turelle Position innerhalb der bestehenden Gesellschaft. Gelingt es diesem Stand, die neue soziale Ordnung gesellschaftlich fortzupflanzen und zu verankern, so kann auf der Basis einer ökonomischen Privilegierung die rechtliche Privilegierung eines *Standes* erwachsen. Die Bildung einer geschlossenen *Kaste*, als dritten Typ der ständischen Gliederung, knüpft Weber an die Bedingung der Existenz ethnischer Differenzen. In diesem Stadium verletzt jeder Kontakt mit Angehörigen niedrigerer Kasten die standesspezifische religiöse Ehre. Der ethnisch bedingten Kastengliederung ist eine soziale Hierarchie immanent, die jedem Stand innerhalb der politischen Vergemeinschaftung eine standesgemäße Funktion zuweist. Die Kastenzugehörigkeit regelt also die Verteilung der gemeinschaftstragenden Aufgaben (z.B. Priester, Handwerker etc.). Den Entwurf einer Kasuistik der Ständebildung hat Weber mit dem Kriegerstand begonnen, dies jedoch nicht zu Ende geführt.²⁸ Es finden sich bei ihm jedoch weitere Ausführungen, die für eine Konzeptionalisierung des Militärs als Stand von Bedeutung sind.

Dieser Konzeptionalisierung des Militärs als Kriegerstand und zugleich der Offiziere als Bürokraten findet sich Bourdieu als „Staatsadel“ wieder. Ökonomische Unterschiede oder das Materielle werden im Militär ausgeblendet. Der Sold besitzt vielmehr den Charakter einer ständischen Alimentierung. Gerade unter Umgehung des Einsatzes ökonomischen Kapitals wird im Militär ständisches *Prestige* generiert. Ein Berufssoldat muss sich keine finanziellen Sorgen machen, da seine weitere Laufbahn weitestgehend vorgezeichnet und durch eine über-durchschnittlich gute materielle Versorgung gekennzeichnet ist. So bezeichnet denn auch Weber (ebd. 539) „eine gewisse relative Stabilität der Grundlagen von Gütererwerb und Güterverteilung“ als begünstigend für das Vorherrschen einer ständischen Gliederung. Gleichzeitig haftet dem Sold nicht der Makel der kaufmännischen Erwerbsarbeit an, der die ständische Ehre des Offiziers beflecken würde.

28 Vgl. Weber [1921] Erster Teil, letzte Seite.

Eine militärspezifische Lebensführung spricht dafür ein Offizierkorps als Stand zu verstehen. Stände gliedern sich nach Weber (ebd. 538) im Gegensatz zu Klassen „nach den Prinzipien ihres Güterkonsums in Gestalt spezifischer Arten von ‚Lebensführung‘. Auch ein ‚Berufsstand‘ ist ‚Stand‘, d.h. prätendiert mit Erfolg soziale ‚Ehre‘ normalerweise erst kraft der, eventuell durch den Beruf bedingten, spezifischen ‚Lebensführung‘.“²⁹ Hinsichtlich der hier interessierenden Konzeptionalisierung des Kriegerstandes und des Soldatenberufs ist Webers Aussage, von Bedeutung dass alle individuellen Berufe „primär durchaus charismatischen (magischen) Charakters [waren]“; weiter aber: „der gesamte Rest der Berufsgliederung – soweit Ansätze einer solchen überhaupt bestanden – [waren] traditional bestimmt“ (ebd. 80). Damit verweist Webers Analyse auf die außeralltäglichen Anforderungen und Leistungserwartungen einiger Berufe, die auf ihren historischen Ursprung zurückverweisen und bis heute zumindest einen Teil ihres Handlungsspektrums ausmacht.

Hinsichtlich des Militärs findet sich mit Webers Differenzierung zwischen charismatischen und traditionalen Berufen bereits das Spannungsverhältnis vom charismatischen militärischen Führer einerseits und traditionellen militärischen Führer bzw. der rationalen Amtsperson im Waffenrock andererseits wieder. In Kriegszeiten bzw. in Zeiten gesellschaftlichen und technischen Umbruchs gelingt es gerade außergewöhnlichen Offizieren, sich mit unkonventionellen Ideen durchzusetzen, da sie sich als charismatische Führer oder Neuerer durch erfolgreiche Lösung *außeralltäglicher Handlungsprobleme* Anerkennung verschaffen können, wie die Beispiele der preußischen Generale Scharnhorst und Gneisenau veranschaulichen. Ähnliches hat auch Janowitz (1964: 150ff) für den Kern der US-amerikanische Militärelite in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachgewiesen. Demjenigen, der fähig zu sein verspricht, in *Not* bzw. außeralltäglichen Situationen erfolgreich zu handeln, wird Autorität zugebilligt:

Die Deckung allen über die Anforderung des ökonomischen Alltags hinausgehenden Bedarfs dagegen ist [...] prinzipiell gänzlich heterogen und zwar: charismatisch, fundiert gewesen. Das bedeutet: die ‚natürlichen‘ Leiter in psychischer, physischer, ökonomischer, ethischer, religiöser, politischer Not waren weder angestellte Amtspersonen, noch Inhaber eines als Fachwissen erlernten und gegen Entgelt geübten ‚Berufs‘ im heutigen Sinn dieses Wortes, sondern Träger spezifischer, als übernatürlich (im Sinne von: nicht jedermann zugänglich) gedachter Gaben des Körpers und Geistes. (Weber 1972: 654)

29 Der Begriff der Lebensführung hat mit der Übersetzung als „style of life“ auf dem Umweg über die Vereinigten Staaten dann in der Rückübersetzung als „Lebensstil“ wieder nach Deutschland zurückgefunden (Müller 1992: 371).

Nach Webers Modell entsteht ein Beruf entsprechend erst mit der Veralltäglichung des einstig charismatischen Handelns zu einer traditionalen Legitimation des schöpferischen Handelns in Form ständischer Natur. Berufliches Handeln bestimmt sich daher einerseits nach außeralltäglicher und andererseits nach veralltäglicher Leistung:

Einerlei ob aus der charismatischen Gefolgschaft eines Kriegshelden ein Staat, aus der charismatischen Gemeinde eines Propheten, Künstlers, Philosophen, ethischen oder wissenschaftlichen Neuerers eine Kirche, Sekte, Akademie, Schule, aus einer charismatischen geleiteten, eine Kulturidee verfolgenden Gefolgschaft eine Partei oder auch nur ein Apparat von Zeitungen und Zeitschriften wird, – stets ist die Existenzform des Charisma nun den Bedingungen des Alltags und den ihn beherrschenden Mächten, vor allem: den ökonomischen Interessen, ausgeliefert. (ebd. 661)

Als objektive Möglichkeit bleibt der charismatische Kern dieser ständischen Berufe aufgrund der historischen und strukturellen Gegebenheiten erhalten. Zwar ist die alltägliche Erbringung von ehedem außeralltäglichen Leistungen das Hauptcharakteristikum des ständischen Berufes, doch bleibt das charismatische Element, da sich die erneute Manifestation von Not nie ausschließen lässt. Die Ausbildung einer charismatischen Beziehung zum Gegenstand dieser Notsituation, kann sich in den jeweiligen Berufen sehr vielfältig gestalten. Für die spezifischen Formen berufsständischen bzw. professionellen Handelns ist also die praktische Bewältigung der elementaren Spannung von Außeralltäglichkeit und Alltag konstitutiv. „Webers Berufsanalytik setzt an der elementaren Spannung von Außeralltäglichkeit und Alltag, dem ‚Ruf‘ nach außeralltäglichen Leistungen in außeralltäglichen Situationen der ‚Not‘ und den beruflich-veralltäglichen (und der Möglichkeit nach immer auch außeralltäglichen) Formen der der Erbringung dieser Leistungen an“ (Seyfarth 1989: 387). Da Weber (1972: 268ff) den Zauberer als ersten außeralltäglichen Beruf nennt, ist es nur konsequent, dass er im Zuge der von ihm beschrieben geschichtlichen Entwicklung hin zu gesteigerter Rationalität und universeller Bürokratisierung von „Entzauberung der Welt“ spricht. Zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung führen zur strukturellen Einbindung außeralltäglichen Handelns in berufliches Alltagshandeln. Der Begriff der ‚Profession‘ dräut am Horizont, wenn Weber (1995 passim) der Wissenschaft die ‚innere Berufung‘ unterstellt.

Doch der die Moderne charakterisierende Intellektualisierungsprozess wird vor allem von der modernen Naturwissenschaft getragen, wie Weber in „Wissenschaft als Beruf“ deutlich macht. Für Weber (1985: 594) entfaltet die moderne Naturwissenschaft ihr zerstörerisches Potenzial weniger durch die Zunahme erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnis, als vielmehr durch ihren Anspruch

„alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen“ zu können, was ihren Zugang zur Welt bestimmt. In seinen Augen ist diese durch den Glauben an die Möglichkeit vollständiger Erkenntnis und Beherrschung des Lebens charakterisierte Wissenschaft eine „spezifisch gottfremde Macht“ (ebd. 598), die zwar das gemeinschaftliche Leben beschädigt, aber noch nicht einmal in der Lage ist ihre eigene Voraussetzungen zu hinterfragen. Wissenschaft als professionellem Beruf kommt damit eine tragende Rolle in der von Weber bedauerten Entzauberung der Welt zu.

In Webers Berufsanalytik ist die grundlegende Spannung von Alltag und Außeralltäglichkeit als zentrales Moment derart angelegt, dass Mechanismen zur Herausbildung von professionellen Berufen mittels der ‚Berufung‘ zu außeralltäglichen Leistungen vor dem Hintergrund des stets möglichen Eintretens außeralltäglicher Situationen erklärt werden. Im Rahmen der Analyse anderweitiger Kulturentwicklungen beschreibt Weber die historische Entwicklung professio-neller Berufe unter sich verändernden gesellschaftlichen Entwicklungen. Weber geht sogar so weit zu erklären, dass er Berufsgedanke in seiner höchsten Aus-prägung als Herrschaftskraft Hingabe der Gehorchenden an das rein persönliche Charisma des Führers wurzelt (ders. 1992: 9). Obwohl dem Krieger und dem Militär an vielen Stellen in Webers Werk eine große Bedeutung zukommt, – man denke etwa an die Rolle die wechselseitige Beeinflussung von Militär und Bürokratie – befasst sich Weber hinsichtlich der kulturellem Bedeutung von profes-sionellen Berufen vor allem mit dem Zauberer, dem Priester, dem Juristen, dem Wissenschaftler und dem Politiker, nicht aber explizit mit dem Soldaten. In den Sphären von Politik und Wirtschaft, wo der Krieg mit anderen Mitteln fortge-führt wird, also Politiker und Unternehmer im „Kampf um eigene Macht“ stehen und daher mit Willen und Durchsetzungsfähigkeit ausgestattet sein müssen, sieht Weber (1988c: 335) ganz klar ein Gegenmodell zu entindividualisierenden und standardisierenden Großorganisationen, die den Einzelnen auf eine Funktion innerhalb ihres rational-mechanischen Getriebes reduzieren. Erstaunlicherweise erwähnt Weber (1988c) den Typus des militärischen Führers nicht mehr, obwohl die Kategorie des Kampfes in Webers Denken eigentlich eine zentrale Rolle ein-nimmt und positiv besetzt ist.

Da Weber seine Berufsanalytik an das stets mögliche Eintreten von außerall-täglichen Notsituationen ausrichtet, erstaunt es, dass er den Soldat bzw. zumindest den Offizier hier nicht berücksichtigt hat. Neben den historischen Verwei-sen auf die Herausbildung von professionellen Berufen findet sich darüber hin-aus in seiner Herrschaftssoziologie an vielen Stellen der Krieger als ein Vertreter charismatischer Herrschaft. Die Veralltäglichung charismatischer Herrschaft im Rahmen der Umbildung charismatischer Autorität führt zur „Verknüpfung des

Charisma mit der Innehabung eines Amtes“ (Weber 1972: 674). Es lässt sich daher argumentieren, dass dies im Falle des Soldatenberufs zu spezifischen Bewältigungsstrategien dieser strukturell angelegten elementaren Spannung zwischen Krieger und militärischer Amtsperson führt. Dies drückt sich u.a. in der zeremoniellen Form der Aufnahme in den Kreis der Soldaten und dem Ablegen eines Eides aus.³⁰ Für Weber (1972: 674) zählt in praktischer Hinsicht weniger die symbolische Bedeutung einer derartigen Handlung als der dahinter stehende Gedanke:

Denn hier liegt der Übergang zu jener eigentümlichen institutionellen Wendung des Charisma: seine Anhaftung an ein soziales Gebilde als solches, als Folge der an die Stelle des charismatischen persönlichen Offenbarungs- und Heldenglaubens tretenden Herrschaft der Dauergebilde und Traditionen.

Im Werk Webers finden sich also gerade unter der Soziologie charismatischer Herrschaft wesentliche Anknüpfungspunkte für Fragen nach der besonderen Qualität des Soldatenberufs, wie auch anderer professioneller Berufe. Alle unter Rückbindung an *Erfahrungswissenschaft*³¹ operierende professionellen Berufe sind im geschichtlichen Zeitverlauf der Transformation einer fortschreitenden Entzauberung, Intellektualisierung und Rationalisierung unterworfen worden. Dennoch manifestiert sich die grundlegender Spannung von Außeralltäglichkeit und Alltag weiterhin in den spezifischen Regeln eines Berufstandes. Erst unter Rückgriff auf diese gemeinsame analytische Klammer lassen sich die für verschiedene Berufsfelder unterschiedlichen Spannungen herausarbeiten. Sie werden innerhalb eines sozialen Feldes vor allem in den sozialen Praktiken der Spannungsbewältigung deutlich.

Im Militär, verstanden als Schnittmenge von ziviler Gesellschaft und Staat, kommt nicht nur das ständische Prestige zum tragen, sondern auch das „Pathos

30 Die Vereidigung von Zeit- und Berufssoldaten auf die Verfassung wird nicht von einem Richter oder einem Gericht abgenommen, daher gilt in der Bundesrepublik Deutschland der Bruch des Eides nicht als strafbarer Meineid. Die Bedeutung des Eides liegt u.a. für Soldaten vielmehr im Aufnahmerichtual in die Gemeinschaft professioneller Soldaten. In germanischer Tradition wurde mit dem Schwur auf das Schwert, der Zauber des Eides hergestellt und die Verbindung mit übersinnlichen Eidmächten hergestellt; in der Bundeswehr wird ein Schwur auf die Truppenfahne geleistet.

31 Die *Erfahrungswissenschaft* versucht nicht mehr in die tiefen Geheimnisse der Natur einzudringen, sondern will die Natur genau untersuchen und sich mit dem Untersuchungsgegenstand auseinandersetzen. Die Beobachtungen folgen der Annahme von Regelhaftigkeit.

des Macht-Prestiges“ (ebd. 527f). Auch dieses Pathos beruht nicht vorwiegend auf ökonomischer Raison, sondern auf dem Prestige-Empfinden das insbesondere bei Nationalstaaten mit imperialistischer Geschichte oder Gegenwart oft tief in die kleinbürgerlichen Massen hinabreicht. Just diesem Milieu entstammen als soziale Aufsteiger die meisten deutschen Offiziere seit dem II. Weltkrieg. Denjenigen Gruppen, welche innerhalb einer politischen Gemeinschaft die Macht besitzen, treten untertänige Gruppen zur Seite, welche innerhalb eines politischen Gebildes und durch dessen Existenz teils materiell, teils ideell relativ privilegiert werden (ebd. 528). „Das sind vor allem diejenigen, welche sich im spezifische „Teilhaber“ einer Kultur fühlen, welche im Kreise der an einem politischen Gebilde Beteiligten verbreitet ist“ (ebd.). Die verlässlichsten Träger einer Staatsidee sind also die Herrschaftsklassen und ihre kleinbürgerlichen Teilhaber.

3.2 Bourdieu: Eine praxeologische Herrschaftstheorie

Nichts erscheint erstaunlicher bei der philosophischen Betrachtung menschlicher Angelegenheiten als die Leichtigkeit, mit der die Vielen von Wenigen regiert werden, und die stillschweigende Unterwerfung, mit der Menschen ihre eigenen Gesinnungen und Leidenschaften denen ihrer Herrscher unterordnen. Fragt man sich, wie es zu diesem Wunder kommt, so stellt man fest, daß, zumal die Regierten stets die Stärke auf ihrer Seite haben, die Regierenden durch nichts anderes gestützt werden als durch Meinung.

DAVID HUME (1988: 25)

Das Werk Pierre Bourdieus stellt in seiner Gesamtheit eine Analyse von Herrschaft und Macht dar, und verweist spätestens in den neueren Arbeiten (z.B. Bourdieu [1994]) auf die explizite Verbindung von Handlung und Struktur innerhalb ungleicher gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse. In diesem Sinne finden sich im Werk Bourdieus viele Hinweise auf einen kritischen Ansatz sozialer und politischer Institutionen; so stellt die Existenz eines sozialen Beziehungsnetzes für Bourdieu (1983: 192) keine ‚natürliche‘ Gegebenheit dar, sondern ist das Produkt fortlaufender Institutionalisierungsarbeit.³² Bourdieus Sozialtheorie er-

32 Siehe u.a. auch Bourdieu (1987: 239).

laubt mittels seiner praxeologischen und relationistischen Erkenntnisweise eine geeignete Annäherung an Soldaten als *soziale Akteure* und das Militär als *sozialem Feld*. Auf Grund der Berücksichtigung sozialstruktureller Bedingungen für das Handeln von Akteuren als Teil der Gesellschaft und des Staates bietet die praxeologische Sozialtheorie die Möglichkeit einer sozialisationstheoretisch fundierten Analyse des militärischen Feldes.

Ich fasse Bourdieus sozialtheoretischen Ansatz als eine *Herrschaftstheorie sozialer Institutionen* auf, da Bourdieu soziale Institutionen als Ausdruck gesellschaftlicher Machtstrukturen und als Ergebnis von sozialen Konflikten behandelt, zugleich aber auch die institutionellen Spielregeln, Aushandlungsprozesse und Mechanismen betont. Schließlich sorgen Institutionen dafür, dass mittels institutioneller Regelung normative Regeln und kulturelle Formen internalisiert und Abweichungen sanktioniert werden (Eder 2001a: 19). Soziale Institutionen analysiert Bourdieu in ihrer handlungsregelnden und reproduktiven Wirkung für die Gesellschaft sowie für die Aufrechterhaltung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Erst durch soziale Institutionen werden dauerhafte Verpflichtungen geschaffen die zum Austausch (Handel, Heirat, etc.) innerhalb einer sozialen Gruppe führt und somit diese reproduziert. Daher sind Austauschbeziehungen für die Gruppe konstitutiv. Auch differenzierte Gesellschaften kennen soziale Institutionen, die zur Bildung homogener Gruppen beitragen und „auf die Forderung legitimer und den Ausschluss illegitimer Kontakte abzielen“ (Bourdieu 1983: 193). Das sinnhafte Handeln und die *Interessen* von einzelnen werden ebenso berücksichtigt wie deren Ausstattungsunterschiede hinsichtlich ihres finanziellen, sozialen und kulturellen ‚Vermögens‘.

Der Daseins- und Bestimmungsgrund einer Institution (oder einer administrativen Maßnahme), und ihrer sozialen Effekte ist nicht im ‚Willen‘ eines Individuums oder einer sozialen Gruppe, sondern im Feld antagonistischer oder komplementärer Kräfte zu finden. Hier bilden sich, in Abhängigkeit von den mit den verschiedenen Positionen verbundenen Interessen und den Habitus der Positionsinfrastruktur die Einzelwillen‘ erst heraus; und hier ist, im und durch den Kampf, die Realität der Institutionen und ihrer sozialen Effekte, der vorhergesehenen wie der unvorhergesehenen, fortlaufend in Definition und Umdefinition begriffen. (Bourdieu 1997a: 27)

In der Person und dem Werk Bourdieus finden theoretische Ansätze aus Philosophie, Ethnologie und Soziologie zusammen.³³ Seine praxeologische Theorie ist durch die Auseinandersetzung mit der strukturalistischen Kulturtheorie be-

33 Seine ethnologische Erfahrung aus der Arbeit bei den Berbern der algerischen Kabyle fließt unter anderem in „eine Art Ethnographie Frankreichs“ (Bourdieu 1982: 11) ein.

stimmt, wie sie vor allem durch Claude Lévi-Strauss [1962 passim] geprägt wurde. Indem Bourdieu an dessen spezifischen Ansatz der Sozialethnologie zunächst anknüpft, ihn ausbaut und schließlich überwindet, entwickelt er eine ethnologisch informierte Soziologie. Bourdieu (1992b: 135) hat dies folgendermaßen ausgedrückt: „Hätte ich meine Arbeit in zwei Worten zu charakterisieren, das heißt, wie es heute oft geschieht, sie zu etikettieren, würde ich von *strukturalistischem Konstruktivismus* oder von *konstruktivistischem Strukturalismus* sprechen, dabei das Wort Strukturalismus aber ganz anders fassen als in der Tradition von Saussure oder Lévi-Strauss.“ Sein spezifischer Ansatz besteht darin die ‚soziale Wirklichkeit‘ als „ein Ensemble unsichtbarer Beziehungen, die einen Raum wechselseitig sich äußerlicher Positionen bilden, Positionen, die sich wechselseitig zueinander definieren, durch Nähe, Nachbarschaft oder Ferne sowie durch ihre relative Position“ (ders. 1992a: 138) zu verstehen. In dieser Hinsicht untersucht er mittels eines Ansatzes, der die Relationen zwischen den gesellschaftlichen Positionen betont, „die verborgenen Mechanismen der Macht“ (ders. 1992c). Dieses Phänomen erläutert er folgendermaßen: „Die sozialen Akteure und auch die Beherrschten selbst sind in der sozialen Welt (selbst der abstoßendsten und empörendsten) durch eine Beziehung hingenommener Komplizenschaft verbunden, die bewirkt, daß bestimmte Aspekte dieser Welt stets jenseits oder diesseits kritischer Infragestellung stehen“ (ebd. 82). Diesen vorauselenden Gehorsam stellt auch Rainer Paris (2005: 30) fest „Die Konstruktion der Macht als Autorität funktioniert [...] als eine Art Selbstangleichung an bestehende Herrschaftsverhältnisse. Wo unser Nein sowieso keine Chance hätte, erziehen wir uns zum Ja“. Dieses miteinander Verwachsensein der Mächtigen und der Beherrschten ermöglicht erst die Akkumulierung von Macht und die Ausübung von Herrschaft.

Bourdies *Theorie der Praxis* beinhaltet im Kern eine strukturalistisch informierte Sozialtheorie, die aber „dem Zusammenhang zwischen der Struktur der symbolischen Systeme und den gesellschaftlichen Strukturen nachgeht“ (ders. 1993b: 43). Sein Anliegen ist es, die Dichotomie von objektiver Perspektive der strukturalen Analyse und subjektiver Perspektive des intentionalen Bewusstseins zu überwinden. Das Denken in Relationen erlaubt es Bourdieu, die konkreten Formen der strukturierten Interaktion objektiver Beziehungen zu erfassen (ders. 1999: 291). Seinen Praxisbegriff lehnt er an Marx Thesen über Feuerbach [1845] an, wo Bourdieu (1976) bei Marx die tätige Seite der Wirklichkeit und die sinnlich menschliche Tätigkeit betont sieht.

Gegenstand der Erkenntnisweise schließlich, die wir *praxeologische* nennen wollen, ist nicht allein das von der objektivistischen Erkenntnisweise entworfene System der objekti-

ven Relationen, sondern des weiteren die *dialektischen* Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten *Dispositionen*, die diese zu aktualisieren und zu reproduzieren trachten. (Bourdieu 1976: 147)

Dabei beschreibt das Konstrukt der sozialen Felder zunächst die gesellschaftliche Wirklichkeit als sozial konstruierte objektive Geschichte. Beim Zusammentreffen eines Habitus mit einer bestimmten Konstellation eines sozialen Feldes markiert sein Strategiebegriff die Schnittstelle zwischen Struktur und Akteur, da die großen objektiven Handlungsverläufe von den sozialen Akteuren ständig in der Praxis und als Praxis konstruiert werden (Bourdieu/Wacquant 1996b: 162). Bourdieus Strategiebegriff, der als Gewinn von Anerkennung angelegt ist, bietet ein Verständnis von sozialen Sinnstrukturen, Sinnstrukturierungen sowie Kompetenzen und stellt eine wesentliche konzeptuelle Grundlage dar, um von einem engen Kulturbegriff wegzukommen und stattdessen ‚Kultur‘ als *soziale Praxis* von Akteuren in gegebenen Strukturen zu erfassen. Bourdieu versteht Kultur als alltägliche symbolische Dimension sozialen Lebens und Handelns, die ein Handlungsrepertoire ermöglicht, das im ständigen Klassifikationskampf um den Status im sozialen Raum als *symbolisches Kapital* eingesetzt wird (Müller 1992 passim). Konzeptionell steht Kultur daher nicht im Gegensatz zu Gesellschaft, da sie als grundlegendes Element in der Strukturierung des sozialen Raums zu verstehen ist.

Schließlich geht es Bourdieu (2001: 193ff.) darum, mit der *Theorie der Praxis* zu einer allgemeinen Sozialtheorie bzw. Gesellschaftstheorie zu gelangen, welche die dichotomen Kategorien soziologischen Denkens (Individuum und Gesellschaft, Subjektivismus und Objektivismus etc.) überwinden soll. Bourdieu interessiert die Einbettung des Handelns in sozialen Strukturen, weswegen er die Strukturiertheit im ‚praktischen Gespür‘ (*sense pratique*)³⁴ sozialer Akteure in seiner „Theorie der Ökonomie der Praktiken“ (Bourdieu 1999: 293) betont. Sein Ansatz kann daher als strukturationstheoretische Praxeologie bezeichnet werden.³⁵

34 Die Übersetzung von ‚sens pratique‘ als ‚sozialer Sinn‘, wie es schon im Titel der Übersetzung von Bourdieu [1980a] geschieht, scheint mir unglücklich, da das französische Wort ‚sens‘ nicht nur die rationale Bedeutung des deutschen Wortes ‚Sinn‘ besitzt. Hingegen spiegelt ‚Gespür‘ auch im Deutschen die Inkorporierung des Handlungswissens wieder, die für diesen Begriff so zentral ist. Vgl. auch Bourdieu 1985: 18.

35 Hingegen spricht Frank Janning (1991) in unzulänglicher Vereinfachung von ‚Strukturutilitarismus‘, da in Bourdieus Theorie jeder bloß unbewusst die Strategie verfolge,

Bourdies Modell des Sozialraums ist ein formales Konstrukt, das es erlaubt, innerhalb differenzierter Gesellschaft einzelne Gruppen gemäß ihrer Ausstattung mit zentralen Ressourcen zu positionieren, d.h. zu Gruppen ähnlicher Ressourcenausstattung zusammenzufassen und zueinander in Beziehung zu setzen. Die zentralen Trennungsprinzipien des sozialen Raumes, welche die Akteure in Herrschende und Beherrschte sowie erstere in dominante und dominierte Herrschende unterteilen, betrachtet Bourdieu (1982: 734) als Invarianten aller Klassengesellschaften. Ausgehend von dieser Logik sind Klassen „Ensembles von Akteuren mit ähnlichen Stellungen, und die, da ähnlichen Konditionen und ähnlichen Konditionierungen unterworfen, aller Voraussicht nach ähnliche Dispositionen und Interessen aufweisen, folglich auch ähnliche Praktiken und politisch-ideologische Positionen“ (Bourdieu 1985: 12). Er teilt den sozialen Raum zwar in Klassen ein, doch unterscheidet Bourdieu zwischen zwei Formen von Klassen: objektive und mobilisierte Klasse.

„Die objektive Klasse und mobilisierte Klasse dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Bei letzterer handelt es sich um das Ensemble von Akteuren, die auf der Grundlage homogener vergegenständlichter oder inkorporierter Eigenschaften und Merkmale sich zusammengefunden haben zum Kampf um Bewahrung oder Änderung der Verteilungsstruktur der vergegenständlichten Eigenschaften.“ (ebd. 175)

Letztlich bedeutet dies, dass die mobilisierte Klasse eine zeitlich begrenzte Erscheinung darstellt, die ihre Bewegung im Sinne einer gemeinsamen Kampfhandlung gegenüber einer als Misstand empfundenen Situation betrachten. Außer dem Merkmal des gemeinsamen Interesses müssen diese Bewegungen keine weiteren Zusammenhänge wie etwa Lebensweise oder Beruf aufweisen. Im Gegensatz dazu strebt die objektive Klasse unbewusst nach dem Erhalt der eigenen inhärenten Identität. Die komplexe Struktur der objektiven Klasse beinhaltet Faktoren wie eine gemeinsame gesellschaftliche Position, die sich u.a. in Beruf, Religiosität, Erziehung etc. widerspiegelt. Vor allem aber ist eine objektive oder soziale Klasse „durch die *Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen*, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht“ (Bourdieu 1982: 182). Die theoretische Klasse ist freilich „keine reale, effektive Klasse im Sinne einer kampfbereiten Gruppe; sie ist, streng genommen, lediglich eine *wahrscheinliche Klasse*, das heißt eine Gesamtheit von Akteuren, deren Mobilisierung im Ver-

welche seine Strukturposition für ihn vorsehe. Da Bourdies Sozialtheorie die Dickeomie zwischen Struktur- oder Interaktionsdominanz ansatzweise überwindet, kann man ihm kaum den Vorwurf der Strukturlastigkeit (Janning 1991: 137) machen.

hältnis zu jeder anderen nur weniger objektive Schwierigkeiten bereitet“ (ders. 1995: 12). In diesem Sinne spricht Bourdieu von der konstruierten Klasse, da sie weder durch ein Merkmal noch durch eine Summe oder Kette von Merkmalen definiert sei, aber vielmehr ein nichtlineares Faktorengeflecht darstelle. So treten die Individuen, die eine Klasse bilden in symbolische Beziehungen zueinander, aus denen sich dann die signifikanten Unterscheidungsmerkmale zu anderen Klassen ergeben (ders. 1974: 57). Was in der Wirklichkeit zu beobachten ist, das ist der *Raum von Beziehungen*.

Diejenigen Akteure, die das Spiel des sozialen Feldes am feinsten beherrschen, es bereits im Blut haben oder denen es ins Blut übergeht, besitzen die inkorporierte Fähigkeit, die entscheidenden Momente einer Situation zu antizipieren. So stellt Bourdieu objektivierte Geschichte in Form des sozialen Feldes und inkorporierte Geschichte in Form des Habitus in das dynamische Beziehungsverhältnis der sozialen Praxis. Diese perfekte Einstellung auf die Umstände leistet der Habitus, mittels der inkorporierten Denk-, Wahrnehmungs- und Aktions-schemata der Akteure, die zur Anleitung dienen.³⁶ Die Spielenden sind gerade dann am erfolgreichsten, wenn sie scheinbar interessefrei und spontan handeln, also fast natürlich das Richtige tun. Soziale Handlungsstrategien sind darauf ausgerichtet, bei der Reproduktion von Kapitalien möglichst geringe Kosten zu verursachen. Der Habitus ist insofern ein ökonomisches Handlungsprinzip, das in den Verhaltensweisen den praktischen Sinn für die Logik einer Handlungssituation hervorruft und dementsprechend kostensparend ist. So entsteht bei Bourdieu (1980: 195f) in Form einer *Ökonomie der Praxis* ein dritter Weg zwischen einseitigem Ökonomismus³⁷ einerseits und Vernachlässigung interessengeleiteten Verhaltens andererseits. Zum Verständnis von Bourdieus Theorie der Praxis sind die Relationen zwischen *sozialem Feld*, *Habitus* und *Kapitalien* der Akteure maßgeblich.

36 Bourdieu benutzt den Begriff der Schemata häufig für die einzelnen Elemente der Habitusdispositionen, was ihm den Vorwurf des Determinismus eingebracht hat. Im Deutschen wäre der Begriff Muster geeigneter, da er gestattet den variantenreichen Handlungsspielraum des Habitus zu auszudrücken. Daher werde ich im Folgenden von Mustern statt von Schemata sprechen.

37 In Anschluss an Marx betont Bourdieu stets die Wirkmächtigkeit symbolischer Ordnungen. Mit dem Habituskonzept will Bourdieu hingegen dem Determinismus von Marx Klassentheorie entgehen. Bourdieu (1985: 31) plädiert in gewisser Hinsicht für einen Bruch mit dem Marxismus, dem er ökonomistische Eindimensionalität vorwirft.

3.2.1 Soziales Feld

Die Welt versteht Bourdieu als einen mehrdimensionalen sozialen Raum, der ein Kräftefeld „das heißt [...] ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse“ (Bourdieu 1985: 10), darstellt. Der soziale Raum findet seine Ausprägung in den sozialen Feldern, die „historisch konstruierte Spielräume mit ihren spezifischen Institutionen und je eigenen Funktionsgesetzen“ (Bourdieu 1992b: 111) darstellen. Das auf die Makroebene zielende, gesellschaftstheoretisch ausgerichtete Konzept vom sozialen Raum und das damit eng verbundene Konzept der Differenzierung in unterschiedliche *soziale Felder* stellen gewissermaßen den Pol des konstruktivistischen Strukturalismus in Bourdieus Sozialtheorie dar.

Das soziale Feld ist ein Raum von Positionen, welchen die Akteure als Konkurrenten einnehmen (ders. 1998: 121) und die von autonomen feldspezifischen Regeln konstituiert werden, die wiederum in den Habitus der Akteure eines Feldes eingehen. Dabei ist es sinnvoll, zwischen offiziellen Regeln und inoffiziellen sowie unterbewussten Regularitäten eines sozialen Feldes zu unterscheiden, will man einen unreflektierten Regelbegriff vermeiden, gegen den sich Bourdieu (1987: 188ff) massiv wehrt. Der Regel gesteht Bourdieu (1976: 215ff) lediglich die Funktion zu, das partielle Versagen des Habitus aufzufangen oder den eigen-nützigen Interessen eines Akteurs in Form einer Ausweichstrategie den Anschein der Legitimität zu geben. Mit der Einverleibung sozialer Strukturen in die Dispositionen der Akteure entwickeln die Individuen eine praktische Vernunft (*raison pratique*), deren „Logik der Praxis [...] nichts von der strikten und überraschungslosen Schlüssigkeit eines Plans hat“ (Bourdieu 1987: 187), da sie auf einem System von objektiv schlüssigen Erzeugungs- und Ordnungsschemata beruht.

Die Theorie der Felder (ebd. 292) trägt der sozialen Differenzierung der modernen Gesellschaft Rechnung und bezeichnet ein spezifisches Kräftefeld, das einer je eigenen Logik folgend einem Konkurrenz- bzw. Machtspiel gleicht. Die von Bourdieu beschriebenen sozialen Felder reichen vom bürokratischen, über das literarische bis zum universitären Feld. Jedes soziale Feld, verstanden als einzigartiges Universum, gilt es zunächst hinsichtlich seiner spezifischen Eigenschaften, Prinzipien und Gesetze zu untersuchen; erst dann will Bourdieu (ebd. 291) die strukturalen und funktionalen Homologien zwischen den sozialen Feldern analysieren. In der Feldanalyse geht Bourdieu (1991: 70f) von folgenden Annahmen aus:

Erster Punkt also: es gibt einen Raum von Positionen, die nur besetzt werden können, wenn man eine Kapitalart unter anderen in sehr hohem Maße besitzt, und deren Logik man nur durchschauen kann, wenn man sie in ihren wechselseitigen Beziehungen erfaßt.

Zweitens: innerhalb dieses Raumes findet man Unterräume, die Feldern entsprechen: Intellektuelles und künstlerisches Feld, Feld der hohen öffentlichen Verwaltung, Feld der ökonomischen Macht, religiöses Feld usf. Der eigentliche Gegenstand der Analyse sind die objektiven Relationen, die sich zwischen diesen verschiedenen Unterräumen etablieren, und die Mechanismen, die diese Relationen reproduzieren, indem sie die Akteure, die diese Positionen zu besetzen sich anschicken, auf eine Weise redistribuieren, daß die Strukturen verewigt werden, und das vor allem, indem sie ihnen Eigenschaften und Dispositionen einprägen, die diesem Ziel angepaßt sind.

Bourdies *Feldanalyse* zeugt von einer Vorliebe für naturwissenschaftliche Begriffe und Denkweisen. Daraus resultiert ein hoher Exaktheitsanspruch an die Genauigkeit und Schärfe der analytischen Schlussfolgerungen. So spricht Bourdieu zur Analyse sozialer Felder (ebd.) in naturwissenschaftlichen Bildern von „zwei Polen des Machtfeldes“, „Milieu im Sinne Newtons“, „Kräfte der Anziehung und Abstoßung“, „Partikeln in einem Kräftefeld“ sowie „Trägheit“. Das Machtfeld ist nicht umsonst als Feld potenzieller Kräfte konzipiert, die auf jeden eindringenden Körper wirken (ders. 1999: 30). Der für die Feldanalyse zentrale Begriff der Homologie der Felder ist der Mathematik entlehnt und stellt zunächst eine theoretische Kategorie dar.

Die Feldtheorie geht davon aus, dass letztlich alle Felder gleich strukturiert sind. Daraus folgt notwendig die „Hypothese, daß zwischen allen Feldern strukturelle und funktionale Homologien bestehen“ (ebd. 291). Die Annahme einer Homologie der Felder soll selbst da exakte Ableitungen erlauben, wo keine unmittelbaren Verbindungen gegeben sind. Ein soziales Feld wird als Raum objektiver Beziehungen konzipiert, auf die empirische Analysen gestützt sind.

Die innere Gestalt der sozialen Felder ist über Klassifikationsschemata bipolar geordnet. Diese bipolaren Differenzierungen lassen sich auf den fundamentalen Gegensatz herrschend/beherrscht zurückführen (Bourdieu 1982: 732), doch bleibt dieser Ursprung wesentlich verschleiert. Mit der Annahme einer Homologie der Felder argumentiert Bourdieu, dass alle Felder durch die Dichotomie von legitim/illegitim – im Sinne von anerkannt – strukturiert seien. Eine Vielfalt von Legitimitäten ist bei Bourdieu ausgeschlossen, obwohl er im konjunkturellen Zusammentreffen von Feld und Habitus eine situative Dimension berücksichtigt, die zwangsläufig Kontingenz besitzt. Die Annahme einer Homologie der Felder steht scheinbar im Widerspruch zur Vielfalt eigendynamischer Feldern. Letztlich betrachtet Bourdieu eben alle Felder in ihrem Verhältnis zum Feld der Macht.

Die Praxis eines Feldes ist ein Spiel mit historisch generierten, objektivierbaren Regeln, die von den sozialen Akteuren stillschweigend und unreflektiert akzeptiert werden. In der sozialen Welt spielen die sozialen Akteure freilich keine

bewussten Spiele, da sie zu sehr in der Wirklichkeit gefangen sind. Die zur Reproduktion des Spiels innerhalb eines Feldes unerlässliche Akzeptanz der historisch generierten Feldregeln und ein spezifisches Interesse an einem Feld bezeichnet Bourdieu (1999: 360) als *illusio*. Die Kämpfe um die legitime Praxis innerhalb eines sozialen Feldes führen dazu, „den Glauben an das Spiel, das Interesse an ihm und an dem, was dabei auf dem Spiel steht, fortwährend zu reproduzieren“ (ders. 1999: 360). Bei diesen Kämpfen um das Definitionsmonopol geht es um „das, was auf dem Spiel steht und dessen Wert das Spiel erst spieltenswert macht, [...]“ (ebd.). Ziel des Spiels ist es, durch die eigenen Einsätze (*enjeux*) auf dem symbolischen Markt des Felds möglichst hohe Profite, d.h. Anerkennung und Legitimität bei den Konkurrenten, zu erzielen.

Jedes Feld erzeugt seine eigene Form von *illusio* im Sinne eines Sich-Investierens, Sich-Einbringens in das Spiel, das die Akteure der Gleichgültigkeit entzieht und sie dazu bewegt und disponiert, die von der Logik des Feldes her gesehen relevanten Entscheidungen zu treffen.

Damit ist die *illusio* die konstitutive Voraussetzung für das Spiel. Die gemeinsame Geschichtlichkeit der objektivierten und der inkorporierten gesellschaftlichen Strukturen geht dem Spiel voraus, doch ist die *illusio* gleichwohl auch als Ergebnis des Spiels anzusehen. Auf der Akteursebene bestehen daher schon vor dem Eintritt in ein Praxisfeld ein Interesse an dem Spielfeld und ein gewisser Glaube an die Legitimität des Spiels. Der Grund für die Neigung zu einem spezifischen Spielfeld besteht für Bourdieu (1999: 361) darin, dass es eine legitime Form bietet, Wünsche zu verwirklichen und zu befriedigen. Die sozialen Felder benötigen zu ihrer Existenz handelnde Akteure, da deren Interesse an einem gesellschaftlichen Teilbereich Voraussetzung und Produkt eines sozialen Feldes ist. „Als historisches Produkt bringt jedes Feld das Interesse als Voraussetzung seines Funktionierens hervor“ (ders. 1992a: 113). Somit ist ‚Interesse‘ für Bourdieu das zentrale Kriterium zur Unterscheidung von Feldern.

Zu einer Kongruenz der Interessen des sozialen Akteurs mit den Bedingungen in einem bestimmten Feld kommt es, wenn die subjektiven Erwartungen und Möglichkeiten auf objektive Chancen im Feld treffen. Ein gewisser Grundkonsens über das soziale Feld muss daher von allen Beteiligten anerkannt werden, da es sich schließlich um ein gemeinsames Interesseobjekt handelt. Ein spezifisches Interesse vereint die Akteure in ihrem Kampf um das Interessenobjekt, an das sie glauben und affektiv besetzen (Bourdieu 1987: 124f). Jedes soziale Feld erhält jedoch seine eigene Geschichte durch vorangegangene Kämpfe um Herrschaft und Macht, mit deren Hilfe genau dieser Grundkonsens beeinflusst werden kann. Diese Machtspiele finden innerhalb der Grenzen eines sozialen Feldes

statt und führen zu dessen historischer Genese. Die Auswirkungen dieser Geschichte hat wiederum Einfluss auf die Kämpfe der Gegenwart, was Bourdieu (1993a: 111) als *Feldeffekt* bezeichnet. Die Konflikte zwischen einzelnen Akteuren bzw. Gruppen in einem Feld bestehen in einem feldspezifischen Antagonismus hinsichtlich der Möglichkeit zur Anrechnung von verschiedenartigen Handlungsdispositionen. Ein Feldantagonismus geht letztlich auf die unterschiedliche Ausstattung der jeweiligen Akteure mit ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital zurück. Alle drei Kapitalsorten stellen soziale Machtinstanzen dar und dienen als Basis legitimer Herrschaft in einem Feld und in der Gesellschaft.

Der ständige Kampf um die Klassifikations- und Definitionsmacht in einem Feld ist für Bourdieu die wichtigste Bedingung dafür, dass die Praxis eines Feldes fortbesteht. In diesem Verständnis wird das Soziale durch Kampf, Konkurrenz und Wettbewerb angetrieben und eigentlich erst ermöglicht. Somit entwirft Bourdieu die soziale Praxis als permanenten Kampf um Machtressourcen, weshalb Schwingel (1993 passim) eine agonistische Grundausrichtung in der Sozialtheorie Bourdieus feststellt.³⁸ Das stofflich (institutionalisierte Geschichte) und körperlich (habitualisierte Geschichte) vorgegebene kulturelle Erbe eines Praxisfeldes besteht „in Wirklichkeit (das heißt, insofern es *tätig* ist) nur in den Kämpfen, deren Schauplatz die Felder [...] (künstlerisches Feld usw.) sind, und setzt sich nur durch sie fort, das heißt durch und für Akteure, die geneigt und geeignet sind, es ständig zu reaktivieren“ (Bourdieu 1999: 428f). So betrachtet Bourdieu den permanenten Kampf zwischen den Herrschenden und denjenigen, die auf zukünftige Herrschaft spekulieren, als Grundmechanismus für die soziale Praxis von Feldern.

Ebenso wie Marx beabsichtigt Bourdieu „die bürgerliche Gesellschaft in ihren verschiedenen Stufen, als Grundlage der ganzen Geschichte aufzufassen und sie sowohl in ihrer Aktion als Staat darzustellen, wie die sämtlichen verschiedenen theoretischen Erzeugnisse und Formen des Bewusstseins, Religion, Philosophie, Moral etc. etc., aus ihr zu erklären und ihren Entstehungsprozess aus ihnen zu verfolgen, wo dann natürlich auch die Sache in ihrer Totalität (und darum auch die Wechselwirkung dieser verschiedenen Seiten aufeinander) dargestellt werden kann“ (MEW 3, 37f). Die in soziale Felder differenzierte Sozialwelt ist aufgrund permanenter Kämpfe um die Bewahrung, Vermehrung und Aneignung von Kapitalien und die Auseinandersetzungen um die legitimen Vorstellungen von der Gestalt eines sozialen Feldes vor allem durch Konflikt geprägt. Bour-

³⁸ So spricht auch Hradil (1989: 113) von Bourdieus Gesellschaftsbild als von einer Arena, „in der Akteure um Positionen auf den jeweils höheren Rängen wetteifern, wobei freilich die entscheidenden Vorteile die haben, die schon oben sind.“

dieus agonistisch ausgerichtete Sozialtheorie macht sich auch hier bemerkbar. Die jeweilige Position eines Akteurs in einem sozialen Feld ergibt sich zum einen aus dem Gesamtumfang an Kapital und zum anderen aus der spezifischen Zusammensetzung dieses Kapitals (ders. 1995: 10f). Darüber hinaus berücksichtigt Bourdieu die Zeit bzw. Laufbahn oder den Lebenslauf als eine dritte Dimension zur Bestimmung sozialer Positionen.

Einem bestimmten Umfang ererbten Kapitals entspricht ein *Bündel* ungefähr gleich wahrscheinlicher, zu ungefähr gleichwertigen Positionen führender *Lebensläufe* – das einem Individuum objektiv gegebene *Möglichkeitsfeld*; Wechsel in derartigen Entwicklungsverläufen hängen zumeist von kollektiven – Kriege, Krisen, etc. – oder individuellen Ereignissen ab, von Zusammentreffen, emotionalen Bindungen, Beziehungen. (Bourdieu 1982: 188)

Rein konzeptionell bedingen soziales Feld und Habitus einander nicht zuletzt dadurch, dass es Bourdieus Anliegen ist, die leibhaften sozialen Akteure in die Analyse von Institutionen und Strukturen einzubringen, da nur so deren Funktionieren zu verstehen ist. Zugleich betont er aus empirischer Anschauung, dass sich Individuen nicht voraussetzungslös zueinander verhalten, sondern in Feldern sozialer Kämpfe agieren, die sie vorfinden, aufnehmen und weiterspinnen. Die objektiven Chancen eines Feldes öffnen sich dem Habitus, der die Strukturen eines Feldes inkorporiert hat. Die sozialen Akteure betrachten dieses Phänomen als *Neigung* und müssen sich nur ihrer ‚Natur‘ überlassen, um zu tun, was getan werden muss, und das Potential dieser Welt zu verwirklichen (ders. 1985: 115). Die Spielteilnehmer fühlen sich affektiv zu ihrem Spielfeld hingezogen, ohne dass sie wissen warum. Sie kennen die Spielregeln ohne, dass sie das Spiel tatsächlich durchschauen:

Der ‚Spiel-Sinn‘ ist [...] die verinnerlichte Form der Notwendigkeit des Spiels. Er ist zur Tugend (bzw. zur Disposition) erhobene Notwendigkeit: *amor fati*. Das bedeutet nun auch, daß es so viele Ausprägungen des ‚Spiel-Sinns‘, des praktischen Verstehens des Interesses gibt wie ‚Spiele‘. Das für ein ‚Spiel‘ kennzeichnende *spezifische* Interesse wird identisch mit der ‚Besetzung‘ (affektives Engagement und materielle Investition) des ‚Spiels‘, mit der *illusio* als stillschweigende Anerkennung der ‚Spieleinsätze‘. (Bourdieu 1989: 399)

In diesem Sinne ist der Habitus unterbewusst und vorreflexiv in seinem Verhältnis zum sozialen Feld. Die „Anerkennung der Geltung des Spiels und der Spieleinsätze ist allen Beteiligten gemeinsam, was bedeutet, daß sie im Falle von Dissens durch Konsens – nicht durch Vertrag – verbunden sind“ (ders. 1989:

406). Das mit der Teilnahme am Spiel implizierte besondere Interesse prägt sich je nach Stellung oder Position innerhalb des Feldes aus. Gleichzeitig wird die soziale Position, die ein sozialer Akteur innerhalb eines Feldes einnimmt, inkorporiert und prägt den Habitus, der wiederum die Praxisformen des sozialen Akteurs entsprechend vorausbestimmt. Im Zusammentreffen von habitualisierter, inkorporierter Geschichte mit einer institutionalisierten, objektivierten Geschichte, die sich beide aus der Praxis des Feldes ergeben, wird für Bourdieu durch Konkurrenzkämpfe die konstituierte Reproduktion der Praxis eines Feldes erst ermöglicht. Zentral ist dabei, dass die sozialen Akteure sich nicht als voraussetzunglose Wesen begegnen, die der Zufall in ein Feld gebracht hat, sondern dass sie bereits das Feld und seine Spiel als legitim und erhaltenswert ansehen. Allein die Teilnahme am Spiel führt dazu, sich zur herrschenden Definitionsmacht innerhalb eines Feldes positionieren zu müssen, gleich ob man den geltenden Spielregeln zustimmt oder sie ablehnt. Die objektiven und subjektiven gesellschaftlichen und historischen Strukturen die sich in Form von Feld und Habitus darstellen, treten bei ihrem Aufeinandertreffen als Praxisformen zu Tage. Daher sind Habitus und Feld komplementäre Elemente der Praxis in der sozialen Welt.

3.2.2 Habitus

Das Konzept des Habitus erlaubt Bourdieu die Dialektik von objektivierten und einverleibten Strukturen begrifflich einzufangen. Dies dient der Überwindung von reinem Objektivismus und reinem Subjektivismus, welche Bourdieu (1992a: 137) für einen verhängnisvollen Gegensatz in Philosophie und Sozialwissenschaften hält. Der Habitusbegriff geht über Erwin Panofsky zu Thomas v. Aquin und letztlich auf Aristoteles zurück. In Aristoteles Begriff der *hexis*, den Thomas v. Aquin später mit dem lateinischen Begriff *habitus* wieder aufnimmt (Bourdieu 1999: 285ff), kommt der Erfahrung, Gewöhnung und praktischen Erinnerung für das Handeln eine zentrale Bedeutung zu. Ebenso wie praktische Tätigkeiten schlagen sich auch sittliche Handlungen in der sich aus dieser ergebenden körperlichen Haltung (*hexis*) nieder. Bourdieu (1982: 277) definiert den Habitus als das „Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem dieser Formen“. Der Habitus erzeugt somit Formen des Verhaltens und der Wertung. Für Bourdieu existieren neben dem Habitus aber auch bewusste und rational kalkulierte Handlungsprinzipien, doch der Habitus tritt deutlich häufiger auf als jedes andere Produktionsprinzip von Praktiken (Bourdieu/Wacquant 1996b: 165). Das eine Viertel rational orientierten Handelns nimmt auch in spätmodernen Gesellschaften nicht auf Kosten der drei Viertel praktisch orientierten Handelns zu.

Generell lässt sich der sehr komplexe Begriff des Habitus knapp definieren als inkorporierter Code der Handlungsgrammatik.³⁹ In diesem Sinne kann man das Habituskonzept als eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen betrachten (Bourdieu 1976: 164). Die Praxisformen des Habitus entstehen durch den Einfluss des sozialen Raumes, so dass auf der einen Seite der Habitus einer strukturierten Struktur gleicht, in die damit die Geschichte inkorporiert ist. Der Habitus jedes Menschen wird also einerseits durch den sozialen Raum strukturiert, andererseits strukturiert der Habitus wiederum Systeme der Erzeugung von Verhalten und Bewertung. Er ist also strukturierte und strukturierende Struktur in einem. So werden durch den Habitus, der die gesellschaftlichen Strukturen verinnerlicht und in regelnde *Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster* transformiert hat, die Grenzen der Praktiken festgelegt, während innerhalb der Grenzen aber ein Spielraum für Variationen bereitsteht. Den Habitus betrachtet Bourdieu (1987: 112) „als subjektives, aber nichtindividuelles System verinnerlichter Strukturen, gemeinsamer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata [...], welche Vorbedingung für jede Objektivierung und Wahrnehmung sind und die objektive Abstimmung der Praktiken und die Einheitlichkeit der Weltanschauung mit der vollkommenen Personengebundenheit und Substituierbarkeit der Praktiken und Einzelanschauungen begründen.“ In diesem Sinne lassen sich die Dispositionen des Habitus in die drei oben genannten Muster gliedern, die das habituelle Dispositionssystem zur Orientierung innerhalb der sozialen Welt und zur Schaffung angemessener Praktiken aufbietet.

Bourdieu versteht den Habitus also als ein System von unterbewussten⁴⁰ Mustern des Wahrnehmens, Denkens und Handelns. Insofern stellt der Habitus das Bindeglied zwischen dem sozialen Raum und den dementsprechenden objektiven Klassen dar, da der Habitus das „Erzeugungsprinzip zwischen objektiv klassifizierbaren Formen von Praxis und Klassifikationssystem dieser Formen“ (Bourdieu 1982: 277) ist. Er ist Spiegel einer entsprechenden Klassenzugehörigkeit. Somit argumentiert Bourdieu, dass die vermeintliche Besonderheit eines

39 In diesem Begriff klingt Noam Chomskys (1969) Konzept der „generativen Grammatik“ an, welches Bourdieu (1999: 286) gerne mit dem Habituskonzept vergleicht, um dessen „aktive, erforderliche, ‚schöpferische‘ Fähigkeiten“ zu betonen. Von Chomskys Annahme einer angeborenen Universalgrammatik distanziert sich Bourdieu (ebd.) aber deutlich, da er den Habitus als erfahrungsabhängiges System von Dispositionen konzipiert.

40 Bourdieu (1999: 285) wendet sich explizit gegen die Rolle des ‚Unbewussten‘ in Lévi-Strauss‘ strukturalistischen Handlungstheorie, da sie den Akteur auf die Rolle des Trägers einer Struktur einengt.

persönlichen Verhaltensstils eben gerade nicht individuell, sondern vielmehr gesellschaftlich geprägt ist. Im Habitus kommt das zum Vorschein, was einen Menschen zur gesellschaftlichen Kreatur macht, denn durch eine spezifische Sozialisation und die Erfahrung der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse werden Individuen geprägt. Vor allem in der Familie wird der Habitus verinnerlicht, da er von Kindes Beinen an zur zweiten Natur eines Heranwachsenden wird.

Der Habitus ist das Produkt der Geschichte eines Menschen und stellt insofern seine geronnene Erfahrung dar, geht jedoch über die Vorstellung einer bloßen Sozialisation hinaus, da das Habituskonzept auch die „Geschichtlichkeit“ (Heidegger) kollektiver Erfahrungen umfasst. Die Geschichte der Individuen geirnt zur *Geschichtlichkeit im inkorporierten Zustand*, der Habitus zur gewordenen Geschichte; so ist der Habitus der Ort der Vergangenheit in der Gegenwart. Davon unterscheidet Bourdieu die geronnene Geschichte in ihrer Ausprägung als *Geschichtlichkeit in objektiviertem Zustand*, also „die im Laufe der Zeit in den Dingen (Maschinen, Gebäuden, Monumenten, Büchern, Theorien, Sitten, dem Recht usf.) akkumulierte Geschichte“ (Bourdieu 1997a: 28). Die Vergangenheit ist auch im sozialen Feld gegenwärtig, da in einem Feld bestimmte Spielregeln herrschen, welche durch die institutionalisierte, objektivierte Geschichte des Feldes zustande gekommen sind. Die institutionalisierte Geschichte der Praxisformen eines Feldes setzt allerdings eine dementsprechend habitualisierte, inkorporierte Geschichte der in einem Feld agierenden sozialen Akteure voraus. Diese ontologische Komplementarität zwischen institutionalisierter, objektivierter sowie habitualisierter, inkorporierter Geschichte drückt sich in dem aus, „was als ‚Spiel-Sinn‘ (oder praktischer Sinn) bezeichnet wird: eine intentionslose Intentionalität, die im Sinne eines Prinzips von Strategien ohne strategischen Plan, ohne rationales Kalkül, ohne bewusste Zwecksetzung funktioniert“ (ders. 1989: 397). Nur wenn die inkorporierte Geschichte, also der Habitus des sozialen Akteurs, zumindest nicht im Gegensatz zur institutionalisierten Geschichte steht, kann die Person in einem bestimmten Feld mit spezifischen Spielregeln auf ihrer Position des Feldes ebenmäßig agieren.

Die als *geregelte Improvisation* (ders. 1976: 179) bezeichneten Variationsmöglichkeiten des Habitus tendieren zwar dazu, die immanenten Regelmäßigkeiten der objektiven Produktionsbedingungen ihres Erzeugungsprinzips zu reproduzieren, passen sich aber an die in einer gegebenen Situation enthaltenen Erfordernisse und Zwänge an. Als ein „System generativer Schemata“ (ders. 1982: 279) legt der Habitus lediglich die Grenzen möglicher und unmöglichener Praxis fest. So bestimmt der Habitus als ‚modus operandi‘ weniger die Praxisinhalte als die Art und Weise der Ausführung von Praktiken (ebd. 281). So erklärt sich,

dass Bourdieu (2000: 23) beispielsweise betont, der religiöse Habitus werde den Laien aufgezwungen. Als generierendes Prinzip verstanden ist der Habitus eine strukturierende Struktur. Damit ist aber nur eine begrenzte Determiniertheit vorgegeben, da der Habitus nicht die Praktiken, sondern lediglich den Handlungsspielraum vorgibt. Den im Habitus angelegten Raum für Innovation sieht Bourdieu (1987: 104f) durch die „Erfinderkunst“ und „Spontaneität ohne Willen und Bewusstsein“ mittels des praktischen Gespürs (*sens pratique*) des Habitus gegeben. Der Habitus kann daher aufgrund der Verschiedenheit von Ereignissen und Situationen unendlich viele relativ unvorhersehbare Praktiken von dennoch nur begrenzter Verschiedenheit erzeugen, so dass er Dauerhaftigkeit im Wandel gewährleistet (ebd. 105). Die Art und Weise, wie die Dispositionen für den sozialen Akteur praktisch wirksam werden, verlangt nach dem praktischen Verstehen (*compréhension pratique*) in der Praxis des Handelns zu fragen.

Das Konzept des praktischen Verstehens erlaubt es Bourdieu nach dem, wie der Habitusmuster in der sozialen Praxis zu fragen. Da der Habitus eine Eigenschaft des Körpers ist, ermöglichen die Habitusdispositionen dem Akteur ein unterbewusst geregeltes ‚praktisches Verstehen‘ seiner Welt. Mittels des Habitus werden dem Akteur die Dinge seiner Welt verständlich, da er ihnen Bedeutung zuschreiben kann. Von zentraler Rolle für Bourdieu (1987: 136) ist, dass der Habitus die „leibliche Hexis“ umfasst, der Habitus einem Menschen also ins Blut übergeht, so dass er selbst Körperhaltung und Bewegungen umfasst. Das heißt aber auch, dass ein spezifischer Habitus nur schwer zu verändern und oder abzustreifen ist, da ihn eine grundsätzliche Trägheit auszeichnet. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang vom Phänomen der *Hysteresis* des Habitus. Den Aspekt der Dauerhaftigkeit sieht Bourdieu im Hysteresiseffekt des Habitus verankert, da er die Tendenz besitzt, sich vor Infragestellung und Veränderung zu schützen. Durch Voranpassung sucht sich der Habitus ein Milieu, das relative Konstanz gewährt und dadurch geeignet ist, die Habitusdispositionen noch zu verstärken. Grundlegend lässt sich also ein Habitus innerhalb eines Lebens nicht grundsätzlich ändern, da der Mensch mittels seiner eigenen Geschichte zu sehr mit dem Habitus als zweiter Natur verwachsen ist, doch fügt die Praxis eines Feldes dem Habitus weitere Muster hinzu. Indem sich ein Habitus der Praxis eines Feldes anpasst, kann die feldspezifische Praxis fortbestehen. Der Habitus ist in Abgrenzung zu ‚Gewohnheit‘ jedoch ein offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird:

Der Habitus, Produkt sozialer Konditionierungen, folglich einer Geschichte (im Gegensatz zum *Charakter*), ist in unaufhörlichem Wandel begriffen, sei es, daß er sich verstärkt, und

zwar immer dann, wenn die inkorporierten Erwartungsstrukturen auf Strukturen von Chancen stoßen, die mit den Erwartungen objektiv übereinstimmen, sei es, daß er sich grundlegend verändert, wenn das Erwartungsniveau, die Anspruchslage sich erhöht oder aber sinkt (was zu sozialen Krisen führen kann). (Bourdieu 1989: 406f)

Veränderungen in der Position eines Akteurs im sozialen Raum führen zu neuen Mustern der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns. Aber aufgrund der formativen Bedeutung der Primärsozialisation der Heranwachsenden können sich veränderte Dispositionsmuster bestenfalls erst über eine Generation hinweg im Habitus niederschlagen und so zum Wandel des Gruppenhabitus beitragen. Dadurch, dass der Habitus während der Primärsozialisation eines Heranwachsenden vermittelt wird, ist der Habitus eines Akteurs stark abhängig von der sozialen Position und der jeweiligen Lebenslage⁴¹ seines Elternhauses. Da der familiäre Kontext in Klassenzugehörigkeit eingebunden ist, hat ein Mensch wesentliche Elemente seines vermeintlich ganz persönlichen Habitus mit dem seiner Klassenangehörigen gemein. Somit ist der subjektive Habitus im Sinne strukturierter Struktur stets *Klassenhabitus* (Krais 1989: 51). Es geht also um kollektive Erfahrungs- und Wahrnehmungsmuster, die sich an Standpunkten über das Gute, Schöne, Richtige festmachen lassen. Damit stellt der Klassenhabitus ein Konzept dar, das einerseits die Form der Wahrnehmung und Erfahrung der sozialen Welt strukturiert, andererseits aber auf den sozialen Raum bezogen werden muss (Eder 1989: 32). Die heuristische Konstruktion des Habitus kann daher das Vermittlungsproblem zwischen der Struktur des sozialen Raums, die die Lebenslage bestimmt, und der soziokulturellen Praxis, die sich in unterscheidbaren Lebensstilen manifestiert, lösen.

Versteht man den Habitus daher als strukturierende Hintergrundstruktur soziokultureller Praxis, so wird offensichtlich, wie die soziale Herkunft, die Sozialisation und die aktuelle Erfahrung der sozialen Welt zur Erzeugung unterscheidbarer Lebensstile führen. Es bedarf in Bourdieus Klassentheorie also nicht eines Klassenbewusstseins, um von sozialen Klassen ausgehen zu können, sondern es kommt vielmehr auf das kulturell geprägte Klassenhandeln an. Daher betont Eder (1989b: 17), dass Bourdieus kulturtheoretische Brechungen der traditionellen Klassentheorie den substantialistischen Klassenbegriff auflösen, und der Klassenhabitus also eher als Ausdruck eines primär unbewussten Klassenhandelns zu verstehen ist. Dennoch trägt der Habitus als strukturierende Struktur

41 „Lebenslage“ bezieht sich auf die objektiven Lebensbedingungen von Individuen, die von ihnen zunächst nicht beeinflusst werden können. Diese Lebensbedingungen sind geprägt von der Verfügbarkeit über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital.

dazu bei, objektive Klassenlagen zu reproduzieren. Indikatoren der spezifischen Klassenlage sind u.a. der Beruf, der zunehmend von der Verfügung über kulturelles Kapital geprägt wird.

Mein Versuch geht dahin, zu zeigen, daß zwischen der Position, die der einzelne innerhalb eines gesellschaftlichen Raums einnimmt, und seinem Lebensstil ein Zusammenhang besteht. Aber dieser Zusammenhang ist kein mechanischer, diese Beziehung ist nicht direkt in dem Sinne, daß jemand, der weiß, wo ein anderer steht, auch bereits dessen Geschmack kennt. Als Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raumes und spezifischen Praktiken, Vorlieben usw. fungiert das was ich Habitus nenne, d.h. eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, [...]. Bourdieu (1982: 25)

Durch die Verinnerlichung des Habitus wird dieser zu etwas Unbeachtetem und Selbstverständlichem, dem der Akteur keine bewusste Bedeutung zumisst. Da man sich seines Habitus nicht bewusst ist, betrachtet der Mensch sein Verhalten als bewusst gewählt – Bourdieu nennt dies einen *Kooptationseffekt*. Die mit Habitus bezeichneten Systeme subjektiver Dispositionen sind damit strukturelle Varianten des Gruppen- oder Klassenhabitus. Ein Habitus ist zwar jedem Individuum inhärent, da er aber nicht individuell ist, betrifft der Habitus den Gesamtzusammenhang, durch den alle zugehörigen Mitglieder eines sozialen Raumes erkennbar sind.

Da die Menschen in symbolisch strukturierten Gruppen aufwachsen und leben, verinnerlichen sie kollektive generative Schemata und Dispositionen in ihren Körpern, denn bei der Nachahmung der Handlungen von anderen (*Mimesis*) wird die Motorik direkt angesprochen „ohne im Bewusstsein thematisiert oder erklärt werden zu müssen“ (Bourdieu 1976: 190). In diesem Sinne sind nicht nur die DNS, das Nervensystem oder Fertigkeiten und Technologie (*tekhne*) die einzigen Trägerformen von Gedächtnis, sondern die soziale Gruppe verinnerlicht Erinnerung und gibt sie über das Ableben einzelner Individuen hinaus u.a. durch den Habitus weiter. Mentale Muster einer Gruppe werden über praktische Handlungen übernommen, was zu ähnlichen Habitusformen der Angehörigen einer Gruppe führt. Darüber hinaus formt auch der Staat mit Hilfe von Klassifizierungssystemen, die sich in Recht, bürokratischen Verfahren, Bildungssystem und sozialen Ritualen niederschlagen, und setzt Wahrnehmungs- und Gliederungsprinzipien sowie Formen des Denkens durch (ders. 1998: 106). Eine andere Form von habitualisierter sozialer Institution drückt sich in Symbolen des strukturierten Raumes aus. Dies kann bisweilen sogar ganz wörtlich genommen werden: so begünstigen oder erzwingen Häuser und Räumlichkeiten die Körperbewegungen, vermitteln Relationen zur eigenen Größe und liefern so Ordnungs-

vorstellungen. Die gesellschaftliche Position der eigenen Gruppe gewinnt durch Lage, Höhe und Größe der Räume sowie durch das Mobiliar eine gegenständliche Gestalt, so dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse „vermittels zutiefst unbewusster körperlicher Empfindungen und Erfahrungen aufzwingen“ (Bourdieu 1982: 137). In Dingen und selbst in Personen werden die gesellschaftlichen Verhältnisse objektiviert und zugleich von den Betroffenen unmerklich inkorporiert, während sie freilich die jeweilige dauerhafte Beziehung zur Welt und den Mitmenschen ausbilden (ebd.: 138). Dies geschieht insbesondere mittels der Weite des physischen und zeitlichen Raumes, den man für sich angemessen hält und in dem man sich traumwandlerisch sicher, weil gewissermaßen natürlich, bewegt.

Die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen ein Mensch lebt, sind aufgrund andauernder Inkorporierungsprozesse für die Ausprägung des Habitus konstitutiv. In spezifischen Berufskarrieren wird der Habitus selektiv stabilisiert und entsprechend der ökonomisch-politischen Umstände adaptiert (Eder 1989b: 24f). Die Berufsrolle stellt dabei in fortgeschrittenen Industriegesellschaften den Schnittpunkt dar, an dem soziale Prozesse und Strukturen in individuelle Merkmale übersetzt werden, und ist damit das Endprodukt eines Vergesellschaftungsprozesses (ebd. 19). Als inkorporierte Geschichte spiegelt der Habitus die gesellschaftliche Geschichte einer Berufsrolle wieder. Dabei kommt der Arbeitsorganisation eine besondere Rolle zu, da sie der Ort der Berufssozialisation ist (Hofbauer 1992 passim). In dem Maße, wie in aufdifferenzierten Klassengesellschaften nun Arbeit und Beruf zunehmend über kulturelles Kapital (Ausbildung) bestimmt werden, bilden kulturelle Merkmale objektivierende Faktoren in der Produktion und Reproduktion von Klassenstrukturen (Eder 1989b: 22). Wissen und Bildung gehören somit zu den Eintrittsvoraussetzungen, um einen Beruf zu erhalten. Wissen und Bildung sind aber in Klassengesellschaften ungleich verteilt, so dass Berufspositionen und Berufsprestige die Kämpfe um soziale Geltung und damit Macht widerspiegeln. Die Klassengesellschaft ist Grundlage von Ungleichheit und autoritärer Kontrolle. Der von der Klassenlage geprägte Habitus ermöglicht nun die Zugehörigkeit zu einem sozialen Feld und wird zugleich von diesem geprägt, so dass er letztlich dazu beiträgt die objektiven Klassenlagen, denen er entstammt, zu reproduzieren. Es drängt sich die Frage auf, was die Konsequenzen der Gleichzeitigkeit des beharrenden und des flexiblen Moments des Habituskonzepts sind.

Hinsichtlich beruflicher Handlungsfelder interpretiert Janning (2002: 103) den Habitus als ein operatives Instrument im Feldkontext, das jedoch auf seine Funktion als Regulator für Zugehörigkeit und Erfindung innerhalb des Feldkonzepts beschränkt ist. Die Funktionslogik des Handlungsfeldes unterwerfe den

Habitus und den Habitusträger den feldinternen Strukturen und Regulierungsmechanismen. Tatsächlich betont Bourdieu (1987: 124f) den Habitus als Grundlage und Voraussetzung für den praktisch wirksamen Glauben an ein Feld; der praktische Glaube und die unreflektierte Anerkennung des Feldes werden durch den Habitus erst bereitgestellt. Jannings Interpretation gibt zwar einen wichtigen Hinweis hinsichtlich der Bedingtheit von Feld und Habitus, verringert aber die Bedeutung von Bourdieus Habituskonzept hinsichtlich seiner Erklärungskraft zur Reproduktion sozialer Ungleichheit.

Interessant erscheint nun der Fall des in ‚Die feinen Unterschiede‘ diskutierten ‚neuen Kleinbürgertums‘. Bourdieu (1982: 561 ff) stellt dar, wie sich aus dem Spannungsverhältnis zweier Sinnmuster eine Neukombination der Sinnelemente ergibt. Der Habitus des großbürgerlichen Herkunftsmilieus trifft auf die Habituselemente eines kleinbürgerlich-mittelständischen orientierten Berufsmilieus. Der Antagonismus zwischen den Werten des Ausgangsmilieu und des aktuellen Berufsmilieus führt zu einer innovativen Neugestaltung der Werte, woraus sich eine neue Praxis ergibt (ebd. 564). Sich überlagernde verschiedenartige Wissensordnungen führen dann zur Transformation von Habitusmustern zu dynamischen neuen Habitus. Der von der ursprünglichen Klassenlage geprägte Habitus wandelt sich somit unter dem Einfluss des feldspezifischen Habitus des Berufsmilieus zu einem neuen Klassenhabitus. Dieses Phänomen hat in Bourdieus Theorie der Praxis jedoch keinen Widerhall gefunden, denn diese betont sehr stark die kulturelle Reproduktion von Klassen. Es ergibt sich daher die Frage, ob und wie ein Akteur ausgestattet mit einem Habitus an mehreren Sinnsystemen und Wissensordnungen teilnehmen kann, wo sich doch jeder Habitus durch Trägheit (*Hysteresis*) auszeichnet.

In Bourdieus analytischer Begrifflichkeit des Habituskonzepts taucht eine Überlagerung zweier Habitus in einem sozialen Akteur nicht auf, so dass bei Veränderungen letztlich von einer langsamen Erweiterung des Habitus und seiner Formen ausgegangen werden muss. Erst mittels der Annahme einer Erweiterung einer organischen Individualität um weitere Dispositionen ist ein Wandel des Habitus eines Menschen denkbar. Dies hieße dann, den Schwerpunkt auf den Habitus als strukturierte Struktur (*opus operatum*) zu legen, da den unmittelbaren Existenzbedingungen große Bedeutung zukäme, und Abstriche am generativen Prinzip des Habituskonzepts als strukturierender Struktur (*opus operandi*) zu machen, da aufgrund des Hysteresis-Effekts eigentlich Konstanz gewahrt bleiben müsste. Erst in Krisensituationen, in denen die unmittelbare Angepasstheit von Habitus und Feld auseinander bricht, ist nicht auszuschließen, dass andere Prinzipien wie das bewusste Kalkül an die Stelle des Habitus treten (ders. 1989:

397).⁴² Generell ist aber zu beachten, dass Bourdieu (1987: 112) den individuellen Habitus stets im Zusammenhang mit dem Habitus von Klassen und Gruppen, den diese aufgrund ähnlicher Existenzbedingungen und Konditionierungen miteinander teilen, betont.

Der individuelle Habitus spiegelt den Gruppen- oder Klassenhabitus als dessen ureigensten Ausdruck lediglich wieder. Eine Veränderung der individuellen Existenzbedingungen muss demzufolge als Wandel in den Existenzbedingungen einer ganzen Gruppe bzw. Klasse betrachtet werden. Den Wandel in den Habitusformen einer Gruppe haben alle Mitglieder in Form der Vielfalt in Homogenität (*Homologie*) gemeinsam. Spannend erscheinen nun die Konditionierungen, die sich im Verlauf eines Lebenslaufs auf den Habitus als System individueller Dispositionen niederschlagen. Bourdieu (1987: 113f) spricht vom „besonderen Gewicht der ursprünglichen Erfahrungen“, die die spezifische Aufnahme von Erfahrungen beeinflusse und die vom Habitus erzeugten Strategien determiniere. Die Praktiken, die diesen Strukturen entspringen, bleiben aber nur solange konstant, wie die aktuellen objektiven Strukturen identisch oder homolog zu den Ursprungsstrukturen sind (ebd. 114). Es scheint, als ginge Bourdieu grundsätzlich von Konstanz und Determiniertheit aus, doch erkennt er die Möglichkeit, dass „Dispositionen, die infolge eines Effekts der Hysteresis, [...] schlecht an die objektiven Möglichkeiten angepasst sind, bestraft werden, weil das Milieu, auf das sie real treffen, zu weit von dem entfernt ist, zu dem sie objektiv passen“ (ebd. 116). Daher geht Bourdieu (ebd. 114) offenbar davon, dass sich der Habitus trotz seiner immanenter Trägheit eigentlich stets fortentwickelt, „indem er sich ein Milieu schafft an das er soweit wie möglich vorangepasst ist“, um weiterhin in der Lage zu sein, sich vor Krisen und kritischen Befragungen zu schützen. Damit wäre der Habitus wieder das generative Prinzip, nun aber mit Betonung darauf, dass er zwar strukturierende Struktur ist, die aber die Zukunft nicht vorwegnimmt, sondern lediglich in mögliche Bahnen leitet.⁴³

Die Neigung zum Verharren in ihrem Sosein, welche bei Gruppen unter anderem darauf zurückgeht, daß die Handelnden der Gruppe dauerhafte Dispositionen aufweisen, die sich

42 In dieser Hinsicht betont Ann Swidler (1986 *passim*) die unterschiedliche Rolle von Kultur – im Sinne eines Repertoires von unterbewussten Handlungsstrategien, Praktiken und Ritualen – in ruhigen und krisenhaften Zeiten. In unruhigen kulturellen Perioden ermöglicht Kultur neue Handlungsstrategien. In geruhsamen kulturellen Perioden befestigt Kultur die Handlungsstrategien der sozialen Akteure.

43 Da Bourdieu im Zusammenhang mit dem Habituskonzept bisweilen von Determiniertheit spricht, hat er Missverständnissen und Kritik Vorschub geleistet.

unter Umständen länger halten als die ökonomischen und sozialen Bedingungen ihrer Erzeugung, kann Grundlage sowohl von Nichtanpassung wie von Anpassung, von Auflehnung wie von Resignation sein. (ebd. 117)

Da Dispositionen und Bedingungen auch im Habituskonzept auseinander fallen können, reicht es nicht aus, allein den Klassenhabitus einer sozialen Akteursgruppe zu betrachten, um den feldspezifischen Habitus einer Gruppe von bestimmten Berufsinhabern bestimmen zu können. Die soziale Laufbahn von Vertretern einer Berufrolle mag zwar relativ homogen sein, doch die Anpassung oder Nichtanpassung an die spezifischen Bedingungen eines Feldes kann im Verlauf der Zeit Wandlungen unterliegen und hängt auch vom Lebenslauf und der spezifischen Stellung des Akteurs innerhalb einer Klasse ab. Die Dispositionen des Habitus werden also in den primären Sozialisationskontexten erworben und in den sekundären Handlungsfeldern der fortlaufenden Konditionierung verfeinert, ausgebaut oder auch gewandelt. Eine absolute Deckungsgleichheit zwischen inkorporierter und objektivierter Struktur würde ein Konzept wie den Habitus, das die Eigenständigkeit des Einzelnen in der Verarbeitung gesellschaftlicher Strukturen berücksichtigen will, obsolet machen. Aufgrund des pluralen Nebeneinander der Felder und ihrer Eigendynamiken entsteht zwangsläufig eine Vielfalt von feldspezifischen Habitūs.

3.2.3 Kapitalien

In den Gesellschaftslehren macht Bourdieu zwei Betrachtungsweisen der Welt aus, die er beide in ihrer Einseitigkeit ablehnt: den *Ökonomismus* (die Betrachtung der Gesellschaft ausschließlich unter ökonomischen Gesichtspunkten) und den *Semiologismus* (die Lehre von den Zeichen). Der Ökonomismus setzt Geld und wirtschaftliche Ressourcen an die zentrale Stelle und wertet die übrigen Kapitalausformungen für die Aufrechterhaltung der herrschenden Verhältnisse weitgehend ab. Der Semiologismus⁴⁴ vertritt die Auffassung, dass soziale Austauschbeziehungen, soziales Kapital, lediglich „Phänomene von Kommunikation“ sind, er erkennt jedoch nicht das Potential der konkreten Transformierbarkeit dieser Sozialkontakte in ökonomisches Kapital. Bourdieu kritisiert die Versteifung auf einen verkürzten Kapitalbegriff, der die symbolischen Formen der Herrschaft und ihrer Verschleierung ebenso unberücksichtigt lässt, wie ökonomische Aspekte in subjektivistischen Ansätzen fehlen.

44 Bourdieu (1983: 196) zählt hierzu Strukturalismus, symbolischen Interaktionismus und Ethnomethodologie.

Bourdies Konstrukt des sozialen Raums wird durch zwei zentrale Dimensionen strukturiert, einer *vertikalen*, auf welcher die Akteure und Akteursgruppen je nach Gesamtvolumen ihres ökonomischen und kulturellen Kapitals einge tragen werden, sowie einer *horizontalen*, welche ihre Verteilung bezüglich der Struktur ihres Kapitals, d.h. des jeweils relativen Gewichtes ihres ökonomischen bzw. kulturellen Kapitals wiedergibt. Alle erfassbaren objektiven Bedingungen des Umfelds, die einen einzelnen Menschen betreffen und ihn positionieren, be zeichnet Bourdieu mit dem Begriff *sozialer Raum*. Bourdieu versteht den sozialen Raum analytisch als abstraktes Konstrukt, von dem aus die sozialen Akteure in der Praxis ihres Alltagslebens den Blick auf die Welt werfen. Akteure haben im sozialen Raum eine gewisse Position inne und nehmen von dieser aus gegenüber dem Umfeld entsprechende Standpunkte ein, die zugleich durch die jeweilige Position im sozialen Raum bestimmt werden.

Indem Bourdieu neben dem ökonomischen auch das kulturelle und soziale Kapital berücksichtigt, erweitert er seine Analyse der gesellschaftlichen Lebens bedingungen um Dimensionen, welche die marxistische Klassentheorie kaum oder gar nicht berücksichtigt. Bourdieu steht hier Weber sehr viel näher, da in seinem Verständnis mit dem Kapitalbegriff primär die Einflussmöglichkeiten sozialer Akteure, wie etwa gesellschaftliche Machtressourcen, die ungleich auf bestimmte Trägergruppen verteilt sind, gemeint sind. Kulturelles und soziales Kapital werden von Bourdieu als grundlegende Bestandteile der Lebens- und Klassenlage bestimmt, um der soziokulturellen Fülle sozialer Ungleichheit in differenzierten Gesellschaften theoretisch gerecht werden zu können.

In der vertikalen Dimension des sozialen Raums ergibt sich daraus eine Unterscheidung von drei großen Gesellschaftsklassen, die sich im Kampf um ökonomische, soziale und symbolisch-kulturelle Ressourcen gegenüberstehen und ihre jeweiligen Lebensstile und Weltsichten zur Norm erheben: Das Großbürgertum, das Kleinbürgertum und die Volksklasse. Unter Verweis auf Max Weber unterscheidet Bourdieu zwischen Klassenstellung und Klassenlage, denn bereits Weber (1972: 534) stellt fest, dass soziale Ungleichheit nicht allein aus ungleicher Verteilung materieller Werte resultiert, sondern auch an stellungsspezifische ‚soziale Ehre‘ gebunden ist. Die Position im sozialen Raum, die sich durch die Beziehungen zu anderen konstitutiven Teilen einer Gesellschaftsstruktur ausdrückt, versteht Bourdieu als *Klassenstellung*. Auch wenn Bourdieu (1974: 43f) betont, dass die methodische Trennung von stellungs- und lagespezifischen Eigenschaften künstlich sei, erscheint sie doch heuristisch fruchtbar, da die im manenten Eigenschaften einer *Klassenlage*, wie etwa ein bestimmter Berufstypus oder materielle Existenzbedingungen, relativ unabhängig von einander sein können. Schon für Weber gibt erst das Zusammenwirken von ökonomisch be

dingter Klassenlage und soziokulturell bedingter ständischer Lage Auskunft über die Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft.

In welchem sozialen Raum einer Gesellschaft sich ein Mensch bewegt, und welche Position, welche Haltung dieser Mensch einnimmt, ist für Bourdieu (1983) abhängig von der Verfügung über Kapital. Entscheidend ist hierbei die Ansammlung, die *Akkumulation* von Kapital. Verschiedene Arten von Kapital oder Macht stellen die Konstruktionsprinzipien des sozialen Raumes dar. Sie bedeuten Verfügungsmacht über in der Vergangenheit erarbeitete Produkte (insbesondere Produktionsmittel) und über Mechanismen der Produktion einer bestimmten Kategorie von Gütern (Einkommen und Gewinne). Dabei definiert Bourdieu (1983: 183) die gesamte gesellschaftliche Welt als „akkumulierte Geschichte“. Analog dazu formuliert er (ebd.): „Kapital ist akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form.“ Der Kapitalbegriff wird in modifizierter Form von Bourdieu in der sozialwissenschaftlichen Diskussion genutzt, damit die Sichtweise der gesellschaftlichen Welt als akkumulierte Geschichte umsetzbar ist. Kapital als akkumulierte Arbeit ist das Prinzip der Regelmäßigkeit der sozialen Welt. Insbesondere die Welt der Privatwirtschaft ist charakterisiert durch die Akkumulation von Kapital, durch die Vererbung von erworbenen Besitztümern und Eigenschaften. Das Wirtschaftsleben ist auf entscheidende Weise durch die Ressourcen der Beteiligten geprägt. Bezogen auf eine kapitalistische Gesellschaft bedeutet dies, dass die soziale Praxis durch die Verfügungsgewalt über diese spezifischen Ressourcen bestimmt ist.

Es ist Bourdieus Anliegen, Kapital in all seinen Erscheinungsformen zu erkennen und zu untersuchen, denn der wirtschaftswissenschaftliche Kapitalbegriff „reduziert die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warentausch, der objektiv und subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) Eigennutz geleitet ist“ (Bourdieu 1983: 184). Dieser einseitige Kapitalbegriff gilt Bourdieu als eine historische Erfindung des Kapitalismus und reduziert die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse entscheidend, indem er nicht-ökonomische Arten von Macht systematisch ausblendet (ebd.). Mit einem derart reduzierten Kapitalbegriff sind die Besonderheiten und spezifischen Charakteristika der nicht-warenförmigen Ökonomien der verschiedenen sozialen Felder in ausdifferenzierten Gesellschaften nicht fassbar. Daher plädiert Bourdieu dafür, dass eine „allgemeine ökonomische Praxiswissenschaft“ (ebd.) auch alle diejenigen Praxisformen einbeziehen soll, die sich zwar durch ihre explizite Verneinung des Ökonomischen auszeichnen, aber nichtsdestotrotz der Machtbewahrung der herrschenden Klassen dienen.

Bourdieu berücksichtigt daher neben dem ökonomischen auch das kulturelle und soziale Kapital.

Das *ökonomische Kapital* tritt in Form von Produktionsmitteln, Betriebsmitteln, Besitz an Grund und Boden, Einkommen und Vermögen auf. Ökonomisches Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar, daher eignet es sich besonders gut zur Institutionalisierung in Form des Eigentumsrechts (ebd. 185). Es gilt die Marx'sche Formel: Besitz an ökonomischen Kapital impliziert zugleich Besitz an Macht. Die Besonderheit von Bourdieus Ansatz ist nun, dass er die These vertritt, dass ökonomisches Kapital für sich alleine genommen in fortgeschrittenen Gesellschaften keine Machtposition garantiere. Bourdieu folgt zwar dem historischen Materialismus in der Analyse kapitalistischer Gesellschaften, kritisiert aber an Marx den spezifischen Ökonomismus. Erst dann, wenn ökonomisches Kapital mit den zwei anderen Kapitalformen einhergeht, kann tatsächlich Macht ausgeübt werden.

Das *kulturelle Kapital* tritt in Form von Allgemeinbildung, der verbrieften schulischen Ausbildung eines Menschen, seines Geschmackes hinsichtlich Kleidung, Kunst, Architektur etc. auf. Ganz entscheidend ist, dass das kulturelle Kapital durch Familientradition vererbbar und vermehrbar ist: „[...] die am besten verborgene und sozial wirksamste Erziehungsinvestition [...], nämlich die *Transmission kulturellen Kapitals in der Familie*“ (ebd.: 186). In einer optimalen Familiensituation bedeutet die gesamte Zeit der Sozialisation für das Kind eine ständige Akkumulation von Kulturkapital. Das Kind kann gut und ausdauernd lernen, wird also ganz nebenbei über die Familie mit kulturellem Kapital versorgt. Im weiteren Lebensweg eines Menschen kann kulturelles Kapital weiter akkumuliert werden. Das kulturelle Kapital tritt nach Bourdieu in drei verschiedenen Ausformungen auf, die er nach ihrem inkorporierten, objektivierten oder institutionalisierten Zustand unterscheidet. Daher betont auch Eder (2001b: 39), „erst kulturell definierte Unterschiede machen soziale Gruppen sichtbar und damit unterscheidbar“. Kultur ist daher eine veränderliche Größe, die das Soziale als Produkt von Interaktionen und Strukturen repräsentiert (ebd.: 51).

Unter *inkorporiertem Kulturkapital* versteht Bourdieu ganz allgemein den Bildungs- und Wissenshorizont eines Menschen. Die wichtigste Form des Kulturkapitals ist körpergebunden, da ein Prozess der Verinnerlichung für seine Akkumulation Voraussetzung ist und dieses Form kulturellen Kapitals daher am ‚natürlichen‘ erscheint. Verkörperlichtes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt, was an der sozialen Vererbung durch die Familie, z.B. an einer Sprechweise deutlich wird. Der Erwerb dieses Kapitals erfordert vor allem Zeit, die vom Investor persönlich investiert werden muss. Bildung muss sich jeder Mensch selbst aneignen, sie kann nicht ver-

schenkt oder übertragen werden, doch fördert die sozioökonomische Herkunft den Bildungserwerb ganz massiv. Da es körpergebunden ist, unterliegt inkorporiertes Kulturkapital den gleichen biologischen Grenzen und Gesetzen wie seine Inhaber und erscheint daher als individuelle Begabung. Für den Erwerb von inkorporiertem Kulturkapital investiert man Zeit und nimmt gleichermaßen dafür auch Entbehrungen und Opfer auf sich (*libido sciendi*). Umgekehrt gilt dies auch für das Fehlen vorschulischer Bildung als negativer Faktor, der doppelt schwer wiegt, gewissermaßen als doppelt verlorene Zeit, da die strategischen Nachteile einer ausgebliebenen hochkulturellen Primärerziehung erst wettgemacht werden müssen. Somit besteht eine Beziehung zwischen dem inkorporierten kulturellen Kapital und den Gesetzen des schulischen Bildungsmarktes. Die charismatische Ideologie der schulischen Begabung entspringt dem Phänomen, dass sozial bedingte Voraussetzungen als natürlich erscheinen, was Bourdieu (1982: 17) als *Naturalisierung* bezeichnet. Die Begabungsiedeologie betrachtet Bourdieu (2001: 46) sogar als Grundvoraussetzung für des Schul- und Gesellschaftssystems, da sie die herrschenden Verhältnisse zu rechtfertigen hilft und ein soziales Los als naturbedingte Unfähigkeit erscheinen lässt. Für Bourdieu (1983: 186ff) ist ‚Begabung‘ somit zu großen Teilen das Produkt einer Investition von Zeit und kulturellem Kapital, was vor allem durch das Vorhandensein ökonomischen Kapitals möglich wird.⁴⁵ Zur Akkumulation inkorporierten Kulturkapitals ist also eine entsprechend stabile finanzielle Situation der Familie notwendig, die es mindestens einem Elternteil erlaubt, kontinuierlich das Kind mit Liebe, Aufmerksamkeit und Wissen zu versorgen. Inkorporiertes Kulturkapital geht in Haut und Haare über, wird zum festen Bestandteil einer Person und dessen *Habitus*. Der Habitus ist fest geprägt von der Primärerziehung im Schoß der Familie (ders. 1982: 20), so dass letztendlich niemand aus seiner Haut kann. Inkorporiertes Kulturkapital wird leicht in seiner Qualität als Kapital, d.h. als Machtfaktor, verkannt. Es erscheint dann bloß als legitime Fähigkeit oder Autorität und wird somit „zur Basis für weitere materielle und symbolische Profite“ (ders. 1983: 187).⁴⁶ Sehr deutlich wird dies auch bei den beiden weiteren Erscheinungsformen von Kulturkapital, der objektivierten und der institutionalisierten Ausformung.

45 Der Begriff der vermeintlich natürlichen Begabung enthält im Deutschen den Wortstamm „Gabe“, was als Hinweis auf die Verschleierung der Begrifflichkeit und ihrer Wirkung dienen kann.

46 ‚Talent‘ ist nicht umsonst ein Begriff für Begabung, denn es war auch eine antike Währungseinheit.

Objektiviertes Kulturkapital ist die Manifestation des inkorporierten Kulturkapitals in Gegenständen. Solche „materiellen Träger“ von „reinem Wissen“ können z.B. sein: Büchersammlungen, Schriften, Gemälde, Instrumente, antiquarische Möbel, alte Teppiche, historische technische Geräte oder sonstige Designgegenstände. Entscheidend ist die Tatsache, dass bestimmte kulturelle Theorien ihre Spuren in diesen Objekten hinterlassen haben. In seiner objektivierten Form ist kulturelles Kapital besonders eng mit dem ökonomischen Kapital verbunden. Kulturelle Güter können zum Gegenstand materieller Aneignung werden, was ökonomisches Kapital voraussetzt. Aber sie müssen auch symbolisch angeeignet werden, was jedoch inkorporiertes Kulturkapital voraussetzt. Kulturelles Kapital ist somit auf dem Wege über diese materiellen Träger übertragbar.

Demgegenüber ist *institutionalisiertes Kulturkapital* überhaupt nicht übertragbar. Gerade der Umstand, dass der schulische Titel nicht übertragbar (wie der Adelstitel) und nicht käuflich⁴⁷ (wie der Börsentitel) ist, begründet, dass ihm so viel Bedeutung und letztlich Macht zukommt. „Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt“ (ebd. 190). Der Bildungstitel nimmt eine Sonderstellung unter den Titeln ein, denn er kann nur vom Besitzer durch eine hohe Investition von Zeit und Mühe erworben werden und ist darüber hinaus rechtlich garantiert. Als Besitzer von schulischen Titeln werden Inhaber kulturellen Kapitals vergleichbar, aber auch austauschbar. Ein Maß zur Beurteilung von abstrakter Bildung ist nun vorhanden. Kulturelles Kapital ist daher erst mit dem Bildungstitel direkt in ökonomisches Kapital konvertierbar. Der Titelinhaber unterscheidet sich vom Autodidakten, selbst wenn die inkorporierten kulturellen Fähigkeiten des Autodidakten die des Titelträgers weit übertreffen mögen, da die Fähigkeiten des Autodidakten letztlich lediglich illegitimes kulturelles Kapital sind, also nicht konvertierbar und somit gewissermaßen zu nichts nütze. Zur ideologischen Basis der bürgerlichen Zivilgesellschaft wie sie Bourdieu versteht, gehört daher alles, was direkt oder indirekt die allgemeine Vorstellung hinsichtlich ihrer Meinung von kultureller Legitimität beeinflusst oder beeinflussen kann: Bibliotheken, Schulen, Zirkel und Clubs bis hin zur Architektur, Stadtplanung und sogar Straßennamen, wie dies bereits bei Gramsci (1983: 96) ausgearbeitet ist.

47 Angesichts der stets möglichen Leistungserschleichung bei Abschlussarbeiten an Hochschulen durch ‚Ghostwriter‘ muss man die Einschränkung machen, dass der schulische Titel zumindest nicht legal käuflich ist. Die Verfügung über ausreichend ökonomisches Kapital hat also auch hier Einfluss.

Das *soziale Kapital* definiert Bourdieu als eine weitere eigenständige Form von Ressourcen. Es resultiert aus der Ausnutzung eines „Netzes aus Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens“ (ebd. 190). Es bezeichnet eine Ressource, die auf der „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ beruht und zur Umsetzung anderer Kapitalien in Erträge genutzt werden kann. Das Gesamtkapital (d.h. ökonomisches, aber gerade auch kulturelles und soziales Kapital), welches die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, verleiht ihnen im weitesten Sinne „Kreditwürdigkeit“ (ebd. 191). Soziales Kapital übt einen *Multiplikatoreffekt* auf das tatsächlich vorhandene Kapital aus (ebd. 191). Ebenso gilt die Umkehrung: Je größer die finanziellen Ressourcen sind, desto mehr Ertrag an sozialem Kapital bringt auch die soziale Beziehungsarbeit, denn soziales und ökonomisches Kapital sind miteinander in hohem Maße verwoben. Das Prinzip der Delegation ist beim Sozialkapital im Gegensatz zum kulturellen Kapital stets möglich.

Ein soziales Beziehungsnetz muss nicht zwangsläufig auch zugleich von hoher Dauerhaftigkeit sein, im Gegensatz zur natürlichen, genealogischen Bestimmung z.B. einer Mutter, die ihr Leben lang in der Mutter-Kind-Beziehung bleibt. Vielmehr ist für die Aufrechterhaltung des sozialen Kapitals unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten dringend erforderlich, wodurch die Verbindungen institutionalisiert werden. Diese Investitionsstrategien führen bewusst oder unbewusst zur Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen. Der ständige Austausch von Geschenken und kleinen Gefälligkeiten wird zum charakteristischen Zeichen des Kennens und Anerkennens innerhalb der sozialen Gruppe. Über diese Geschenke und Leistungen werden auch die Grenzen der Gruppe deutlich abgesteckt, denn nur diejenigen, denen diese Leistungen gewährt werden, gehören zur Gruppe (ebd. 192f). Auch Zufallsbeziehungen, z.B. unter Verwandten, in der Nachbarschaft oder durch die Arbeitsstelle, können in besonders ausgewählte und notwendige Beziehungen umgewandelt werden, die dauerhafte, gegenseitige Verpflichtungen nach sich ziehen (ebd. 192). Das Sozialkapital bewegt sich in der Logik des Kennens und Anerkennens und funktioniert somit auch immer als symbolisches Kapital.⁴⁸

Soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital stehen in Beziehung zueinander. In nahezu allen Gesellschaften kann das soziale Kapital dazu benutzt

48 Ursprünglich hatte Bourdieu das soziale Kapital noch als symbolisches Kapital bezeichnet und symbolisches Kapital als die Reproduktion bestehender Beziehungen definiert, die durch Heirat, Geschenke u.a. erarbeitet werden müsse (vgl. Bourdieu [1972]). Später ist symbolisches Kapital bei Bourdieu eher als Gesamtprodukt der Anerkennung von ökonomischen, kulturellem und sozialem Kapital zu verstehen (vgl. Bourdieu 1992: 152).

werden, um ökonomische Macht zu verschleiern und zu vergrößern. Bourdieu (1983: 183) versteht seine Analyse der Kapitalformen als Beitrag zu einer ‚Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis‘ und es ist ihm sehr daran gelegen, die Gesetze aufzudecken, nach denen die verschiedenen Kapitalarten transformiert werden. Die Konvertierung der Erscheinungsformen von kulturellem und sozialem Kapital in ökonomisches Kapital geht nicht automatisch vonstatten, es bedarf hierfür spezieller Transformationsarbeit. Diese ist relativ schwer zu leisten und gleicht einem Kampf. Zunächst einmal ist Kapital in all seinen Erscheinungsformen ungleich verteilt. Die Ökonomie durchzieht zwar alle Bereiche, doch um ökonomischer Macht zum Durchbruch zu verhelfen, bedarf es subtilerer Mechanismen. Somit ist ökonomisches Kapital eine notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung für den Erwerb von kulturellem und sozialem Kapital:

Man muß von der *doppelten* Annahme ausgehen, daß das ökonomische Kapital einerseits allen anderen Kapitalarten zugrundeliegt, daß aber andererseits die transformierten und travestierten Erscheinungsformen des ökonomischen Kapitals niemals ganz auf dieses zurückzuführen sind, weil sie ihre spezifischen Wirkungen überhaupt nur in dem Maße her vorbringen können wie sie verbergen (und zwar zuallererst ihrem eigenen Inhaber), dass das ökonomische Kapital ihnen zugrunde liegt [...]. (ebd. 196)

Zwischen den verschiedenen Kapitalformen und den Herrschaftsformen einer Gesellschaft besteht ein enger Zusammenhang. Machtpositionen werden durch die Verfügung über Kapitalien bestimmt. Hinsichtlich der unhinterfragten und versteckten Macht kommt dem *symbolischen Kapital* eine besondere Bedeutung zu. Das symbolische Kapital ist „die Form, die jede Kapitalsorte annimmt, wenn sie über Wahrnehmungskategorien wahrgenommen wird, die das Produkt der Inkorporierung der in die Struktur der Distribution dieser Kapitalsorte eingegangen Gliederungen oder Gegensatzpaare sind (z.B. stark/schwach, groß/klein, reich/arm, gebildet/ungebildet usw.)“ (ders. 1998: 108f.). Mit dem Begriff des symbolischen Kapitals will Bourdieu (1996b: 81) den Weberschen Begriff des ‚Charisma‘ präzisieren, da es ihm darum geht ‚Realitäten‘ zu vergleichen, die auf der Phänomenebene eigentlich ganz unterschiedlich erscheinen. Das symbolische Kapital stützt sich somit auf Anerkennung und besitzt Merkmale, die mit dem Begriff der *Ehre* eng zusammenhängen. Nächst unterschied Bourdieu nicht zwischen sozialem und symbolischen Kapital und setzte es vielmehr gleich, wenn er argumentiert, das Sozialkapital bewege sich „ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, dass es immer als symbolisches Kapital funktioniert“ (Bourdieu 1983: 195). Insofern symbolische Beziehungen die Differenzen von sozialer Lage und sozialer Stellung ausdrücken, ist dies durchaus

plausibel. Dieses Kapital ist „jene eigentlich magische Kraft, die in den Beziehungen zwischen ausgewählten Merkmalen, die einerseits Personen „eingeschrieben“ sind [...] und andererseits Personen besteht, die über einen entsprechenden Blick verfügen, die gleichen Kategorien der Wahrnehmung, des Urteilvermögens und des Denkens besitzen [...]“ (ebd.). Symbolischem Kapital entspringt unter diesen Voraussetzungen die symbolische Macht. Der Zugang zu materiellen und symbolischen Profiten in der sozialen Welt wird durch die Produktion und Reproduktion der dauerhaften und nützlichen Verbindungen, die auf Institutionalisierung basieren, gewährleistet.

3.2.4 Die symbolische Ordnung von Macht und Herrschaft

Die historische Entwicklung von Herrschaft verläuft über Konstellationen, die permanent erneuert und durchgesetzt werden müssen, hin zur mittelbaren und dauerhaften Aneignung von Arbeit, Diensten und Ehrbezeugungen. Letzteres ist nur möglich durch Einschreibung der Herrschaftsbeziehungen in objektive Strukturen wie dem Unterrichtssystem, Regierungssystem, der Rechtsordnung oder dem Militärdienst. Dieses quasikörperliche Verwachsensein ermöglicht erst symbolische Macht (Bourdieu 1992c: 82). Die institutionalisierten Mechanismen der Vermittlung von Herrschaft entziehen sich dem Zugriff des individuellen Bewusstseins.

Alle Macht hat eine symbolische Dimension: Sie muß von den Beherrschten eine Form von Zustimmung erhalten, die nicht auf freiwilliger Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung sozialisierter Körper (ders. 1997b: 165).

Berücksichtigt man nun hinsichtlich der allgemeinen Fragestellung dieser Arbeit, dass das militärische Feld ein Teil des Staates und somit Teil des Feldes der Macht ist, so ist die symbolische Macht des Militärs kaum trennbar vom Staat als Inhaber des Monopols der legitimen symbolischen Gewalt (ders. 1992a: 150). Hier folgt Bourdieu bewusst Max Weber, der vom Staat als „ein auf das Mittel der legitimen (das heißt: als legitim angesehenen) Gewaltsamkeit gestütztes Herrschaftsverhältnis von Menschen über Menschen“ (Weber 1992: 7f) sprach. Er geht jedoch über Weber noch hinaus und konzipiert den Staat auch als den Schiedsrichter innerhalb der gesellschaftlichen Kämpfe um das Monopol auf legitime symbolische Gewalt; mithin ist der Staat ein Schiedsrichter in den Kämpfen um ihn selbst. Somit kommt den Mandatsträgern des Staates besondere Macht zu, da deren persönlicher Standpunkt der offizielle Standpunkt ist. „Dieser Standpunkt wird festgeschrieben, institutionalisiert als legitimer, das heißt als

ein – jedenfalls innerhalb einer bestimmten Gesellschaft – von allen anzuerkennender Standpunkt“ (Bourdieu 1992a: 151). Dennoch ist dieser Standpunkt stets von gesellschaftlichen Teilgruppen hinterfragbar, zumal wenn der Vertreter des Staates nicht die zugesprochene Neutralität besitzt. Dies ist bei Abgeordneten, Politischen Beamten, Ministern und Regierungschefs ganz offensichtlich, doch nimmt die staatliche Bürokratie eine neutrale Position für sich in Anspruch. Just das von Weber so gefürchtete ‚stahlharte Gehäuse‘ der Bürokratie kommt hier zur Geltung.

Eine solche symbolische Macht zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich im ökonomischen, politischen, kulturellen oder sonstigem Feld Anerkennung verschafft. Spannend ist nun, dass Bourdieu (1989: 42) mit Weber bricht, da er im Gegensatz zu Weber den Begriff der Macht mit naturalisierter, willkürlicher Gewalt gleichsetzt. Das von Weber betonte direkte Machtverhältnis von Menschen über Menschen gestaltet sich bei Bourdieu (1992c: 82) auf der Ebene der Sinne in Form von Anerkennung. Jede herrschende Ordnung weist eine Tendenz zur *Naturalisierung* des ihr spezifischen Willkürmoments auf. In diesem Sinne meint Naturalisierung die Eigenschaft einer Macht, sich Anerkennung in einer Weise zu sichern, so dass sie in genau dieser Charakteristik als Macht, Gewalt und Willkür verkannt wird (Peter 2004: 49). Die Domäne dieser Macht ist nicht die physische Gewalt, sondern der Sinn und das Erkennen, die nicht unbedingt an das Bewusstsein geknüpft sind. Die Weltsicht einer Gruppe zur allgemeinen Sicht der Dinge zu erheben, ist demnach die wahre symbolische Macht (Bourdieu 1992a: 153). Die verwendeten Klassifikationssysteme solcher Diskurse tragen sowohl zur Reproduktion der objektiven Klassen bei, als auch zur Reproduktion der sie selbst hervorbringenden Kräfteverhältnisse. Letzteres vollzieht sich über die Verkennung des Willkürmoments als Anerkennung. Es geht Bourdieu ganz grundsätzlich um eine sozialwissenschaftliche Analyse der symbolischen Formen, die im Spiel der symbolischen Unterscheidungen in der Lage sind, ihre Bedeutung in den gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse zu verschleieren.

Die Feldtheorie ist gleichsam eine Herrschaftstheorie, da es für Bourdieus selbstverständlich ist, dass die Stellungen innerhalb eines Feldes hierarchisch angeordnet sind, so dass es in einem Feld Herrschende und Beherrschte gibt. Daher sind soziale Felder bipolar nach dem fundamentalen Gegensatz herrschend/beherrscht geordnet (Bourdieu 1982: 732). Daraus ergibt sich für die Herrschenden die konservative Strategie der Bewahrung, während für die Beherrschten die häretische Veränderungsstrategie nahe liegt (ders. 1993a: 109). Der Gegensatz von herrschend/beherrscht ergibt sich aber nicht bloß aus dem sozialen Hintergrund eines Spielteilnehmers, sondern auch durch das Prinzip der

Seniorität. Dadurch wird eine zeitliche Dimension virulent, durch die der Kampf um die Definitionsmacht innerhalb eines Feldes stets vorhanden ist, so dass das soziale Feld mittels seiner Praxis aufrechterhalten bleibt. Für Bourdieu (1999: 357) ist ausgemacht:

Sich in einem Feld befinden heißt immer schon, dort Effekte hervorzurufen, sei es auch nur Reaktionen wie Widerstand oder Ausgrenzung. Die Herrschenden haben folglich Mühe, sich gegen die in jeder Neufassung der expliziten oder impliziten Zulassungsvoraussetzungen eingeschlossenen Drohung zu verteidigen, wenn sie die Existenz derer, die sie ausschließen wollen, nicht schon dadurch anerkennen wollen, dass sie sie bekämpfen.

Ohne Kampf und Revolte, die jedoch nicht zur Revolution führen, sondern die herrschenden Strukturen sozialer Ungleichheit vielmehr wiederherstellen, gibt es für Bourdieu keine soziale Praxis. Dies mag mit damit zusammenhängen, dass Bourdieu in seiner Sozialtheorie den Kampfbegriff als anthropologische Grundkonstante konstruiert (Schwingel 1993 passim). Auf die Frage, warum es trotz Revolte meistens dennoch nicht zur Revolution kommt, findet sich bei Bourdieu folgende implizite Antwort. Er spricht von ständigen Teilrevolutionen, die aber den Grundstock letzter Überzeugungen, auf denen das Spiel beruht, nicht in Frage stellen (Bourdieu 1993a: 109f). Dieses Phänomen lässt sich nur durch die von ihm festgestellte unterbewusste Komplizenschaft zwischen Herrschenden und Beherrschten erklären (Bourdieu 1992c: 82). Der leicht missverständliche Ausdruck von der Komplizenschaft ist als „doxischen Unterwerfung der Beherrschten unter die objektiven Strukturen einer Sozialordnung, die ihre kognitiven Strukturen produziert“ (Bourdieu 2001: 227) zu verstehen. Somit hat das Handeln der Beherrschten eigentlich nichts mit bewusster Unterwerfung zu tun, sondern ist als Glaube an die herrschenden Verhältnisse zu verstehen. Plausibel wäre dann aber auch, dass dieser Glaube umgekehrt auch für die Angehörigen der herrschenden Klassen gilt. Naturalisierung sozialer Verhältnisse und Bedingungen befördert den Glauben an die fraglose Gegebenheit der herrschenden Verhältnisse als natürliche, kosmische und ewige Ordnung (Herkommer 2004: 33). Dieser Glaube an die herrschenden Verhältnisse ist, was Karl Mannheim [1927] als den Kern des konservativen Denkens und des Konservatismus betrachtet.

Damit unkontrollierte Teilungen unter den Herrschenden nicht zu unentwegen „Palastkriegen“ (Bourdieu 1991: 68) führen, besteht innerhalb des Feldes der Macht das Ziel der harmonischen Aufgliederung von Kapitalarten, die objektiv eigentlich in Konkurrenz zueinander stehen: Die einen reden, die anderen handeln, die einen üben die Macht aus, die anderen repräsentieren sie oder fassen sie in Gedanken. Bourdieu (1993b: 39) veranschaulicht diesen Zusammenhang an den Ständen des Mittelalters, denn „die sogenannten *oratores* also jene, die spre-

chen und beten, [hatten] gegenüber den *bellatores*, den Kriegern, Rittern usw. eine beherrschte Stellung inne. Gleichzeitig hatten sie die Macht, nämlich die der Legitimierung kraft der Rede, die der Rechtfertigung oder Verurteilung der weltlichen Macht diente“.⁴⁹ Es handelt sich hierbei um Formen weltlicher und kultureller Macht, die mit militärischem und religiösem Kapital ausgestattet sind (ders. 1991: 75). Das von Bourdieu (ebd.) als transhistorisch bezeichnete Feld der Macht ist auf Grundlage der Machtkämpfe antagonistisch und polarisiert, doch kommt es aufgrund einer historisch gegebenen Teilung der Herrschaftsarbeit meist zur Herstellung einer organischen Solidarität innerhalb des Machtfeldes. Was gemeinhin als die herrschende Klasse bezeichnet wird, konzeptionalisiert Bourdieu (1993b: 39) als *Machtfeld*: „Darunter verstehe ich einen Raum, in dem die Individuen um das Machtmonopol kämpfen oder genauer um die Durchsetzung der spezifischen Machtform, über die sie verfügen, als herrschende“. Dem Staat und dem bürokratischen Feld kommt dabei eine besondere Bedeutung zu.

Der moderne Staatsbegriff ist zwar von der bürgerlichen Gesellschaft getrennt und konkurriert mit dieser, doch beansprucht er in Form politischer Institutionen weiterhin das Primat vor kulturellen und ökonomischen Institutionen (Eder 2001a: 21). So stellt das Militär eine derjenigen staatlichen Anstalten dar, aus denen sich die politische Ausübung von staatlicher Macht begründet. Zum anderen birgt jedoch auch die nichtmilitärische, bürgerliche Gesellschaft insofern den Staat in sich, als der Staat auch als Repräsentation gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse zu verstehen ist (Bourdieu 1998: 99ff). Daher findet sich der Staat sowohl in der zivilen Gesellschaft als auch im Militär, das gleichzeitig ein Teil des Staates und Teil der Gesamtgesellschaft ist. Alle Teile des Staates gehören letztlich zum Feld der Macht. In diesem Zusammenhang bestimmt Bourdieu den Staat als ein Ensemble von bürokratischen oder administrativen Feldern, in denen darum gekämpft wird, eine besondere Sphäre von Praktiken zu regeln. Diese Sphäre besteht in der Schaffung eines Ensembles von zwingenden Normen innerhalb nationalstaatlicher Grenzen. Im Gegensatz zu anderen sozialen Feldern gesteht Bourdieu dem Staat keine reine Autonomie zu, sondern unternimmt eine Korrespondenzanalyse der staatlichen Sphäre, da der Staat nicht von gesellschaftlichen Einflussgruppen abgrenzbar ist.

Einerseits ist der Staat das Ergebnis eines Prozesses der Konzentration verschiedener Kapitalien (Kapital der physischen Gewalt, ökonomisches, kulturelles bzw. informationelles und symbolisches Kapital), so dass er „Besitzer einer Art Metakapital“ (ebd. 100) oder auch spezifisch staatlichen Kapitals ist. Anderer-

49 Bourdieu bezieht sich dabei explizit auf Georges Duby (1981).

seits führt dies dazu, dass die physischen Kapitalbesitzer der verschiedenen Kapitalsorten um die Macht über den „fiktiver Körper“ (ebd. 104) des Staates kämpfen. Das „staatliche Kapital“ (ebd. 101) verleiht Macht über die verschiedenen Kapitalsorten und deren Reproduktion. In funktionaler Hinsicht erweitert Bourdieu den Staatsbegriff Webers um das Monopol auf legitime symbolische Gewalt, die in den verschiedensten Formen auftritt (Schulabschlüsse, Staatsangehörigkeit, Wehrpflicht etc.).

Der Staat ist im Grunde genommen das große Reservoir an symbolischer Macht, die Zentralbank für symbolische Kredite, die Konsekrationsakte vollzieht [...] (Bourdieu 1991: 99).

Das Axiom der Theorie symbolischer Gewalt, dass nämlich keine Macht als bloße physische Gewalt ausgeübt werden kann, findet Bourdieu (ebd. 76) bereits bei Pascal, den er als einen der Vorläufer dieser Theorie bezeichnet, sowie bei Weber (1921). In Abwandlung der berühmten Formulierung von Max Weber (1972: 29) vom Staat als politischen Anstaltsbetrieb mit Gewaltmonopol, umschreibt Bourdieu (1998: 99) am Anfang eines Vortrages den Staat folgendermaßen:

Der Staat, [...], ist ein (noch zu bestimmendes) X, das mit Erfolg das Monopol auf den legitimen Gebrauch der physischen *und* symbolischen Gewalt über ein Territorium und über die Gesamtheit der auf diesem Territorium lebenden Bevölkerung für sich beansprucht.

Im Rahmen seiner territorialen Zuständigkeit ist der Staat auch in differenzierten Gesellschaften in der Lage zumindest ähnliche Erkenntnis- und Bewertungsstrukturen durchzusetzen und für ihre Verinnerlichung zu sorgen, weswegen er die Grundlage eines „logischen und moralischen Konformismus“ (Durkheim), einer stillschweigenden, präreflexiven, unmittelbaren Übereinkunft über den Sinn der Welt ist (ebd. 116). Eine Hauptmachtfunktion des Staates ist es, dass er die Denkkategorien liefert, die zu seiner Verkennung führen und er somit nicht nur moralischem Konformismus, sondern auch logischem Konformismus Vorschub leistet (ebd. 93f). Der Staat hat an der Produktion und Reproduktion der Instrumente zur Konstruktion der sozialen Wirklichkeit erheblichen Anteil, da er als Organisationsstruktur und Regulierungsinstanz der Praktiken – mittels körperlicher und mentaler Zwänge und Disziplinierungen – permanent eine Wirkung zur Bildung von dauerhaften Dispositionen ausübt (ebd. 117). Kognitive Strukturen, die zur unmittelbaren Unterwerfung unter die staatliche Ordnung führen, versteht Bourdieu nicht als Formen des Bewusstseins, sondern als Dispositionen des Körpers, die dem Körper durch die Geschichte kollektiv und individuell in Fleisch und Blut übergegangen sind. Er schränkt aber ein, dass lediglich bei den-

jenigen, die zu ihrer Wahrnehmung prädisponiert sind, die Aufforderungen der sozialen Welt zur Einhaltung der Ordnung auch tatsächlich ihre Wirkung entfaltet und tief verborgene Dispositionen geweckt werden (ebd. 118). Unklar bleibt, ob Bourdieus Konzeption dieser prädisponierten Unterschiede intern zwischen den Einwohnern eines Staatsgebietes gelten oder ob diese habituellen Unterschiede auf kollektive Wesensmerkmale gegenüber Bevölkerungen anderer Ländern gelten sollen. Konsequent wäre, wenn er Unterschiede zu Bewohnern anderer Länder meinte, denn Bourdieu betont, dass der Staat die körperlichen und mentalen Zwänge und Disziplinierungen sämtlichen Akteuren gleichermaßen auferlegt, was zur Ausbildung beständiger Dispositionen führe.

Der staatlichen Totalität kann sich niemand entziehen, denn wie Bourdieu ausführt, beruht „die symbolische Ordnung [...] auf der sich auf alle Akteure erstreckenden Durchsetzung von kognitiven Strukturen, [...]“ (ebd. 119). Die doxische Unterwerfung – die kein bewusster Akt ist – unter die bestehende Ordnung ist das Resultat der präreflexiven Übereinstimmung zwischen inkorporierten und objektiven Strukturen. „Die Doxa ist eine besondere Sichtweise, die Sichtweise der Herrschenden, die sich als die allgemeine Sichtweise darstellt und durchsetzt; die Sichtweise derer, die herrschen, indem sie den Staat beherrschen, und die ihre Sichtweise zur allgemeinen Sichtweise gemacht haben, indem sie den Staat beherrschen“ (ebd. 121). Was letzten Endes der Staat ist, beantwortet Bourdieu nicht explizit. Der Staat ist aber Teil des Feldes der Macht. Insofern kann man von einer begrenzten Identität zwischen Staat und den oberen Positionen der sozialen Felder sprechen. Bourdieu legt somit eine differenzierte Version von Marx Konzept des ‚Überbau‘ vor.

Es scheint mir, dass Bourdieu den Staat als die zentrale Institution in der arbeitsteiligen Ausübung der Herrschaft versteht, der das Monopol der physischen und symbolischen Gewalt zukommt. Seine Gestalt findet sich in Form von spezifischen Strukturen und Mechanismen wieder (ebd. 100), die sich unter anderem im bürokratischen und politisch-administrativen Feld ausdrücken. Vor allem aber sitzt der Staat in Form von kognitiven Strukturen in den Köpfen und Körpern:

Die Anordnungen des Staates setzen sich nur deshalb mit solch machtvoller Selbstverständlichkeit durch, weil dieser Staat die kognitiven Strukturen durchgesetzt hat, nach denen er wahrgenommen wird. (Unter diesen Gesichtspunkten wären auch die Bedingungen noch einmal zu analysieren, unter denen auch die äußerste Aufopferung möglich wird: das *pro patria mori*.) (ebd. 118)

Interessanterweise hat sich Bourdieu niemals mit dem militärischen Feld befasst, obwohl es doch ein Teilbereich der sozialen Welt ist, in dem symbolischer

Macht und symbolischer Gewalt eine besonders ausgeprägte Bedeutung zu kommt. Bourdieu (1998: 101) hat aber betont, dass die verschiedenen Dimensionen des Konzentrationsprozesses verschiedener staatlicher Kapitalsorten trotz ihrer Interdependenz für die Zwecke der Darstellung und Analyse einzeln untersucht werden müssen. Das Kapital der physischen Gewalt bzw. der Mittel zur Ausübung dieser Gewalt stellen aber Armee und Polizei dar, die Bourdieu (1998: 101f) auch als Institutionen zur Aufrechterhaltung der Ordnung bezeichnet: „Die bewaffneten Kräfte differenzieren sich zunehmend in Gestalt des Militärs einerseits, das dem zwischenstaatlichen Konkurrenzkampf vorbehalten ist, der Polizei andererseits, deren Aufgabe die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung ist“. Das spezifische Weltbild einer Mehrheit der Soldaten, die große Rolle welche Anerkennung und Außendarstellung im Militär spielen sowie die im Feld der Macht einzigartige Stellung des Militärs im Allgemeinen und den Offizieren im Besonderen machen eine durch Bourdieus Sozialtheorie informierte Analyse des Militärs besonders fruchtbar und reizvoll. Die Bedingungen unter denen im Militär das *pro patria mori* möglich wird, kann man nur dann analysieren, wenn man die Formierung der kognitiven Strukturen berücksichtigt, nach denen der Staat als Selbstverständlichkeit wahrgenommen wird.

3.3 Zwischenfazit

Die Analyse sozialer Ordnung durch Max Weber, die eine große Rolle für Pierre Bourdieus Sozialtheorie spielt, kann als Anknüpfungspunkt an eine unterbrochene Denktradition auch in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Militär – verstanden als eine Ausprägung institutionalisierter Gewalt – dienen. Für Weber bedeutet Macht zunächst die Möglichkeit einen Willen oder ein Interesse innerhalb einer sozialen Beziehung durchzusetzen. Macht basiert auf einem Beziehungsgeflecht zwischen Personen und Gruppen und kann sich erst aus diesem Beziehungsgeflecht heraus entwickeln. Es ist dabei unerheblich, wie groß diese Möglichkeit ist und ob auf Widerstand gestoßen wird, denn für Weber (1972: 28) bedeutet Macht „[...] jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen.“ Macht ist für Weber damit ein wertneutraler aber soziologisch amorpher Begriff. Man kann nun aus analytischen Gründen zwischen legitimer und illegitimer Macht unterscheiden. Legitime Macht wäre dementsprechend die Grundlage für legitime Herrschaft, denn sie beruht auf der Anerkennung von Macht innerhalb einer sozialen Beziehung.

Der für Weber zentrale Begriff der ‚Herrschaft‘ besitzt besondere Bedeutung im Militär und für ein Verständnis vom Militär. Wie definiert Weber diesen Be-

griff? „Herrschaft soll heißen die Chance, für einen *Befehl* bestimmten Inhalts bei angebaren Personen *Gehorsam* zu finden“ (1972: 28).⁵⁰ Und das Prinzip von Befehl und Gehorsam ist zentral für das Militär. Darüber hinaus kann das Militär zunächst als eine politische Institution betrachtet werden, die ein Herrschaftsinstrument des Staates darstellt. Ganz offensichtlich wird im Militär täglich durch Vorgesetzte mittels Befehl direkte Herrschaft ausgeübt und Gehorsam verlangt. In demokratisch verfassten Staaten müsste nun davon auszugehen sein, dass solch eine Institution in ihrer Form den gesellschaftlichen Willen widerspiegelt, weil sie letztlich der Herrschaft des Volkes unterliegen sollte. Der gesellschaftliche Mehrheitswille würde also über den grundsätzlichen Charakter und die Aufgaben eben dieser staatlichen Institution entscheiden.

Die Legitimität der Herrschaft beruht aber bei Weber gerade nicht auf moralischen Normen einer Herrschaftsordnung, sondern auf der Akzeptanz der Beherrschten. Herrschaft begründet sich darauf, dass sie als legitim anerkannt wird. Allein der Glaube der Beherrschten an die Richtigkeit oder Unvermeidlichkeit der Herrschaft rechtfertigt sie. An dieser Vorstellung Webers kritisiert Bourdieu (1998: 119), die vermeintliche Intentionalität solcher Anerkennung von Herrschaft, deren Wurzel er vielmehr in der unmittelbaren Übereinstimmung zwischen inkorporierten und den objektiven Strukturen sieht. Weber weist lediglich darauf hin, dass eine Herrschaftsordnung von Geltungsgründen abhängig ist. Er macht zwar deutlich, dass legitime Herrschaft oftmals lediglich eine Legende der Herrschenden ist, die eine erfolgreiche Rechtfertigung für ihre Macht gefunden haben. Wie Ein- und Unterordnung entsteht und worauf der Glaube an die Legitimität einer Herrschaftsordnung basiert und erneuert wird, darauf gibt Weber freilich keine Antwort. Eine Fragestellung nach den Gründen und Ursachen des Legitimitätsglaubens an eine Herrschaftsordnung vermeidet er. Aus diesem Grund kann er aber nicht darlegen, wie Ideen, Normen oder Ideologien aus der sozialen Wirklichkeit hervorgehen. Die historischen und sozialen Entstehungsbedingungen der Geltungsgründe von Herrschaft bleiben seiner Analyse somit unzugänglich.

Dem Glauben an die Rechtmäßigkeit einer Herrschaftsordnung weist Weber eine entscheidende Bedeutung für deren Existenz und Stabilität zu, doch ist dieser Glaube an die Legitimität im Sinne eines rationalen Entscheidungsprozesses konzipiert. Herrschaft funktioniert nämlich bei Weber als Machtbeziehung zwischen Individuen, deren Entscheidungshandeln konkret beobachtbar ist. Das Selbstverständliche, das Natürliche, das fraglos so Hingenommene bekommt daher von Weber keinen großen Stellenwert eingeräumt, während bei Marx „die

50 Im Original keine kursive Hervorhebung.

stummen Zwänge‘ und bei Bourdieu ‚die sanften Gewalten‘ eine große Rolle für die Konstitution und Reproduktion von Herrschaft spielen.

Die praxeologische Sozialtheorie Bourdieu ist ebenfalls eine Soziologie der Herrschaft. Die Existenz und Wirksamkeit von Klassen in den differenzier-ten Industriegesellschaften steht für Bourdieu außer Frage. Um die Präsenz von Klassen festzustellen, kommt es Bourdieu nicht mehr auf ein entsprechendes Klassenbewusstsein im Sinne von Marx an. Lohnenswert erscheint ihm die Fra-ge, wie der Klassenbegriff eindeutiger und subtiler gefasst werden kann. Mit Blick auf die individuellen Akteure und deren Selbstwahrnehmung verwendet er lieber den Begriff des sozialen Raumes. Bourdieu begreift die soziale Welt als einen Raum, der weder durch vollkommene Konkurrenz noch Gleichheit der Gewinnchancen gekennzeichnet ist. Der soziale Raum ist für Bourdieu ein Kräf-tesfeld, in dem bestimmbare Strukturen den sozialen Akteuren unterschiedliche Positionen zuweisen, die die Möglichkeiten für ein unterprivilegiertes oder privi-legeiertes Leben mehr oder minder vorherbestimmen. Eine Klasse muss nicht ei-ner real existierenden Gruppe mit diesbezüglichem Bewusstsein entsprechen, weswegen er auch von wahrscheinlichen Klassen spricht. Bourdieus Klassen-theorie macht die Klasse bewusst nicht nur an der ökonomischen Position, son-dern gerade auch an Zugang und Verfügung über kulturelles Kapital sowie am kulturellen Konsum fest.

Der legitimen Kultur der herrschenden Klasse kommt daher eine zentrale Bedeutung in der gesellschaftlichen Hierarchisierung zu, da sich aus ihr die Klassenstellung ergibt. Die besondere Bedeutung des Kulturkapitals ist für ein Verständnis der klassenspezifischen Reproduktionsstrategien elementar, zumal in Folge dessen institutionalisiertem Kulturkapital (Bildungstitel etc.) umso mehr Bedeutung zukommt, je scheinbar egalitärer die Gesellschaft wird. Aus den kul-turellen Praktiken ergibt sich somit der ständische Charakter selbst differenzier-ter Industrienationen.

In differenzierten Gesellschaften besteht die Problematik der Integration und Versöhnung verschiedener Machtformen. Die Kämpfe um Macht beziehen sich einerseits auf die Verteilung der Kapitalform, die die Vorherrschaft im Feld der Macht und über weitere Vermittlungen über die ganze Gesellschaft erlaubt, so-wie andererseits auf die Legitimation der herrschenden Kapitalformen, „denn die Herrschaft durchzusetzen heißt, deren Legitimität die Anerkennung zu verschaf-fen, insbesondere des gegnerischen Lagers“ (Bourdieu 1991: 77). In allen Pra-xisfeldern innerhalb des Feldes der Macht geht es um eine Vermehrung bzw. Bewahrung derjenigen Machtresourcen, die den sozialen Akteuren eines Feldes zukommen und die darüber entscheiden, welche Kapitalform als Machtresource definiert wird. Auf einem Pol des Feldes der Macht sieht Bourdieu die Akteure

angesiedelt, die reich an kulturellem und arm an ökonomischem Kapital sind, was vice versa am anderen Pol gilt, so dass es sich um entgegengesetzte Profile der Kapitalstruktur handelt.

Die Theorie der Praxis fragt nach der Erklärung kollektiver Handlungsmuster, wie sie als soziale Praktiken von Akteuren regelmäßig hervorgebracht werden. Die geschieht innerhalb verschiedener *sozialer Felder* (Kirche, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft, Staat, etc.) und vor dem Hintergrund der Zugehörigkeit sozialer Akteure zu gesellschaftlichen Stellungen, die Bourdieu als den *sozialen Raum* konzeptionalisiert. In einem Raum-Modell führt Bourdieu ein Konzept des vertikalen sozialen Raumes und ein Konzept der Lebensstile zusammen, indem er Marx' Klassentheorie und Webers Schichttheorie verbindet. Im sozialen Raum finden die Status- und Prestigekämpfe verschiedener gesellschaftlicher Gruppen statt. Es lässt sich argumentieren, dass für Bourdieu hinsichtlich der Problematisierung der Besitz- und Eigentumsverhältnisse durch Marx' Theorie das ‚Haben‘ also der materialistische Pol der sozialen Welt abgebildet wird, während Webers Schichttheorie durch die Thematisierung subjektiver Werte und Einschätzungen mittels des ‚Seins‘ den symbolischen Pol darstellt. Das Materielle wird in Bourdieus Sozialtheorie als sozialer Raum oder Raum objektiver, sozialer Positionen aufgenommen, das Subjektive wird als *Raum der Lebensstile* konzipiert.

Bourdies Modell bezieht sich auf Webers Unterscheidung zwischen ökonomisch definierter *Klasse* und dem über Erziehung, Abstammung, Beruf und Lebensführung definierten *Stand* (Weber 1972: 179), jedoch betrachtet Bourdieu (1987: 254) die Statusgruppe der Stände als eine legitimierte Klasse und relativiert damit Webers Konzeptionalisierung. Bourdieu differenziert zwischen ‚Lebensstil‘ im Allgemeinen und ‚Stilisierung des Lebens‘ im Besonderen, wobei der Stilisierungsgrad zum Zwecke der Distinktion unterschiedlich stark ausgeprägt ist und im sozialen Raum nach oben hin zunimmt. „Der Lebensstil wird mit steigender sozialer Stufenleiter immer entscheidender durch die von Max Weber so genannte Stilisierung des Lebens charakterisiert“ (Bourdieu 1982: 283). Somit verbindet Bourdieu mit dem Lebensstil-Begriff nicht individualistische Wahlfreiheit und Selbstbestimmung, sondern dehnt ihn über die Ober- und Mittelschicht auch auf die Unterprivilegierten aus, wenn er vom ‚proletarischen Lebensstil‘ (ebd. 292) spricht. Dieser „durch Mangel, eine *Mangelbeziehung* bestimmte[] Lebensstil“ (ebd. 291) des Notwendigkeitsgeschmacks der Unterschicht sieht sich letztlich des „*Klassenrassismus*“ (ebd. 292) der höheren Schichten ausgesetzt. Ein auf Individualität und Einzigartigkeit, Freiheit und Originalität fixiertes Verständnis kulturellen Geschmacks erlaubt es, den einfachen Geschmack der Volksklassen „zu einem aus freier Wahl geborenen Ge-

schmack“ zu stilisieren (Bourdieu 1982: 290), was die höheren und gebildeten Schichten in ihrer sozialen Diskriminierung und Klassenverachtung (ders. 1999: 360) nur aufs Neue von ihrer eigenen Vornehmheit gegenüber jenen überzeugt, „die keine Kenntnisse und kein Betragen ihr Eigen nennen können“, und somit bestätigen, „daß sie lediglich haben, was sie verdienen“ (ders. 1982: 292). Bourdieus Anspruch ist es, die Wechselbeziehungen zwischen den ökonomisch-sozialen Bedingungen und den Lebensstilen aufzuzeigen, um so die Ideologie vom Geschmack als Naturgabe offen zu legen, zumal, wie Neckel (1991 passim) in Anlehnung an Bourdieu argumentiert, die symbolische Reproduktion sozialer Ungleichheit aus der Scham der Unterprivilegierten resultiert.

Bourdies kulturtheoretisch aufgeklärte Klassenanalyse moderner Gesellschaften bietet unter anderem eine Möglichkeit, die Berufswahl hinsichtlich der gewünschten Zugehörigkeit zu einem Stand und der Verfolgung eines erwünschten Lebensstils zu begreifen. Es kann also mittels Bourdieus Sozialtheorie eine sowohl konstruktivistische als auch strukturalistische Analyse geleistet werden, die dann ein reflektiertes Verständnis des militärischen Feldes erlaubt. Bei der Betrachtung des Militärs und seiner sozialen Praxis wäre es nicht ausreichend, allein Phänomene, Strukturen und Handlungen von Akteuren darzustellen, sondern es ist ebenso wichtig, die Genese des Militärs sowie das Militär als soziales Feld zu analysieren. Im Anschluss an Weber verlangt insbesondere die Analyse des Offizierkorps als Berufsstand den Blick auf die soziale Herkunft, deren Wandel mit der historischen Professionalisierung des Offizierberufes einhergeht.

Spannend bleibt die Frage, wie die sekundäre Sozialisation eines sozialen Akteurs innerhalb der militärischen Kultur verläuft und welche Rolle dabei insbesondere die zeitliche Dimension spielt. Bourdieu konstatiert die grundlegende Trägheit (*Hysteresis*) des Habitus, den er als in die Gegenwart fortgeföhrte inkorporierte Vergangenheit versteht. Verändert sich tatsächlich der Habitus des Ausgangsmilieus eines Soldaten durch die langjährige Prägung im Militär oder wird das ursprüngliche Sinnssystem sozialer Akteure vielmehr durch einen feldspezifischen Habitus ergänzt? Wenn es tatsächlich einen feldspezifischen Habitus gibt, so ist zu fragen, wie die feldspezifische sekundäre Sozialisation funktioniert. Die Rolle der sozialen Praktiken innerhalb eines spezifischen Kräftefeldes besitzt für diesen Anpassungsprozeß große Bedeutung. Den Internalisierungsmechanismen von Feldeffekten, die langfristig zu einem feldspezifischen Habitus führen, wird im feldeanalytischen Abschnitt dieser Arbeit deshalb Aufmerksamkeit geschenkt.

Teil II: Homo militaris

4. ZUR FELDANALYSE

Soziale Felder wie das Militär sind „Spielfelder“, in denen die Machtressourcen der sozialen Akteure, also das ökonomische, kulturelle und soziale Kapitel, immerfort zur Disposition stehen. Dadurch, dass die sozialen Akteure diesen Kampf um die Machtressourcen führen, wird die Praxis des Feldes reproduziert. Das soziale Feld definiert einen Raum des Möglichen, der jedem Akteur „als eine Menge wahrscheinlicher Zwänge, zugleich Voraussetzung und Komplement einer endlichen Menge möglicher Nutzungen“ (Bourdieu 1999: 372) erscheinen will. Die einzelnen sozialen Felder unterscheiden sich nach der Bedeutung der jeweiligen Kapitalsorte, welche die Gewinnchancen in einem Feld bestimmt. Im Rahmen eines Feldes stellen Kapitalien Verfügungsmacht dar und gleichen damit „Trümpfen in einem Kartenspiel“ (ders. 1985: 10), die die Profitchancen im entsprechenden Feld determinieren. Folglich definiert Bourdieu (ebd. 10f) die soziale Stellung eines Akteurs anhand seiner Stellung innerhalb eines sozialen Feldes gemäß der Verteilungsstruktur der Kapitalsorten als Machtmittel.

Mittels des Habituskonzepts ist dann die Ökonomie der praktischen Handlungen der Akteure in diesem sozialen Feld analysierbar. Der Habitus bildet die unterbewusste Interessengebundenheit in den Tätigkeiten der Akteure und die Strukturierung dieser Interessen ab. Der Habitus stellt ein ‚System‘ von in der Beziehung zu einem Feld erworbenen Dispositionen dar, das wiederum erst dann wirksam wird, wenn es auf Bedingungen trifft, die bereits in ihm angelegt sind. Ein habitualisiertes Interesse am spezifischen Feld verlangt die soziale Praxis des Feldes demjenigen grundsätzlich ab, der in es eintreten und in ihm verbleiben will.

Als Produkt einer bestimmten Geschichte wirkt das Feld als Vermittlungsinstanz zwischen Gesellschaft und Akteur, während sich aus der Geschichte heraus die Feldeffekte auf die Praktiken der Akteure auswirken, ohne dass im vorlie-

genden Fall die Soldaten es sich selbst erklären könnten, „was eben einfach nur so gemacht wird“. Hinzu kommt, dass in jedem Moment die gesamte Geschichte des sozialen Feldes über *soziale Institutionen* präsent oder gar vergegenständlicht ist. Die dauerhafte Existenz von sozialen Institutionen ist allerdings nur durch die Einbettung in eine Gesamtheit von Regeln und Regularitäten möglich, die letztlich als historische Konstruktionen zu betrachten sind.

Zur Analyse des militärischen Feldes als einem Kräftefeld gilt es zunächst einen Ansatz zu verfolgen, welcher die Nahtstellen von praktischem Handeln und Gesellschaftsstrukturen betrachtet. Die Struktur des Feldes selbst hängt von der Verteilung der Kapitalsorten ab (ders. 1995: 10). Das Militär ist dazu in seinem Verhältnis zum Feld der Macht zu mustern. Es gilt, die objektive Struktur der Relationen zwischen den Positionen der in diesem Feld konkurrierenden Akteure und Gruppen zu bestimmen.

Grundsätzlich lassen sich drei allgemeine Merkmale festmachen, die zur Bestimmung eines *sozialen Feldes* dienen können und allen sozialen Feldern gemein sind: (1.) ihre Position im Verhältnis zum Feld der Macht, (2.) eine objektive Struktur der Relationen zwischen den Positionen der in diesem Feld miteinander konkurrierenden Akteure oder Institutionen, und (3.) die Dispositionssysteme, die die Akteure jeweils durch Verinnerlichung eines bestimmten Typs von sozialen und ökonomischen Verhältnissen erworben haben und für deren Aktualisierung ein bestimmter Lebenslauf in dem betreffenden Feld mehr oder weniger günstige Gelegenheit bietet (Bourdieu/Wacquant 1996c passim). Mittels der Analyse der spezifischen Logik der Praxis, die sich in den unterschiedlichen sozialen Feldern bildet, können die Strukturen eines sozialen Feldes wie dem Militär erkannt werden.

Die nachfolgende Untersuchung des militärischen Feldes der Bundesrepublik Deutschland (BRD) will für die Gesamtheit dieses Feldes gültige Aussagen aufstellen und klammert die spezifische Logik der besonderen Felder der verschiedenen Teilstreitkräfte und Organisationseinheiten aus.

4.1 Stellung im Feld der Macht

Alle sozialen Felder sind nach ihrem Verhältnis zum Feld der Macht zu untersuchen, da nur so die Positionen der jeweiligen Felder im sozialen Raum darstellbar sind. Die Kapitalverhältnisse der einzelnen sozialen Felder bringen sie in ein Hierarchieverhältnis zueinander. Das staatliche Feld hat nun nach Bourdieu hinsichtlich des symbolischen Kapitals einen enormen Vorteil gegenüber den übrigen sozialen Feldern denn es beansprucht die Steuerhoheit und das Gewaltmonopol für sich. Staatliche Ordnung besitzt einen militärischen Charakter, weil

dem staatlichen Gewaltmonopol die ausschließliche Verfügung über erforderliche Mittel wie Polizei und Armee zu Grunde liegt. Als Stabilisator der herrschenden Verhältnisse dient der Staat bzw. die „politische Gesellschaft“ (Gramsci) in hierarchisch gegliederten Gesellschaften vor allem den Profiteuren der herrschenden Ordnung. Die Macht der herrschenden Klasse ruht jedoch nicht nur auf Besitz und Einfluss im Staat, sondern auch auf einer fortgeschrittenen und komplexen „Zivilgesellschaft“ (Gramsci), insofern diese an das geltende Wirtschaftssystem und die herrschende Ordnung glaubt oder sich mit ihr abfindet. Erst die Legitimation durch die Institutionen der Zivilgesellschaft und durch die Massen erlaubt Macht in Herrschaft zu wandeln. Daher gilt ein strukturelles Bedingungsverhältnis von symbolischer Gewalt und der Trinität von Territorium, Staat und Volk (Eder 1999: 44). Diese Trinität von Volk, Territorium und Staat bildet sich im Militär wie in kaum einer anderen Institution der politischen Gesellschaft ab. Ansätze zivil-militärischer Beziehungen haben dies zu berücksichtigen.

Trotz seiner Funktion als ‚Erfüllungsgehilfe‘ der herrschenden Klasse verfügt der Staat aufgrund seiner rechtlichen und militärischen Gewaltmittel über Autonomie. Alle staatlichen Politikfelder und ihre politikspezifischen Institutionen folgen dem Nomos der legitimen Machtausübung (Barlösius 2004: 152). Als Teil der politischen Gesellschaft bzw. der politischen Institution der Staatsgewalt stellt das militärische Feld einen zentralen Ort *institutioneller Gewalt* dar, denn es integriert auf ganz besondere Weise das Bedingungsverhältnis von Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit. Soldaten als Akteure dieses sozialen Feldes repräsentieren das staatliche Gewaltmonopol, da sie sich als Staatsangestellte von Berufs wegen mit dem „management of violence“ (Lasswell 1941) befassen. Dem militärischen Feld fällt nun innerhalb des Feldes der Macht die Aufgabe zu, direkte Gewalt als einer spezifischen Modalität sozialen Verhaltens vorzuhalten und gegebenenfalls anzuwenden sowie dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse zu stabilisieren. Durch die Darstellung herrschaftlicher Macht und der potentiellen Ausübung körperlichen Zwangs erhält das Militär eine stark ordnungsstiftende Funktion hinsichtlich gesellschaftlicher Wirksamkeit und sozialer Bedeutung.

Die Streitkräfte eines Landes fungieren als Garant der Landesgrenzen und der herrschenden Ordnung, weswegen ihnen zur Aufrechterhaltung gesellschaftliche Herrschafts- und Machtverhältnisse eine bedeutende Rolle zukommt. Ein Stehendes Heer ist aufgrund seines Waffenpotenzials und einer eingespielten Organisation grundsätzlich zu politischer Erpressung bzw. zum Putsch in der Lage. Daher steht es im Interesse des Souveräns die militärische Macht einzuhüften, denn aufgrund seiner umfassenden Bewaffnung könnte sich das Militär auf

die eine oder andere Weise direkt in politische Geschäfte einmischen. Illegitime Interventionen des Militärs in die zivile Politik können verschiedene Formen annehmen. Samuel Finer [1962] unterscheidet drei Interventionsformen, die eine Verletzung des Prinzips der zivilen Kontrolle darstellen. Als erstes nennt Finer (2002: 140ff) die Ausübung von Druck auf die zivile Regierung. Dabei nimmt das Militär Einfluss auf politische Entscheidungen, indem es droht, politische Gruppen zu unterstützen, die gegen die Regierung agitieren, bzw. die Regierung nicht gegen gewaltbereite Gruppen im Inneren zu verteidigen.¹ Die zweite Form politischer Intervention besteht in der Ankündigung, unter bestimmten Bedingungen die zivile Regierung teilweise oder ganz auszutauschen. Der konkrete Umsturzversuch stellt die dritte Interventionsform dar, indem die Streitkräfte entweder eine zivile Rebellion gegen die demokratisch gewählte Regierung aktiv unterstützen bzw. selbst zu putschen.

Es bestehen nun mehrere Mechanismen, um die Norm der militärischen Unterordnung gegenüber der Exekutive zu erreichen:² Ein Mechanismus (a) zur Selbstdisziplinierung des Militärs besteht darin, lediglich bestimmten Bevölkerungsgruppen, die dem Staat gegenüber als besonders loyal gelten, den Zugang zum Offizierkorps zu gestatten. Dies läuft auf Selbstrekrutierung aus staatsnahen, herrschenden Schichten (z.B. Adel, Bourgeoisie) hinaus, da diese ein quasi natürliches Interesse an der Beibehaltung der herrschenden Ordnung besitzen. Ein weiterer Mechanismus zur Wahrung des Primats der Politik (b) besteht darin das Militär dahingehend zu formen, dass es Leute anzieht, die eine Veranlagung zum Gehorsam und zur Unterwerfung unter die bestehende Ordnung mitbringen. Es ist nahe liegend, dass sich dieses Schema vorwiegend bei einem Personenkreis findet, der an der symbolischen Anerkennung und Legitimität der herrschenden Ordnung teilhaben möchte. Ein letzter Mechanismus (c) läuft auf die Schaffung von Anreizen und Vorteilen hinaus, die groß genug sind um die freiwillige Unterordnung der Soldaten zu garantieren.

Da die Schwächung des Militärs von Seiten der Regierung mit einer gleichzeitigen Schwächung des Landes gegenüber auswärtigen Bedrohungen einherginge, gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten das Stehende Heer einzuhegen und dabei gleichzeitig zivile Kontrolle und hohe Kampfkraft zu verbinden. Die eine Alternative besteht darin den Primat der Politik rechtlich festzuschreiben bzw. den Soldaten durch einen Eid darauf zu verpflichten. Die andere Alternative besteht darin, die Dispositionen des Militärs zur Intervention zu reduzieren, indem

1 Die Konzessionen der deutschen Reichsregierung an die Führung der Reichswehr im Dezember 1918 fallen in diese Kategorie.

2 Vgl. auch Feaver 1999: 226f.

Gehorsam als zentraler militärischer Wert implementiert und das Militär somit aus sich heraus diszipliniert. Das Professionskonzept besitzt solch einen selbst-disziplinierenden Aspekt (Fournier 1999 *passim*).

Als sehr effektiv zeigt es sich grundsätzlich, dem soldatischen Berufsverständnis – im angelsächsischen Sprachraum wird von *military professionalism* gesprochen – das Prinzip von Befehl und Gehorsam zu einer Frage der Ehre zusammen. Die militärischen Tugenden von Dienst und Disziplin drücken dies aus. Dieses Ehrverständnis speist sich aus der Annahmen einer gerechten Sache zu dienen. So wird erstens in staatsbürgerlichen Unterrichten auf die Rechtmäßigkeit der eigenen Staatsform und positiv auf geschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Staates verwiesen, um Legitimation für die herrschende Ordnung zu erreichen. Auch die Vorgabe eines sinnstiftenden Zweckes wie etwa der eigenen Nation zu dienen, schafft Gehorsam. Der soldatische Dienst wird in diesem Zusammenhang oftmals von der politischen Führung mit dem Begriff der nationalen Schicksalsgemeinschaft verknüpft. Ein dritter Mechanismus läuft auf die Schaffung von direkten Anreizen und Vorteilen hinaus, die groß genug sind um die freiwillige Unterordnung der Soldaten zu garantieren.³ Dem Vorwurf der Käuflichkeit wird von Soldaten mit Verweis auf das Treueversprechen gegenüber dem Heimatland widersprochen. Soldaten verstehen ihre Tätigkeit daher stets als Dienst und niemals als Arbeit.

Ökonomische Überlegungen spielen aber seit dem 20. Jahrhundert eine herausragende Rolle um den Beruf des Soldaten zu ergreifen und damit billigend militärische Unterordnung und potenzielle körperliche Beeinträchtigung für sich zu akzeptieren (Lippert/Zabel 1977: 83f).⁴ Diese Mechanismen können einander ergänzen und sich überlagern. Oftmals soll der Einstieg ins Militär dem sozialen Aufstieg dienen, der unter anderem durch die im Militär angebotenen (Berufs-) Bildungsabschlüsse und gute Verdienstmöglichkeiten ermöglicht wird. Der Offizierberuf ist kaum noch ein Feld der alten Elitenreproduktion als vielmehr ein sozialer Aufstiegmechanismus (Zoll 2003: 193). Nur, dass die ungeschriebenen Regeln der alten Elite die zur Stärkung des berufständischen Ethos dienen, weiterhin gelten. All diese Mechanismen können einander ergänzen und sich über-

3 Ökonomische Überlegungen spielen seit dem 20. Jahrhundert eine herausragende Rolle um den Beruf des Soldaten zu ergreifen und damit billigend militärische Unterordnung und potenzielle körperliche Beeinträchtigung für sich zu akzeptieren (Lippert/Zabel 1977: 83f).

4 Dem Vorwurf der Käuflichkeit wird von Soldaten mit Verweis auf das Treueversprechen gegenüber dem Heimatland widersprochen. Soldaten verstehen ihre Tätigkeit daher stets als Dienst und niemals als Arbeit.

lagern. Diese Stabilisierungsmechanismen verhindern allerdings nicht den Wandel des militärischen Feldes.

Es zeigt sich, dass zum einen aufgrund seiner national einzigartigen Stellung ein militärisches Feld zum Vergleich vor allem die eigene Geschichte bzw. die Vorgängerarmee oder aber Armeen anderer Länder heranzieht. Dies geschieht schon aufgrund des ständigen Vergleichs mit anderen Streitkräften wegen der oftmals vorhandenen Gegnerschaft zwischen Ländern oder aber in Militärallianzen wegen der erstrebten Kompatibilität. Zum anderen zeigt sich, dass staatliche Militärorganisation und Wirtschaftsunternehmen einander gegenseitig beeinflussen. Die Entwicklung verläuft dabei von der Entstehung der Betriebsorganisation nach militärischem Vorbild zur Ökonomisierung des Militärs nach betriebswirtschaftlichen Maßstäben. In Anlehnung an Weber [1921] ist diese Ökonomisierung am Bedeutungszuwachs von Handlungsorientierungen, die am Zweck-Mittel-Denken ausgerichtet sind, und am relativen Bedeutungsverlust von affektiven und traditionalen Handlungsorientierungen in Organisationen und Gesellschaft zu sehen.

Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, dass deutsche Kommandeure und andere Spitzenmilitärs seit einigen Jahren oftmals von der Bundeswehr als einem „Unternehmen“ reden. Dazu ein Beispiel aus der Truppenpraxis: Einhundertzehn Oberfähnriche des 74. Offizieranwärterjahrgangs im Heer wurden während des zentralen Beförderungsappells der 1. Panzerdivision am 27.06.2007 in der historischen Kaiserpfalz von Goslar zu Leutnanten befördert. „Sie gehören vom heutigen Tage an zu den Führungskräften des Großunternehmens Bundeswehr, dessen erklärtes Unternehmensziel die Einsatzfähigkeit ist“, betonte der Kommandeur der 1. Panzerdivision Generalmajor Wolf Langheld gegenüber den jungen Offizieren in Anwesenheit von knapp vierhundert Ehrengästen.⁵ Auffallend ist an diesem Beispiel und vielen ähnlichen Fällen die Begrifflichkeit, der sich die militärische Führung seit Beginn der Deregulierungspolitik in den 1990er Jahre zur Bezeichnung der Bundeswehr bedient. Die Bundeswehr, eine staatliche Großbürokratie, wird betriebswirtschaftlich als Unternehmen bezeichnet. Pikanterweise hat das Stehende Heer ja seine Wurzeln im Kriegsunternehmertum der frühen Neuzeit (Weber 1972: 467).

„Die zivile Gesellschaft strickt mächtig mit an der Militärkultur. [...]. Die Manager der Rüstungskonzerne und die hohen Militärs verstehen sich ausgezeichnet. Aber die militärisch-zivile Grauzone dehnt sich erheblich weiter, entpuppt sich als vielfältig bestelltes Feld“ (Armanski 1983: 190f).

5 Quelle: www.deutschessheer.de abgerufen am 17.07.07.

Dieses mit staatlichen Symbolen sehr aufgeladene soziale Feld innerhalb des Feldes der Macht steht heutzutage nicht nur in Deutschland sondern in fast allen westlichen Ländern an unterer Stelle im Feld der Macht. Dies zeigt sich besonders gut daran, dass die Elite des Militärs immer weniger als gesellschaftliche Elite aufgefasst wird, junge Menschen aus den oberen Schichten immer seltener dem Militär beitreten,⁶ und das Offizierkorps überwiegend aus sozialen Aufsteigern aus dem Kleinbürgertum besteht. Die symbolische Macht der Bundeswehr ist innerhalb des Feldes der Macht an sich schwach. Die Stärke der Bundeswehr besteht allerdings in ihrer symbolischen Macht für das Feld der Macht.

Wie kaum eine andere politische Institution des Staates repräsentiert das Militär die herrschende Ordnung, denn es stellt die Trinität von Volk, Territorium und Staat (Eder 1999: 44) dar. Zur Legitimation des Feldes der Macht gegenüber der Volksklasse ist ein respektiertes Militär unerlässlich.

Das größte Kapital des militärischen Feldes in Deutschland ist seine große Anerkennung im Volk. Diese Legitimation erreichen viele Armeen unter anderem dadurch, dass sie als Arbeitgeber von Leistungssportlern fungieren. Die medial übertragenen Erfolge dieser Leistungssportler, die zugleich Soldaten sind, fallen in gewissem Umfang auf das Militär zurück, da es als Arbeitgeber und Sponsor zu den sportlichen Siegen beiträgt. Erfolgreiche Athleten in Uniform können durch sportliche Siege für ihr Land zur Stärkung der herrschenden Gesellschaftsordnung beitragen. Sowohl die Armee als auch die Nation sollen von den Siegen der Sportler in Uniform bei internationalen Sportwettkämpfen profitieren (Becker 2004: 60ff). Sportlichkeit besitzt im Militär und durch das Militär für die zivile Gesellschaft zudem die symbolische Dimension von Männlichkeit, Kampf, Konkurrenz, Körperlichkeit und Prestige. Die Fähigkeit zur Legitimierung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse stellt die wahre Machtquelle des Militärs dar.

Die symbolische Macht des Militärischen strukturiert die symbolische Ordnung auch innerhalb der Bundeswehr homolog zu physischen, ökonomischen und kulturellen Machtstrukturen. Die militärische Befehlskette verläuft nicht umsonst entlang der Hierarchie von Dienstgradgruppen und dementsprechend deutlich unterschiedlicher Bezahlung. Die institutionelle Gewalt welche die Bundeswehr repräsentiert, setzt die symbolische Ordnung durch, indem Macht- und Herrschaftsverhältnisse quasi in Natur verwandelt werden. Dazu wollen wir uns zunächst die formale Ordnung des militärischen Feldes anschauen.

6 Das Vereinigte Königreich stellt hier noch eine Ausnahme dar.

4.2 Die formale Ordnung des militärischen Feldes

Der analytische Gegenstand der formalen Ordnung des militärischen Feldes sind die objektiven Relationen, die zwischen diesem Feld und dem gesellschaftlichen Machtfeld bestehen, und die Mechanismen, die diese Relationen reproduzieren. Die Regeln des ‚sozialen Spiels‘ werden nicht stets neu erfunden, sondern sind zu einem guten Teil in juristischen Vorschriften niedergelegt weswegen die Akteure in einem gewissen Glaubensverhältnis zu den Abläufen des Spiels und ihrem sozialem Feld stehen. Im Laufe der militärischen Sozialisation strukturiert die spezifische Ordnung zugleich die Wahrnehmungs-, Denk- und Beurteilungsmuster der Soldaten.

Die offiziellen Regeln der Soldatischen Ordnung spielen eine maßgebliche Rolle, da sie das Handeln im Rahmen der Staatsgewalt rechtlich absichern und moralisch legitimieren. In die alltäglichen Sichtweisen sind die Herrschaftsstrukturen eingelagert, doch bleiben sie als solche nicht nur zumeist unerkannt, sondern erscheinen aufgrund ihrer Selbstverständlichkeit als vollkommen legitim. So verstanden handelt es sich bei Kultur um die in der sozialen Praxis hergestellte Herrschaftsbeziehungen.

In der Truppe richtet sich der alltägliche Dienst überwiegend nach dem *Dienstplan*, der im Allgemeinen wochenweise erstellt wird. Der Dienstplan regelt den Tagesablauf der Soldaten, da er mehr oder minder detailliert die Aufgaben und Ausbildungsabschnitte der Kompanie und ihrer Züge samt jeweiliger Verantwortlichkeit festlegt. Außerhalb des Grundausbildungsbetriebs ist der Tagesablauf der Soldaten vor allem durch die *Rahmendienstzeit* geprägt, die den Dienstplan maßgeblich strukturiert. Die tägliche Rahmendienstzeit „beträgt montags bis donnerstags zehn, freitags sechs Stunden und schließt Pausen ein“ (BMVg 1997: 169). Die Ausführung der im Dienstplan festgelegten Tätigkeiten während und außerhalb der Rahmendienstzeit, also die gesamte dienstliche Praxis der Bundeswehrsoldaten, haben im Rahmen der „Soldatischen Ordnung“ zu geschehen.

Die *Soldatische Ordnung* ist das Regelwerk für Verhalten und Erscheinungsbild des Soldaten der Bundeswehr, für das Zusammenleben in der militärischen Gemeinschaft und für die Formen des Auftretens nach innen und außen (BMVg 1999: 27). Eine Vielzahl von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften ist rechtliche Grundlage der Soldatischen Ordnung. Die „Rechtsordnung der Bundeswehr“ basiert auf der „Wehrverfassung der Bundesrepublik Deutschland“ (BRD). Die Grundrechte des Grundgesetztes der BRD gelten dabei mit Einschränkungen auch für die Soldaten der Bundeswehr. Die Soldatische Ordnung ist zwar an zivilen Rechtsmaßstäben orientiert, erlegt dem Soldaten aber strenge

re Regeln auf. Sich von oben nach unten verbreiternd gestaltet sich die Rechtsordnung der Bundeswehr aus den relevanten Artikeln des Grundgesetzes („Wehrverfassung“), darunter dann aus einfachgesetzlichen Regelungen, welche von Verordnungen und weiteren Ausführungsbestimmungen ergänzt werden. Das Soldatengesetz (SG) schränkt Grundrechte dort ein, wo militärische Funktionsprinzipien dies verlangen. Eine Ebene tiefer sind Dienstvorschriften, Erlasse, Leitbilder und Weisungen zu finden. Verfassung und Gesetze, entspringen – gemäß dem Primat der Politik – der Legislative. Hingegen haben *Dienstvorschriften* ihren Ursprung im Geschäftsbereich des BMVg. Dienstvorschriften sind die Reglementarien welche den Truppenalltag bestimmen.

Die *Wehrverfassung* setzt sich schwerpunktmäßig mit dem Auftrag der Bundeswehr, der Stellung der Streitkräfte im politischen System der BRD und der rechtlichen Stellung des Soldaten auseinander. Den Soldaten werden zwar prinzipiell alle Grundrechte zugestanden, doch in dem Maße eingeschränkt, wie es aus funktionaler Sicht aufgrund militärischer Zwänge unbedingt notwendig erscheint (ZDv 10/1, Nr. 207). Im Verteidigungsfall und im Einsatz sind insbesondere das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit (Art. 2 Abs. 2 GG) eingeschränkt. Gesetze, die der Verteidigung und dem Schutz der Zivilbevölkerung dienen, dürfen das Grundrecht der Freizügigkeit und der Unverletzlichkeit der Wohnung beeinträchtigen. Art. 17a Abs. 1 GG (Suspension von Grundrechten) bestimmt, dass Gesetze über Wehr- und Ersatzdienst für die Zeit des jeweiligen Dienstes dementsprechende Einschränkungen auferlegen können. Von dieser Regelung sind, die Meinungsfreiheit, die Versammlungsfreiheit und das Petitionsrecht betroffen. Der Art. 17a GG räumt einfachgesetzlichen Regelungen zu Wehr- und Ersatzdienst bzw. zu Verteidigung die Einschränkung von Grundrechten ein. Das *Soldatengesetz* (SG) ist eine solche einfachgesetzliche Regelung und stellt eine Normierung zentraler Fragen der Rechtsstellung des Soldaten und seines Dienstverhältnisses dar. Das SG enthält die grundlegenden Bestimmungen über das Dienstverhältnis deutscher Soldaten aus denen sich die Einschränkungen bestimmter Grundrechte ableiten.

Die stärkste Grundrechtseinschränkung ergibt sich aus der Pflicht zum treuen Dienen gem. § 7 SG, die im Extremfall den Einsatz des Lebens und der Gesundheit verlangt. Das in Art. 2 Abs. 2 GG garantierte Recht auf körperliche Unversehrtheit kann aber auch durch dienstlich angewiesene Impfungen gemäß § 17 Abs. 4 SG eingeschränkt werden. Die Freiheit der Meinungsausübung (Art. 5 Abs. 1 GG) und die in Art. 8 GG kodifizierte Versammlungsfreiheit können durch die Pflicht zum treuen Dienen (§ 7 SG), durch die Pflicht zum Eintreten für die freiheitliche, demokratische Grundordnung (§ 8 SG), durch Kameradschaftspflicht (§ 12 SG), durch Wahrheitspflicht (§ 13 SG), durch Verschwie-

genheitspflicht (§ 14 SG), durch Einschränkung politischer Betätigungen (§ 15 Abs. 1, 2 und 4 SG), durch die Disziplinpflicht und die Pflicht zum achtungswürdigen Verhalten (§ 17 Abs. 1 und 2 SG) sowie durch die Verpflichtung der Offiziere und Unteroffiziere, sich auch nach dem Ausscheiden aus dem Wehrdienst nicht gegen die freiheitliche, demokratische Grundordnung zu betätigen (§ 17 Abs. 3 und § 23 Abs. 2 Nr. 2 SG), eingeschränkt werden. Schließlich kann das Grundrecht der Freizügigkeit (Art. 11 Abs. 1 GG) durch die Pflicht zum Wohnen in der Gemeinschaftsunterkunft (§ 18 SG) eingeschränkt werden. Im Gegensatz zu Zivilisten kann das Recht auf Freiheit der Person (Art. 2 Abs. 1 GG) auch durch Freiheitsentzug gemäß Wehrdisziplinarordnung (WDO) oder Wehrstrafgesetz (WStG) eingeschränkt werden.

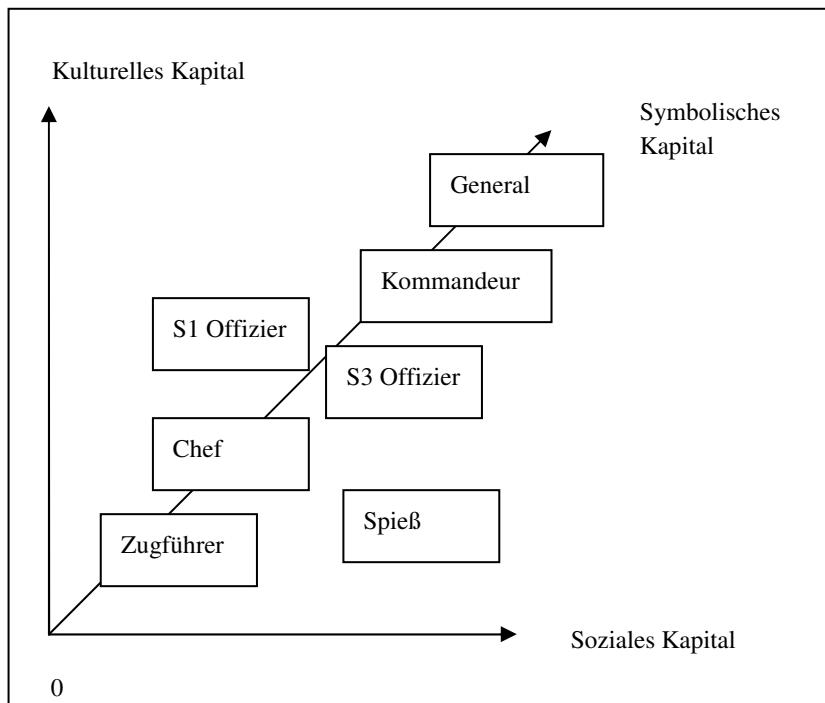
Der von der Legislative dem gesamten Geschäftsbereich des BMVg zur Verfügung gestellte Freiraum für eigene Regelungen ist beträchtlich. Gerade die Vorgaben dieser Ebene sind es, die den täglichen Dienst des Soldaten wesentlich bestimmen und damit große Wirkung im Truppenalltag entfalten (Burghardt 1979: 8). Dabei kommt den „Zentralen Dienstvorschriften“ (ZDv) eine besonders nachhaltige Bedeutung zu, da sie sich häufig auf die gesetzlichen Bestimmungen beziehen und für den Geschäftsbereich des BMVg handhabbar machen sollen. So werden in der ZDv 14/5 „Soldatengesetz“ die wichtigsten Rechtsgrundlagen und Verwaltungsvorschriften gebündelt, die für die militärische Personalbearbeitung nötig sind. Die Art und Weise die Personalangelegenheiten der Soldaten zu bearbeiten ist damit zwar niedergelegt, doch die Augestaltung dieses für die Ordnung des Feldes grundlegenden Aspekts obliegt dem Vorgesetzten.

Bourdieu bezeichnet Auseinandersetzungen auch mit dem Terminus des „sozialen Spiels“. Soziale Spiele unterliegen spezifischen Regeln, die wiederum in enger Verbindung zur unterschiedlichen Verteilung verschiedener Kapitalien innerhalb eines sozialen Feldes stehen. Somit sind soziale Felder nicht als homogene Systeme zu betrachten, sondern zeichnen sich gerade dadurch aus, dass die Akteure eines Feldes in ihren Merkmalsausprägungen verschieden sind, was für das Soziale geradezu konstitutiv ist (Krais/Gebauer 2002: 56f).

Die relationale Positionierung der Akteure innerhalb des militärischen Feldes steht in Übereinstimmung mit ihrer objektiven Kapitalausstattung. Ihre besondere Bedeutung besteht in der Stabilisierung der Ordnung des sozialen Feldes. *Der Raum der objektiven Positionen* zu anderen Akteuren eines Feldes muss notwendigerweise gemeinsam mit dem Raum der Stellungnahmen im Feld betrachtet werden. Das soziale Feld ist ein Raum von Positionen, welchen die Akteure als Konkurrenten einnehmen (Bourdieu 1998: 121). Gemäß der hierarchischen Stellung im sozialen Raum des militärischen Feldes bestehen unterschiedliche

relationale Positionierungen der Akteure. In Schaubild 1 ist dies hinsichtlich ihrer Kapitalaustattung für das militärische Feld dargestellt.

Schaubild 1: Raum der Positionen im militärischen Feld



Ein *Zugführer* steht an der Spitze der militärischen Teileinheit „Zug“. Dieser ist in der Regel Hauptfeldwebel, Leutnant oder Oberleutnant (BMVg 1997: 234). Je nachdem ob er studiert hat oder nicht verfügt er über zusätzliches kulturelles Kapital. Der *Kompaniechef* ist grundsätzlich ein Offizier und verfügt meist über einen Hochschulabschluß. Dem Chef genannten Offizier obliegt die Führung einer Kompanie oder einer vergleichbaren Einheit. Als Einheitsführer ist er militärischer Vorgesetzter aller Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seiner Einheit. Er ist Disziplinarvorgesetzter aller ihm unterstellten Soldaten. Zusätzlich ist er gegenüber zivilen Angestellten weisungsbefugt. Dem Chef untersteht die personelle und materielle Verantwortung seiner Einheit, er beaufsichtigt die Ausbildung, führt sie im Gefecht und verhängt bei Bedarf erzieherische oder disziplinäre Maßnahmen. Der Chef ist meist im Dienstgrad Hauptmann, manch-

mal Oberleutnant oder Major (BMVg 1997: 103f). Aufgrund seiner Dienstzeit und seiner Stellung verfügt er über soziales Kapital.

Der *Kompaniefeldwebel* auch „Spieß“ genannt, ist der wichtigste Unteroffizier in der militärischen Einheit. Der Dienstgrad des Kompaniefeldwebels ist Hauptfeldwebel und höher, sein Dienststellungsabzeichen ist eine gelbe Schnur über der rechten Schulter. Er ist zuständig für den Innendienst der Einheit, verantwortlich für und unmittelbarer Vorgesetzter aller Unteroffiziere (ausgenommen Stabs-/ Oberstabsfeldwebel) seiner Einheit und unterstützt den Kompaniechef (Offizier) in vielen Bereichen. Er gilt als die „Mutter der Kompanie“ und verfügt über großes soziales Kapital in diesem begrenzten Raum.

Stabsoffizier Führungsgrundgebiet 1 (Personalwesen, Innere Führung, Öffentlichkeitsarbeit). Der *S1-Offizier* verfügt zumeist über einen breiten schulischen Ausbildungshintergrund und entspricht dem Typ des „military manager“. Der Stabsoffizier Führungsgrundgebiet 3 (Ausbildung, Operationen; in Bataillonen zugleich Stabschef und stellv. Kommandeur) oder *S3-Offizier* stammt meist aus der Kampftruppe und entspricht oftmals dem Typ des „heroic leader“. Während das kulturelle Kapital eine nachgeordnete Rolle für ihn spielt geniesst er als Kämpfer großes soziales Prestige. Der *Kommandeur* ist ein Offizier und militärischer Befehlshaber. Er führt einen militärischen Verband vom Bataillon bis zur Division, gegebenenfalls auch einen Einsatzverband im Ausland. Eine Kommandeurenverwendung ist für eine Karriere fast unerlässlich. Idealiter verbinden sich in einem Kommandeur ‚Geist und Tat‘.

Die Akteure geben der vergessenen Geschichte und den Ursprüngen des Spiels in ihren Handlungen einen Sinn und gestalten dadurch die zukünftigen Spielregeln. Dies zeigt sich unter anderem daran wie die formale Ordnung des militärischen Feldes gestaltet ist und augestaltet wird. Hinsichtlich der Legitimierung von Akteursstrategien im Rahmen eines sozialen Feldes gilt es, die Ziele und Zwecke sowie das gesellschaftliche Umfeld zu berücksichtigen. Es sind die Herrschaftsverhältnisse, die in den Sichtweisen, Erkenntnisinstrumenten und praktischen Klassifikationssystemen stets mittransportiert werden und so im Handeln wirksam werden, und so Kultur soziologisch relevant werden lassen.

4.2.1 Führung, Pflicht und Gehorsam

Das Militär beruht auf einem strengen hierarchischen Aufbau in Verbindung mit der Pflichterfüllung jedes Mitglieds dieser Struktur (BMVg 1993: Nr. 212). Die Verbindung zwischen den jeweiligen Hierarchieebenen des militärischen Feldes entsteht aus dem Prinzip von Befehl und Gehorsam. Diesbezüglich gilt Disziplin als die Voraussetzung für das Zusammenleben und Zusammenwirken der Truppe und äußert sich im Gehorsam; erst der Gehorsam befähigt die Truppe zu rascher Tat nach einem einheitlichen Willen (HDv 100/100: Nr. 308). Daher gelten Disziplin und Gehorsam als unverzichtbare Ordnungsprinzipien zur Erfüllung des militärischen Auftrages (BMVg 2000: Nr. 308). So gilt die Annahme, dass das innere Gefüge von Streitkräften immer auf Befehl und Gehorsam beruht. Die Pflicht zum Gehorsam wird lediglich durch Verweis auf Grundgesetzartikel und herrschende Gesetze wie Art. 1 GG und § 11 Abs. 1, 2 SG eingeschränkt. Nur wenn der Untergebene erkennt, dass ein Befehl die Menschenwürde verletzt, nicht dienstlichen Zwecken dient, oder dadurch eine Straftat begangen würde ist die Befolgung unrechtmäßiger Befehle unzulässig.

Der Befehlsempfänger ist von der Verantwortung befreit, wenn er die irrtümliche Befehlsbefolgung nicht vermeiden konnte und ihm nach dem ihm bekannten Umständen nicht zuzumuten war, sich mit Rechtsbehelfen gegen den unrechtmäßigen Befehl zu wehren. Befehlsverweigerung aus Gewissensgründen zieht zumeist negative Folgen für den Soldaten nach sich.⁷ Darüber hinaus kann die politische Führung einfach Generale und Admirale ohne Begründung in den sofortigen Ruhestand versetzen.

Die Pflicht zum Gehorsam einerseits und andererseits das Befugnis Befehle zu erteilen sind wesentlicher Bestandteil des militärischen Ethos der Untertänigkeit. Ein Vorgesetzter wird im Soldatengesetz just durch das ihm zugestandene Recht Befehle zu erteilen definiert (§ 1 Abs. 5.1 SG). Ein Untergebener ist somit Befehlsempfänger. Ein Vorgesetzter gibt Befehle, bildet aus und führt Men-

7 Erst ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts (2. Wehrdienstsenat) vom 21.06.05 hat das staatsbürgerliche Grundrecht der Gewissensfreiheit nach Art. 4 Abs. 1 GG auch eindeutig auf Soldaten ausgeweitet. Einschränkend wird aber darauf hingewiesen, dass im vorliegenden Fall der Soldat die Ernsthaftigkeit seiner Gewissensentscheidung *glaublich* dargetan habe. Die Streitkräfte seien als Teil der vollziehenden Gewalt ausnahmslos an „Recht und Gesetz“ (Art. 20 Abs. 3 GG) und insbesondere an die Grundrechte uneingeschränkt gebunden. Davon könnten sie sich auch nicht unter Berufung auf Gesichtspunkte der militärischen Zweckmäßigkeit oder Funktionsfähigkeit freistellen.

schen. Er ist militärischer Führer bzw. Unterführer. Dies ist insbesondere für Offiziere ein Berufsmotiv, wie Tabelle 1 belegt.

Tabelle 1: „Ich bin Soldat, weil ich Menschen führen will.“

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.) ⁸	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	8,5%	21,0%	27,6%	44,7%	46,6%	19,7%
trifft eher zu	18,0%	35,4%	33,7%	30,2%	20,5%	26,5%
Weder-noch	29,2%	32,3%	28,3%	15,8%	17,9%	28,1%
trifft eher nicht zu	24,3%	8,4%	8,7%	8,4%	15,4%	15,7%
Trifft überhaupt nicht zu	20,1%	2,9%	1,7%	0,9%	0,0%	10,1%
Total N	919	477	413	215	39	100%

Jahr: 2002

N = 2063

tau-b = -.364**

Der Begriff der *Führung* – dem wie wir oben sehen insbesondere im beruflichen Selbstverständnis von Offizieren eine zentrale Rolle zukommt – geht von der Annahme aus, dass es möglich ist Verhalten und Handeln anderer bewusst zu beeinflussen und bestimmt diese Menschen als Untergebene oder Gefolgsleute. Führer zeichnen sich daher dadurch aus, dass sie Verhalten, Denken und Fühlen anderer Gruppenmitglieder in eine bestimmte Richtung lenken (Katz/Kahn 1978 passim). Führung kann daher idealtypisch als soziale Handlung verstanden werden, durch welche gemeinsame Anstrengungen auf gemeinsame Ziele und Güter hin koordiniert werden. Führungseigenschaften erscheinen bisweilen als Talent oder Charisma, erfolgreiche Führung hängt aber auch davon ab, dass eine Gruppe die durch eine Führungsfigur repräsentiert und geleitet wird, eine klare Vorstellung davon hat was sie wie erreichen will.

8 Offiziere im Dienstgrad Leutnant, Oberleutnant und Hauptmann sind zu ca. 70 Prozent junge Truppendienstoffiziere; ca. 30 Prozent sind jedoch Offiziere des militärfachlichen Dienstes (v. Rosen 1993). Diese Fachoffiziere sind aus den Reihen des Unteroffizierkorps aufgestiegen.

Die gegenwärtigen militärischen Kommandostrukturen basieren auf dem hierarchischen Führungsmodell, das auf dem hierarchischen top-down Paradigma der Bürokratie beruht. Heutzutage ist das hierarchische Führungsmodell ein Teil der hierarchischen Militärbürokratie, die der zivilen, politischen *Kontrolle* der Streitkräfte dient. Charismatisch legitimierte Herrschaftsbeziehungen wurden durch die Bürokratie zu legal-rationaler Herrschaft gewandelt, was sich im modernen Militär als direkte Disziplinierung mittels Dienstvorschrift ausdrückt. Die gegenwärtigen gesellschaftlichen und militärischen Strukturen in fast allen Ländern der Welt konzentrieren Macht, Autorität und Verantwortlichkeit in den Händen relativ weniger. Autonomie und Freidenkertum in Gesellschaft und Militär gefährden hierarchische Führungsstrukturen, da sie zu Kontrollverlust führen. Autorität liegt im hierarchischen Paradigma daher bei den Vorgesetzten. Den offiziellen Startschuss zur Revitalisierung des soldatischen Leitbilds als dem eines Führers und Kämpfers markiert die „Leadership“-Initiative des ehemaligen Inspekteurs des Heeres Willmann vom Juni 1998. Es wird seitdem auf den Führer abgehoben, denn „Leadership hat also viel mit Persönlichkeit und Charakter zu tun, sie verlangt den ganzen Menschen“ (BMVg 1998a: 4). Führung wird nicht als Funktion und ein Konzept zur Anleitung von Untergebenen bzw. Folgenden betrachtet, sondern über die Person des Führers erfasst. Dieser ganze Mensch bedarf als Führer und Soldat der emotionalen Bindung „an unser Land, das heißt an die Nation als Schicksalsgemeinschaft“ (ebd. 6).⁹ In einer Kritik des Leadership-Papiers belegt Oberstleutnant Jörg Keller (2000 *passim*), dass dessen Gehalt den alten deutschen Führungsvorschriften der letzten hundert Jahre folgt. Drei Felder sind demnach für die Führungsvorschriften des deutschen Militärs zentral: Können, Persönlichkeit/Charakter, Ethos (ebd. 163). *Können* drückt sich in einer generellen Machbarkeitsannahme aus, also die Realität nach dem Willen des Führers zu gestalten (BMVg 1998a: 7f). Der militärische Führer des Leadership-Papiers soll „den Rhythmus der Wirklichkeit bestimmen und initiativ sein“ (Keller 2000: 164). *Charakter/Persönlichkeit* werden im Sinne einer erwünschten Gesinnung und dem ‚richtigen‘ Denken verwendet (BMVg 1998a: 4); es wird daher die Forderung nach der Prägung des Charakters in der Führerausbildung erhoben (ebd.: 12). *Ethos* im Sinne von Moral soll nicht etwa gemeinsam entwickelt werden sondern im Rahmen einer Bindung an vor-

9 Der Mythos des nationalen ‚Schicksals‘, von dem die Mythen der ‚Schicksalsgemeinschaft‘ und des ‚deutschen Kulturträgertums‘ – die Deutschen als Vertreter der ‚Kultur‘ im Gegensatz zur westlich-dekadenten ‚Civilisation‘ – abstammen, gehen vor allem auf den völkischen Autor Oswald Spengler [1922] zurück und widerspricht den Prinzipien eines pluralistischen Rechtsstaates.

gegebene Instanzen (Demokratie, Menschenrechte, preußische Reformer, 20. Juli 1944, Nation als Schicksalsgemeinschaft) vermittelt werden (ebd. 5f). Ein Hinweis auf die Konzeption „Innere Führung“ fehlt gänzlich in diesem Papier, das immerhin den Charakter einer Weisung besitzt. „Die, wie es bezeichnet wird, Erosion der Inneren Führung festzustellen, ist angesichts der real gegenläufigen Politik im Militär beinah schmeichelhaft; z.B. ist der Kämpferkult nicht nur im Führungskonzept des Heeres („Leadership“) offizielles Leitbild, in dem ein Demokratie notwendiger und gesellschaftlicher Integrationsbezug vermeiden wird“ (Bald 2002: 18). Schon Armin Kolb (1990 passim) beschreibt die Zunahme einer ‚sui generis‘-Ideologie seit den 1980er Jahren. Er beklagt das „anonyme Töten“ und stellt fest, dass das Soldatische als Wert an sich verkündet wird, so dass das Militärische zu einer Gegenkultur zum Zivilen wird.

Neuere Führungsmodelle basieren hingegen deutlich weniger auf den klassischen Zügen von Führung, sondern widmen sich den Beziehungen zwischen Führung und Gefolgsleuten. Gerade die diesbezügliche sozialwissenschaftliche Debatte über transaktionale vs. transformationale Führung (Bass 1997 passim) macht diese Unterschiede deutlich. *Transaktionale Führung* gilt heutzutage als die übliche Führungsweise in Unternehmen, Politik und Regierungsbürokratie (MacGregor Burns 1978: 19f). Diese Führungsweise hat jedoch Grenzen: aufgrund seiner utilitaristischen Natur bindet der bloße Handlungsvorgang die Gruppenmitglieder nicht in einer gemeinsamen und anhaltenden Weise für einen höheren Zweck aneinander. *Transformationale Führung* ist hingegen grundsätzlich mitarbeiterbezogen und geht davon aus, dass Erfolg an erster Stelle durch grundsätzliche und anhaltende Selbstbindung entsteht (Yammarino/Bass 1990: 157f). Dieses Führungskonzept ist einerseits traditionalistisch, da der Führer wie in vormodernen Zeiten als der erste Diener gilt, während es andererseits auch egalitaristisch ist, da Hierarchien grundsätzlich zur Disposition stehen. Bisweilen wird in einem militärischen Kontext solch ein Führungskonzept auch als „ethische Führung“ bezeichnet. Daher ist es angemessen beim Führungsmodell des dienenden Paradigmas (*servant leadership*) von erstem Diener und Gefolgschaft¹⁰ zu sprechen. Der Begriff der ethischen Führung wäre eine Tautologie, wenn die verlautbarten Werte und die praktizierten Werte der Führung hinsichtlich Fürsorge und Mitsprache gegenüber den Untergebenen identisch wären. Das Modell der transformationalen Führung, dem das Paradigma des Dienens zugrunde liegt, ermöglicht Anführer bzw. Kader welche die Wohlfahrt der gleichberechtigten Gefolgsleute an erste Stelle setzen.

10 Dem Autor ist bewusst, dass dieser Begriff durch seine spezifische Verwendung während des NS-Regimes belastet ist.

Offiziell besitzt und verfolgt die Bundeswehr eine Führungskonzeption, die Innere Führung, welche im konzeptionellen Entwurf Baudissins dem Führungsmodell der transformationalen Führung entspricht. Für Baudissin bedeutet Innere Führung „militärische Führung unter Berücksichtigung sozialer und individueller Aspekte. [...] Kooperativer Führungsstil und Delegierung von Aufgaben wie Kompetenzen sind zentrale Methoden der Ausbildung und Erziehung. Das Erleben der Rechte wie Pflichten und die Bewährung im dienstlichen Alltag fördert Dienst- und Wehrmotivation. Die menschlichen, politischen und fachlichen Anforderungen an den Staatsbürger in Uniform wachsen mit der Führungs- und Entscheidungsebene“ (v. Baudissin 1982: 206). Das offizielle Leitbild des Staatsbürgers in Uniform entspricht dem Paradigma des Dienens und des autonomen Individuums. Doch im Kapitel „Innere Führung“ des Weißbuches 2006 wird unter dem soldatischen Dienst etwas anderes verstanden:

„Die Einbindung in eine hierarchische Organisation mit klaren Über- und Unterordnungsverhältnissen, das militärische unabdingbare Prinzip von Befehl und Gehorsam sowie eine sehr weit reichende Treupflicht, die auch den Einsatz des eigenen Lebens verlangt, kennzeichnen den soldatischen Dienst“ (BMVg 2006: 78).

Dieses offizielle Verständnis von Befehl und Gehorsam der politischen und militärischen Obrigkeit das dem hierarchischen, transaktionalen Führungsparadigma entspricht schlägt sich auch im Selbstverständnis der Truppe nieder, wie Tabelle 2 zeigt.

Tabelle 2: „Wie bewerten Sie folgende grundlegende Aussage zu ihrer soldatischen Einstellung?: Soldaten sollen Befehle ausführen ohne dass diese begründet werden müssen.“

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Sehr richtig	5,6%	9,0%	5,6%	5,1%	10,3%	6,5%
Richtig	20,8%	24,3%	24,1%	20,6%	2,6%	21,9
Eher richtig	26,6%	24,1%	24,8%	29,0%	30,8%	26,0%
Eher falsch	28,7%	27,0%	24,1%	25,7%	17,9%	26,8%
Falsch	11,0%	10,0%	11,9%	9,8%	33,3%	11,2%
Sehr falsch	7,3%	5,6%	9,5%	9,8%	5,1%	7,6%
Total N	903	478	411	214	39	100%

Jahr: 2002

N = 2045

tau-b = .002

Hinsichtlich des bedingungslosen Gehorsams scheint die Bundeswehr unentschieden zu sein. Zwar sprach der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr General Schneiderhan (2004) davon, dass „der Transformationsprozess nur durch die Entwicklung eines zukunftsorientierten Bewusstseins und veränderte Geisteshaltung umgesetzt werden kann“ und der Inspekteur des Heeres Generalleutnant Budde betont die Bedeutung des Führens mit Auftrag und die Notwendigkeit neue Handlungsspielräume auf allen Führungsebenen zu schaffen sowie der Tendenz alles zu regeln entgegentreten (Mais 2005: 8). Im Rahmen des Transformationsprozesses den Zustand der Bundeswehr deutlich und klar in Frage zu stellen ist jedoch nicht opportun. Was Brigadegeneral Dieter Löchel als „Beauftragter für Erziehung und Ausbildung“ (BEA) in einem brisanten Bericht über die miserable Stimmung der Truppe im Jahre 2002 kritisch vortrug, führte dazu, dass alle anwesenden Generale zu striktem Stillschweigen vergattert wurden (Szandar 2002: 27). Löchel war bald nicht mehr BEA.

Das hierarchische, transaktionale Führungsmodell der politischen und militärischen Führung findet in der sozialen Praxis der Bundeswehr auf allen Ebenen weiterhin zahlreiche Anwendung. Nicht nur die Handhabung des Löchel-Berichts und die diversen Skandale der letzten Jahre, sonder auch die Dokumentation „Feldtagebuch – Allein unter Männern“ haben dies belegt. Die Fernsehdokumentation von Aelrum Goette aus dem Jahre 2002 schildert den Alltag wäh-

rend der Grundausbildung von weiblichen Soldaten in einer süddeutschen Panzergrenadiereinheit. Hauptfeldwebel Armin Fortenbacher, mittlerweile befördert, bediente dabei jedes Klischee eines Schleifers und ist dadurch ein Star in der Infanterie geworden. Während sich die Öffentlichkeit geschockt zeigte, das BMVg sich distanzierte und der Einheit verschärften Unterricht in Politischer Bildung anordnete, haben der Film und sein Protagonist vor allem im Heer einen gewissen Kultstatus erlangt. Im trockenen Bürokratismus und angepassten Karrierismus der Bundeswehr werden solche restaurativen Praktiken auf der Truppenebene von vielen als erfrischend verstanden.

Das bürokratische Führungsparadigma in Staat, Militär und ziviler Gesellschaft betont die Verantwortlichkeit der Führung für die Masse. Die politische Führung beansprucht Verantwortung für das Volk, der Vorgesetzte ist verantwortlich für seine Mitarbeiter bzw. Unterstellten. In der Bundeswehr heißt es daher: „Verantwortung ist unteilbar“. Das hierarchische Führungsmodell kann keine individuelle Autonomie und persönliche Verantwortung zulassen, denn Kontrolle, die Grundlage des hierarchischen Paradigmas, soll *Sicherheit* gewährleisten. Eine solches Führungsmodell verlangt, dass militärische Führer, um ihre Stellung zu schützen und Sicherheit zu erreichen, ihren Untergebenen die individuelle Autorität zu nehmen haben. Ein Bürokrat in Uniform fühlt sich nicht getrieben das Schicksal in Kampf und Gefahr freiwillig aufzusuchen, denn das Elementare der Welt und des menschlichen Herzens liegt jenseits seiner Lebensordnung und erscheint als sinnlos und unvernünftig.

4.2.2 Dienst und Disziplin

Die Struktur des Militärstandes ist durch die bürokratische Heeresform geprägt, die zur Aufstellung stehender Berufsheere nötig ist (Weber 1972: 565). Mit der Bürokratisierung des Militärs geht eine Professionalisierung des Führungspersonals einher, die gemäß den Prinzipien der Bürokratie die *Amtstätigkeit als Beruf* voraussetzt. Damit ist ein ständisches Moment im Selbstverständnis dieser Berufsbeamten (im Soldatenrock) verbunden, das sich aus ihrer Stellung gegenüber den Beherrschten ableitet (Weber 1972: 550ff). In der soldatischen Haltung spiegelt sich vor allem eine große Staatsnähe wie, wie Tabelle 3 belegt.

Tabelle 3: „Ich bin Soldat, weil ich dem Staat dienen will.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	16.4%	16.3%	23.1%	17.2%	10.5%	17.7%
trifft eher zu	28.1%	40.9%	35.5%	38.1%	42.1%	33.9%
weder-noch	28.2%	31.7%	26.5%	28.8%	42.1%	29.0%
trifft eher nicht zu	13.0%	9.0%	12.7%	10.7%	5.3%	11.6%
trifft überhaupt nicht zu	14.2%	2.1%	2.2%	5.1%		7.8%
Total N	907	479	411	215	38	2050
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2050

tau-b = -. 114**

Dem Begriff der *Disziplin* kommt im Militär ein sehr großer Stellenwert zu. Erklärtes Ziel militärischer Führungen ist es die Ungewissheiten des Krieges durch hohe Disziplin der Truppen zu reduzieren. Über die Art und Weise, wie diese Disziplin zu erreichen sei, gehen die Ansichten stark auseinander. Während Formalisten auf äußerliche Merkmale wie stramme Haltung als Ausdruck von Disziplin verweisen, sehen Ethiker in Disziplin das Ergebnis sittlicher Reife. Das heißt aber letztlich, dass das Militär sowohl Körper als auch Geist seiner Mitglieder für sich zu vereinnahmen trachtet, da letztlich vom Soldaten *formale* und *innere Disziplin* verlangt werden.

Für Max Weber ist das Militär als Teil eines gesellschaftlichen Rationalisierungsprozesses dementsprechenden Veränderungen unterworfen und erfüllt damit nicht nur eine besondere historische Funktion als rationales staatliches Herrschaftsinstrument, sondern auch hinsichtlich Disziplin im Allgemeinen, denn „die Disziplin des Heeres ist aber der Mutterschoß der Disziplin überhaupt. Der zweitgrößte Erzieher zur Disziplin ist der ökonomische Großbetrieb“ (Weber 1972: 686). In der Theorie der Macht von Michel Foucault (1994), die sich auf die Beherrschung des Körpers durch seine Ein- oder Ausschließung bezieht, ist Disziplinierung von entscheidender Bedeutung zur Erklärung von Individualisierung und Subjektivierung. Vor allem durch die „politische Ökonomie des Körpers“, also durch Isolierung, Überwachung und Disziplinierung in Raum und

Zeit wird Macht ausgeübt. Selbstbeherrschung als Voraussetzung für die Herrschaft über andere ist das Ergebnis von Disziplinierung in Institutionen wie Schule, Militär und Großbetrieb.

Die Bundeswehr verfügt diesbezüglich über das breit gefächerte Instrumentarium der *Wehrdisziplinarordnung* (WDO) das von negativen zu positiven Disziplinierungsmöglichkeiten reicht (Stauff 1990 passim). Interessanterweise würdigt die WDO auch besondere Leistungen durch förmliche Anerkennungen als Disziplinierung und drückt dadurch den erzieherischen Anspruch dieser Vorschrift aus: Zuckerbrot und Peitsche. Gute Leistungen werden durch verschiedene Arten der förmlichen Anerkennung honoriert (vgl. § 11 WDO). Negative Disziplinarmaßnahmen können durch entweder vom Disziplinarvorgesetzten oder aber durch gerichtliche Maßnahmen ausgesprochen werden. Der Disziplinarvorgesetzte kann den Verweis, den strengen Verweis, die Disziplinarbuße, die Ausgangsbeschränkung und den Disziplinararrest verhängen (vgl. WDO §§ 23-53). Ziel soll dabei die Aufrechterhaltung oder Widerherstellung eines geordneten Dienstbetriebes sein.

Das deutsche Militär wurde durch die preußische und protestantische Tugend der Disziplin geprägt. Im protestantischen Preußen zählte Disziplin zum festen Kanon seiner asketischen Ethik. Der überwiegend protestantische Adel spielte dabei im Militär bei der Durchsetzung dieser Tugend und anderer preußischer Tugenden eine herausragende Rolle, schließlich besaß er dort bis mindestens Mitte des II. Weltkrieges die Vorherrschaft. „The Prussian officer corps is professional, atavistic, skill-oriented, and heroic; in fact, it is all contemporary images of the military and their oppositions rolled in one“ (Geyer 1990: 183). Die sprichwörtliche preußische Disziplin wird auch in maßgeblichen Vorschriften der Bundeswehr betont:

„Disziplin ist Voraussetzung für das Zusammenwirken und Zusammenleben der Truppe. Sie äußert sich im Gehorsam, der die Truppe zu rascher Tat nach einheitlichem Willen befähigt. Disziplin ist vor allem Selbstbeherrschung. Sie hilft dem Soldaten, auch unter Belastung und in Gefahr, seinen Auftrag zuverlässig zu erfüllen. Mangelhafte Disziplin kann Menschenleben gefährden, stellt die Erfüllung des Auftrags in Frage und verlangt hartes Durchgreifen der Vorgesetzten. Wer im Einsatz Disziplin erwartet, muss sie bereits im täglichen Dienst fordern und sich selbst einbeziehen“ (HDv 100/100: Nr. 308).

Die Bundeswehr steht im langen Schatten des untergegangenen Preußen, da die preußisch-deutsche Armee weltweit als Vorbild für militärischen Professionalismus gilt (Geyer 1990: 185). Von diesem Prestige zehrt die Bundeswehr bis heute. Das Prestige des Militärs ergibt sich erst aus der Außeralltäglichkeit seines Auftrages im Dienste des Staates. Daher ist es für Soldaten nötig sich selbst

und anderen gegenüber die Einzigartigkeit des Soldatenberufs klar zu machen. Dies geschieht durch militärisches Brauchtum in dem das Religiöse stets eine Rolle spielt. Das Transzendentale der Religion ergänzt nicht nur hervorragend diesen Beruf „der den Tod im Rock trägt“, sondern liefert in Form des Luthernertums auch die berufsständischen Werte und die institutionalisierte Staatsnähe. Nicht umsonst war der Vater der Inneren Führung, Graf Baudissin, preußischer Aristokrat, aktiver Lutheraner und ein großer Verfechter von Selbstdisziplin. Individuen werden aber freilich zu Subjekten, indem sie im Gehorsam gegenüber den Regeln sich mittels Selbstdisziplin selbst unterwerfen (Foucault 1994 passim).

Die Betonung von Professionalismus ist jedoch mehr als die Aufwertung eines Berufsprestiges. Wie Fournier (1999: 290) gezeigt hat, geht mit Professionalisierung auch die Zuschreibung einer angemessenen Haltung zur Arbeit bzw. Dienst einher. Dieser Mechanismus erlaubt die potentielle Fernkontrolle des professionellen Berufsinhabers durch die disziplinäre Logik des Professionalismus. Die „Transformation der Bundeswehr“ besitzt einen neuen Aspekt der Disziplinierung, da sie nicht nur die Unendlichkeit des Wandels an sich, die Ökonomisierung der Bundeswehrorganisation, die radikale Technologisierung der Gefechtsführung, sondern eben auch die steigenden Leistungsanforderungen, Druck und Rastlosigkeit des neuen Soldaten betont. Wie auch in anderen beruflichen Kontexten müssen Offiziere und andere Dienstgradgruppen sich gemäß Beurteilungserwartungen neu aufstellen, die Karriere an das Bild des sich selbstmanagenden und selbstmotivierenden Mitarbeiter (Fournier 1998 passim) binden. Der Prozess der Professionalisierung der Bundeswehr stellt also einen Disziplinierungsmechanismus dar. Wer sich für einen professionalen Soldat hält und sich so verhält, wie es das Militär von einem selbstkontrollierten und selbstmotivierten Soldaten erwartet, der ist zugleich selbstdiszipliniert und fernkontrolliert in einem.

4.2.3 Einzelkämpfer und Staatsbürger

Als Verteidiger kann nur der überzeugte und hochwertige Einzelkämpfer bestehen, der sich aus Einsicht ein- und unterordnet.

GRAF BAUDISSIN (1969: 25)

In Form von schriftlichen Leitbildern für den Offizier wird der Anspruch der militärischen Führung an den militärischen Führer, also den Offizier, artikuliert. Die Dachvorschrift des Heeres HDv 100/100 wirkt aufgrund der Größe des Heeres indirekt auf das Führungsverständnis der gesamten Bundeswehr und entfaltet so ihre Wirkung. Sie besagt: „Soldatisches Führen verbindet soldatische Tugenden mit den, von der Konzeption der Inneren Führung bestimmten, Grundsätzen zeitgemäßer Menschenführung“ (HDv 100/100: Nr. 301). Die Leitbilder der jeweiligen Teilstreitkräfte präzisieren, was die militärische Führung unter soldatischen Tugenden und einem richtigen Soldaten offiziell versteht. Das militärische Feld ist wie jedes soziale Feld nicht nur Kräftefeld des sozialen Raumes, sondern auch Kampffeld, auf dem um die Wahrung oder Veränderung des Kräfteverhältnisse gerungen wird (Bourdieu 1985: 74). Im historisch gewachsenen Rahmen, der von einem Feld abgesteckt wird, befinden sich die sozialen Akteure in Konkurrenz um die höchsten Profite und die Definitionsmacht über die feldspezifischen Regeln. Daher besitzen die Berufsleitbilder immenses Gewicht in den Kämpfen um die Definitionsmacht des militärischen Feldes. Um Profite zu erzielen, müssen die Akteure spezifische Ressourcen mobilisieren, etwa kulturelles und soziales Kapital, die ungleich verteilt sind und somit strukturell ungleiche Konkurrenzbedingungen schaffen.

Ein reformistisches Verständnis von Militär betrachtet vor allem das soldatische Leitbild des Staatsbürgers in Uniform und die Prinzipien der Inneren Führung als dem Militär der Bundesrepublik Deutschland als eines demokratischen Landes für angemessen. Es wird dabei von der grundsätzlichen Kompatibilität von Gesellschaft und Militär ausgegangen. Das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform und die Prinzipien der Inneren Führung besagen, dass militärische Wert- und Normvorstellungen nicht nur an eine demokratische Verfassung gebunden sind, sondern auch in ein gesamtgesellschaftliches Bezugssystem verwoben sind. Der Mentor dieser Prinzipien Wolf Graf von Baudissin (1982: 143ff) versprach sich davon die Demokratisierung des Militärs. Die Lebenswelt des Soldaten soll durch diese Sinnkonzepte *strukturell* – Demokratisierung und Partizipation – wie auch *interaktionell* – Beziehungsprozesse zwischen Vorgesetztem und Untergegebenem – mitgeprägt werden. Claus von Rosen (1982: 23ff) spricht in diesem Zusammenhang sehr konzise vom *Integrationsmodell*, „Staats-

bürger in Uniform“ und vom *Interaktionsmodell* „Innere Führung“. Das heißt, das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform geht über die Konzeption Innere Führung hinaus, da es sich nicht nur auf die Streitkräfte bezieht, und nicht mehr zwischen Staatsbürger und Soldat trennt. Insbesondere Bald (1997: 741) betont, dass nicht die Wehrpflicht sondern allein das „Reformkonzept“ des Staatsbürgers in Uniform, den Bezug zu den Idealen der bürgerlichen Revolution von 1789 herstellt.¹¹ Das Konstrukt des Soldaten als Staatsbürger in Uniform ist also zentral für die Konzeption „Innere Führung“ wie Baudissin sie als Interaktionsmodell entwickelt hatte.

Gemäß Baudissin beinhaltet der Staatsbürger in Uniform als Integrationsfigur der autonomen Persönlichkeit im soldatischen Dienst drei zentrale Merkmale. 1.) „Politisches Kennzeichen: als Staatsbürger behält der Soldat seinen politischen Status und bleibt entscheidungsbeteiligt an der Politik seines Landes“ (v. Baudissin 1986: 20). Das heißt, dass der Soldat das aktive und passive Wahlrecht besitzt. 2.) „Die staatliche Konsequenz: als Staatsbürger in Uniform sind Funktion und Rolle innerhalb der staatlichen Exekutive vorgegeben; er hat die Grundpflicht, ‚der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen‘“ (ebd. 20f.). Hier zielt Baudissin auf das Pramat der Politik und die Verteidigung der Werte des Grundgesetzes als Pflicht des Soldaten ab. 3.) Soldatische Ordnung: „[...] sie ruht auf der rechtsstaatlichen Idee und Grundlage und hat die Effizienz der Organisation zu gewährleisten“ (ebd. 21). Mit dem dritten Merkmal betont Baudissin, dass die soldatische Ordnung rechtsstaatlichen Prinzipien folgen muss und die Soldaten in Ausübung ihres Dienstes unterstützen soll.

Dieses Integrationsmodell „kann als Metapher für den Versuch angesehen werden, eine demokratisch-rechtstaatliche Armee aufzubauen, die gegen militaristische, faschistische und undemokratische Entwicklungen gefeit sein sollte“ (Seifert 1996: 113). „Der Begriff Staatsbürger in Uniform selbst wurde bereits im April 1952 von dem wehrpolitischen Berater der SPD, Oberstleutnant a.D. Dr. Friedrich Beermann, in die Diskussion gebracht. Diese überzeugend wirkende Formel der Opposition wurde in deutlicher Distanz zum liberalen Bürgerbegriff gewählt und schloss alle Bürger mit ihren gleichen staatsbürgerlichen Rechten mit ein“ (Diefenbach 2001: 13) Es handelt sich dabei in Anschluss an die reformerische Tradition des frühen 19. Jahrhunderts um die Konstruktion des Bürgersoldaten als „Staatsbürger in Waffen wie zu jener Zeit an staatsbürgerliche

11 Herbell (1969) beschäftigt sich in einem historischen Langschnitt ausführlich mit der Idee des „Staatsbürger in Uniform“ von 1789 bis 1961. Sein Beitrag ist allerdings bewusst ideologisch gehalten.

Rechte und Pflichten gebunden sein sollte. Damit ist das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform mit der Konzeption der Inneren Führung das Gegenteil des von der deutschen Wehrmacht propagierten tapferen Kämpfers, der den Gehorsam ganz vorne anstellt und Bewährung im Gefecht sucht. Durch die hohe personelle Kontinuität zwischen deutscher Wehrmacht und Bundeswehr hatten Baudissins progressive Vorstellungen allerdings in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Bundeswehr nicht viele Anhänger in der Truppe.

Das Integrationsmodell des Staatsbürgers in Uniform entspricht einer republikanischen Geisteshaltung, da ihm eine gesellschaftliche *Entdifferenzierung* zu Grunde liegt und nicht die gesellschaftliche Arbeitsteilung im Vordergrund steht. Der Konzeption des Staatsbürgers in Uniform wohnt die moralische Forderung nach dem Dienst am Gemeinwesen inne. Im Jahre 1978 betonte der damalige Generalinspekteur Wust, dass mit „mit der Bezeichnung Staatsbürger in Uniform [...] der Abschied vom ‚unpolitischen‘ Soldaten signalisiert“ würde (Kaldrack 1982: 78). Soldatischer Dienst soll zur Förderung der Gemeinschaft und der tugendhaften Entwicklung des Individuums führen. „Dieser Geist der Armee – um einen Ausdruck der Reformer nach 1806 zu gebrauchen – bedarf einer bestimmten Zielvorstellung und der daraus folgenden Verhaltensweise. Er entwickelt sich in einem bestimmten Verhältnis zur Umwelt. Beides verdeutlicht der Staatsbürger in Uniform“ (v. Baudissin 1982: 167). Das ursprüngliche Konstrukt des Staatsbürger in Uniform geht von den Werten eines individualistischen Republikanismus aus, d.h dem aufgeklärten Ideal von Individualität in Gemeinschaft.

Individualistischer Republikanismus und das autoritäre Prinzip von Befehl und Gehorsam können in einer Stehenden Armee in der Praxis allerdings nur schwer zusammengefügt werden. Es bleibt das Grundproblem bestehen, dass Stehende Heere einerseits, mit Hilfe militärischer Anforderungen an Disziplin und Unterordnung, militärisch effizient sein müssen, andererseits aber die in einer demokratischen Gesellschaft vorherrschenden zivilen Werte zu berücksichtigen haben. Diese Spannung ist für Stehende Heere letztlich unauflösbar. „Die Innere Führung fügte individuelle Freiheit und das Prinzip von Befehl und Gehorsam nicht zu einem harmonischen Ganzen.“ (Schmidt-Ahmad 2005: 126).

Daher gilt es nach dem schlummernden Potential der Modelle von Staatsbürger in Uniform und Innere Führung zu suchen: „Der Staatsbürger in Uniform soll endlich auch die Legende vom Widerspruch zwischen Demokratie und Soldat zerstören helfen“ (Baudissin 1969: 217). In diesem Sinne ist der Staatsbürger in Uniform ein politischer Soldat, da er „im politischen und geistigen Leben seiner Gemeinschaft verwurzelt“ sein muss (ebd. 206). Der Staatsbürger in Uniform „ist also keine Beschreibung eines real existierenden Soldaten und auch

kein Leit- oder Idealbild vom Soldaten“ (Kutz 1989: 22), denn das Grundgesetz der BRD beinhaltet kein normatives Menschenbild, sondern zeigt wie die Einwohner Deutschlands rechtlich und praktisch gemäß der bundesrepublikanischen Verfassung behandelt werden sollen. „Als Verteidiger unserer Lebensordnung, die auf Recht und Freiheit beruht, muss sich der Soldat dieser Werte bewusst sein und sie erfahren haben, wenn er für sie einstehen und sie verteidigen soll“ (BMVg 1999: 16).

Das von Wolf Graf v. Baudissin formulierte neue Berufsbild des Soldaten als „Staatsbürger in Uniform“ lehnt sich sehr stark an demokratische Werte an und betont gerade die Individualität des Soldaten, was für die meisten Stehenden Heere zumindest unüblich ist. Baudissin (1969: 25) spricht in diesem Zusammenhang vom „Einzelkämpfer“, womit er nicht den Fernspäher oder Kommandosoldaten meint, sondern den Soldaten als selbstdiszipliniertes Individuum:

Als Verteidiger kann nur der überzeugte und hochwertige Einzelkämpfer bestehen, der sich aus Einsicht ein- und unterordnet. Die Streitkräfte müssen also alles tun, die Persönlichkeitswerte zu entwickeln, d.h. dem einzelnen weitgehend Raum zur persönlichen Verantwortung und Initiative zu gewähren.

Das Berufsmodell des „professionellen Bürgersoldaten“ bzw. vom hauptberuflichen „Staatsbürger in Uniform“ beruhen auf der Annahme, dass der Professionalisierungsprozess im Militär von zweierlei unmittelbaren Notwendigkeiten bestimmt ist, nämlich der professionellen Lösung der gestellten Aufgaben und der nötigen Akzeptanz durch die zivile Gesellschaft. In diesem Modell der soldatischen Berufständigkeit werden aus funktionalen Gründen heraus spezifische Kenntnisse und Bildung hochgeschätzt. Daher orientieren sich die Selektionskriterien für Mitgliedschaft weniger an weltanschaulicher Gesinnung als an fachlicher Qualifikation. Deswegen zeichnet sich dieses Modell des soldatischen Berufstandes weniger durch Homogenität als vielmehr durch eine pluralistische Struktur aus. Aufgrund der bürokratischen Wurzeln dieses soldatischen Professionalismusmodells besteht daher die Autoritätsgrundlage in offiziellen Regeln und Vorschriften.

Dieses Berufleitbild vom „pragmatischen Berufssoldaten“ entspringt der Vorstellung, dass die Streitkräfte eines Landes vorrangig eine Kriegsverhütungsfunktion besitzen. Abschreckungsfähige, hochtechnisierte Streitkräfte gelten in dieser Sichtweise als effektives Verteidigungsmittel gegen militärische Angriffe. Da nur in die Gesellschaft integrierte Streitkräfte mit der rasch fortschreitenden gesellschaftlichen und technischen Entwicklung mithalten können, darf das Militär daher nicht zu einem isolierten Fremdkörper in der Gesellschaft werden, sondern muss gesellschaftlich integriert sein. Ein solch *pragmatisches Berufsbild*

des Soldaten bedarf keiner weitgehenden Begründungsanstrengungen für die Berufsarbeit des Soldaten. Als Legitimation für das Berufshandeln dienen die Aufrechterhaltung der herrschenden Ordnung. Die überwiegend technokratisch-funktionalistische Interpretation der Berufspraxis des Militärberufes in hochtechnisierten Streitkräften ist daher durch technische, bürokratische und administrative Perfektionierung charakterisiert (Vogt 1993: 108). Der Berufsalltag wird auf die erlebte Truppenpraxis reduziert, ohne dass es zu einem bewussten Rückbezug auf grundlegende Sinn- und Wertfragen des Soldatenberufes käme (ebd. 115). Einem unheroischen Kriegsbild liegt insbesondere ein pragmatisches Berufsbild des Offiziers zugrunde (Kutz 1998: 13). Pragmatische Offiziere prüfen lediglich die Zweckmäßigkeit möglicher militärischer Handlungen zur Zielerreichung, sehen aber keinen sittlichen Wert im Kampf an und für sich. Nur der freidenkende, autonome Soldat, der dem Leitbild des Staatsbürgers in Uniform entspricht, ist als wirklicher Demokrat den kommenden gesellschaftlichen Herausforderungen und friedenspolitischen Aufgaben mental und moralisch gewachsen.

Ob die Innere Führung mit ihren demokratischen Prinzipien die Chance einer neuen Bundeswehr nutzen kann, wird vom Willen der Regierung und des Parlaments¹² sowie insbesondere der militärischen Führung abhängen. Eine überarbeitete Version der ZDv 10/1 ist 2008 eingeführt worden. Als Anleitung für die soziale Praxis dieses Interaktionsmodells gilt mit Blick auf die 2008 Version der ZDv 10/1 ein Wort von Karl Marx (MEW 19, 13), das er im Kontext seiner Kritik des reformerischen „Gothaer Programms“ schrieb: „Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme“. Die Soldaten müssen die Möglichkeit haben sich selbst von den praktischen Möglichkeiten der abstrakten Konzeption zu überzeugen und dann aktiv für die Ausgestaltung ihrer alltäglichen Dienstbedingungen eintreten zu können. Auffallenderweise wird in der neuen Vorschrift der Begriff ‚Frieden‘ als Stichwort zwar gelegentlich erwähnt, doch gerade nicht im dritten so genannten Grundlagenkapitel, weder im Abschnitt über die „Politischen Grundlagen“, noch über die „Grundsätze der Inneren Führung“ und vor allem nicht in den eher praktischen Teilen der Vorschrift. Und selbst nach dem aktuellen höchstrichterlichen Urteil zur Gewissensfreiheit des Soldaten wird an keiner Stelle in der Vorschrift von der Freiheit des Gewissens gesprochen.

12 Allerdings nimmt der Deutsche Bundestag trotz der Arbeit seines Verteidigungsausschusses fast nie gestalterisch Einfluss auf die Bundeswehr, vielmehr besteht die parlamentarische Praxis des „verantwortungsvollen Abnicken“ (Meyer 2006: 65) von Entscheidungsvorschlägen der Exekutive.

Es gilt vor allem einen zentralen aber straflich vernachlässigten Aspekt dieser Konzeption zu berücksichtigen, das Menschenbild des moralischen Individualismus. Dem Leitbild des Staatsbürger in Uniform wie Baudissin es konzipiert hat, liegen implizit die Annahmen eines individualistischen Republikanismus zu Grunde: Dienst an der Allgemeinheit als Akt freiwilliger Einsicht. Das autoritäre Prinzip von Befehl und Gehorsam hingegen kann in einer Stehenden Armee nur schwer mit dem aufgeklärten Ideal von Individualität in Gemeinschaft zusammengefügt werden. Die Bundeswehr versucht dieser Schwierigkeit mit dem Bild der „Freiheit im Gehorsam zu begegnen“ (BMVg 1965: §14). Fraglich ist, ob sich diese Vision mit den funktionalen Logiken und dementsprechenden Strukturen einer Stehenden Armee verbinden lassen. Nach dem Ende des Kalten Krieges besteht die Chance dem Staatsbürger in Uniform und der Innere Führung mit der Wehrstrukturform einer freiwilligen Miliz mit professionellem Kern zu versehen, da diese Struktur sowohl dem Leitbild als auch der Konzeption eigentlich entsprechen.

Die Innere Führung besitzt das Potenzial die dem Professionalisierungsprozess innenwohnende Gefahr des Paternalismus zu vermeiden, da sie Vertrauen in den autonomen, selbstdenkenden Soldat fördert, der weiß was gut für ihn ist. Erst ein klares und überzeugendes Führungsverhalten auf allen Ebenen, sowie eine umfassende Allgemeinbildung, Ausbildung und Erziehung tragen zur Umsetzung dieser Normen in die soziale Praxis bei. Mit der Anwendung des „Führrens mit Auftrag“, d.h. „Selbständigkeit in der Durchführung unter Beachtung der übergeordneten Zielsetzung“ (BMVg 1999: 22), pflegt man höhere militärische Führungsprinzipien Preußens vor allem für Offiziere. Baudissin wollte diese Führungsprinzipien aber auf allen Ebenen sehen.

4.3 Feldeffekte

Jedes soziale Feld erhält seine eigene Geschichte durch vorangegangene Kämpfe um Herrschaft und Macht. Diese sozialen Spiele finden innerhalb der Grenzen eines sozialen Feldes statt und führen zu dessen historischer Genese. Die Auswirkungen dieser Geschichte haben als *Feldeffekt* deutlichen Einfluss den Grundkonsens und auf die Kämpfe der Gegenwart. So unterscheiden sich das offizielle Leitbild des Soldaten in ‚der‘ Demokratie wie es einerseits in diversen Vorschriften geregelt ist und andererseits das praktische Bild vom ‚richtigen‘ Soldaten deutlich von einander. Es ist davon auszugehen, dass praktisch vorhandene Auffasungsunterschiede für die Akteure des sozialen Feldes Militär von großer Bedeutung sind und sich daher in der militärischen Praxis widerspiegeln. Auch zwischen offizieller sowie inoffizieller Werteordnung im militärischen Feld ei-

nerseits und den individuellen Wertorientierungen der Akteure andererseits können deutliche Unterschiede bestehen. Wie mit dieser Wertedifferenz durch die Akteure umgegangen wird, zeichnet die soziale Praxis des militärischen Feldes aus.

Das Militär besitzt – wie jedes soziale Feld – relative Autonomie zu anderen Feldern sowie besondere Merkmale, die das militärische Feld auszeichnen, denn in ihm wird um spezifisches Kapital gerungen: *militärisches Kapital*. Militärische Sozialisation ist entweder Sozialisation im Militär oder Sozialisation zur Wehrhaftigkeit bzw. Kriegsfähigkeit (Apelt 2004: 27). Im Folgenden wird der bis heute andauernde Binnendiffusionskurs innerhalb westlicher Armeen und der Bundeswehr über die Frage nach dem Berufsbild des Soldaten nachgezeichnet. Dieser Diskurs stellt eine dialektische Entwicklung über die dominierende Vorstellung vom ‚guten Soldaten‘ vor dem Hintergrund weltpolitischer Entwicklungen und Umbrüche dar.

4.3.1 Gestalt des Soldaten

Der Beruf des Soldaten – wobei damit oft der Offizierstand gemeint ist – zeichnet sich durch einen hohen moralischen Anspruch aus, die sich aus dem prinzipiellen Gebot der körperlichen Selbstaufopferung zur Ausübung der beruflichen Pflichten ergibt. Er besitzt bestimmte Aspekte, durch die er sich von anderen Berufen unterscheidet und die es gleichzeitig auch erschweren, ihn moralisch zu rechtfertigen und somit als ‚sinnhaft‘ zu bezeichnen. Letzten Endes zeichnen sich Soldaten dadurch aus, dass sie bereit sind Gegner – und oftmals Unbeteiligte – zu töten und notfalls das eigene Leben herzugeben, um die Interessen des Staates zu sichern. Von Soldaten wird erwartet, dass sie ihre Tätigkeit als ‚Beruf‘ und nicht als ‚Job‘ auffassen, d.h. dass sie in erster Linie aufgrund der Überzeugung von der Richtigkeit ihres beruflichen Auftrags Soldaten sind, denn dadurch unterscheiden sie sich von bloßen Söldnern. Ein „Söldnerrisiko“ besteht jedoch für alle Stehenden Armeen, da zum Beruf der Soldaten auch ökonomische Motive gehören und gewalthafte „postheroische Gesellschaften“ eine Neigungen zum „Gewaltablauf“ ausbilden (Münkler 2006: Kap. 16). Eine Profession stellt das Stehende Heer nur solange und in dem Sinne dar, als dass Soldaten sich zu etwas Außergewöhnlichem sowie zu gesellschaftlich gültigen Werten berufen fühlen und sich dies in ihrem Berufsethos widerspiegelt. Das für zivile Professionen so zentrale Kriterium der ständischen Unabhängigkeit können Berufssoldaten ohnehin nicht erfüllen, da grundsätzlich der Primat der Politik gilt. Die hier interessierende Berufskonzeption Webers nähert sich dem Berufsstand bzw. der Profession indem er von der grundsätzlichen Spannung von Außergewöhnlichkeit und Alltag ausgeht. Die Außergewöhnlichkeit zeichnet sich durch eine Notsi-

tuation aus in welcher der ‚Ruf‘ nach einer besonderen Leistung laut wird. Daher sind die Berufsträger die dieses Potenzial besitzen ‚Berufene‘. Die Spannung besteht nun darin, das außeralltägliche Leistungspotenzial zur Bewältigung der Notsituation strukturell auch im Alltag vorzuhalten.

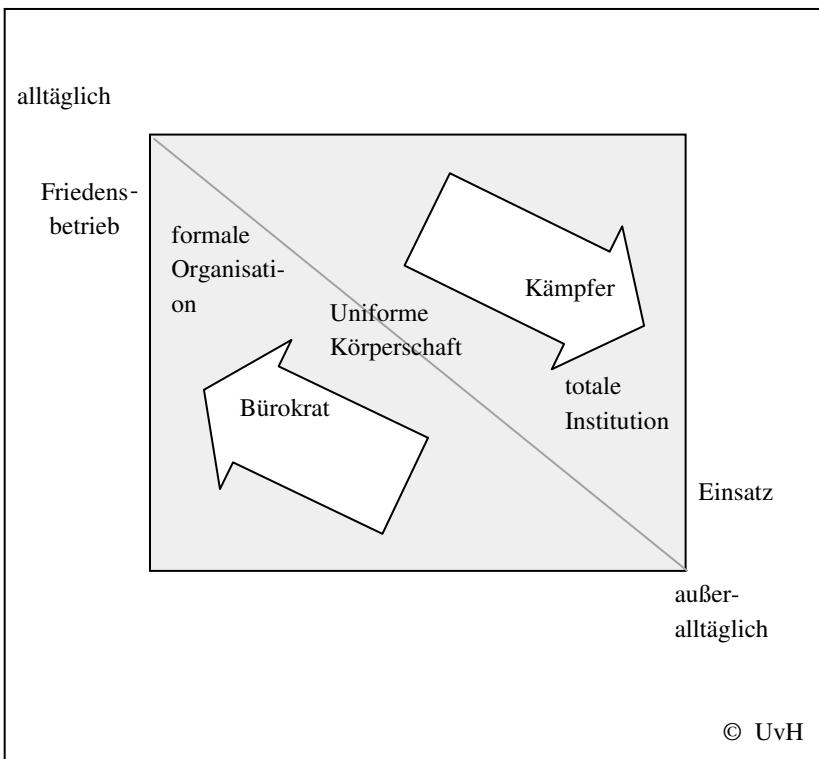
Zweifelsohne sind heute viele militärische Tätigkeiten mit zivilen Tätigkeiten vergleichbar. So gehört zur Ausbildung beim heutigen Militär häufig der Erwerb von Qualifikationen mit technisch-handwerklichen oder kaufmännischen Fertigkeiten. Dementsprechend üben sehr viele Soldaten administrative, handwerkliche, kaufmännische oder technische Tätigkeiten mit vorwiegend geregelten Arbeitszeiten aus. Doch gibt es strukturelle Unterschiede zwischen dem Soldatenberuf und zivilen Berufen, wie Günther Wachtler (1986: 219) in einer berufssoziologischen Analyse des Offizierberufs betont:

Diese strukturellen Unterschiede ergeben sich vor allem aus dem besonderen Legitimationsbedarf des Militärs, der aus dessen Unproduktivität und hochgradiger Destruktivität entsteht, aber auch aus der dem Militär übertragenen Verwaltung und Ausübung der extremsten Formen des staatlichen Gewaltmonopols.

Obwohl das Militär unproduktiv erscheint, produziert das Militär etwas, das sich freilich nur schwer fassen lässt: *Kampfkraft* und *Legitimation des Feldes der Macht*. Die Schwierigkeit, das Produkt oder die Leistung des Militärs zu messen, liegt darin, „dass sich die Organisation marktrationalen Prinzipien und das Produkt Kampfkraft sich in Friedenszeiten messbaren Kriterien weitgehend entzieht“ (Hamann 2000: 69). Die grundsätzliche Ausrichtung des Militärs auf den Ernstfall, „der voraussehbare Todesfolgen hat“ und somit einer „institutionalisierte[n] Leitidee der individuellen Todesbereitschaft“ bedarf (ebd.), ist in der Bundeswehr wieder in den Vordergrund getreten.

Der Soldatenberuf stellt eben eine Tätigkeit dar, die von den Berufsinhabern die prinzipielle Bereitschaft verlangt, im Zuge der Erfüllung eines Auftrages ihr Leben zu riskieren. Dies gilt zwar nur für den Einsatz und insbesondere für Kampftruppe, doch müssen alle Soldaten grundsätzlich darauf vorbereitet sein, ihre Aufgaben auch unter Einsatzbedingungen zu erfüllen (Soeters et al. 2003: 246f). Dies hat aber zur Folge, dass das Leitbild aller Soldaten durch den Kampfauftrag des Militärs geprägt ist, wenngleich Kampftruppe nur einen Bruchteil militärischer Truppenarten ausmacht. Diese Logik betont auch der gegenwärtig oberste Offizier des deutschen Heeres: „Die Befähigung der Soldaten des Heeres zum Kampf ist das Herzstück der Identität des Heeres“ (Budde 2004b). Schaubild 2 veranschaulicht die Dualität des Militärwesens.

Schaubild 2: Gewaltsame Körperschaft und Berufsbilder



Angriffs- und Interventionsstreitkräfte verfügen logischerweise über ein martialisches Leitbild, der defensive Kampfauftrag von Milizarmeen zur reinen Landesverteidigung wirkt sich mildernd auf die kriegerische Ausprägung des soldatischen Leitbildes aus.

Es bleibt umstritten, ob die spezifisch normativen Ansprüche den Soldatenberuf zu einem speziellen Beruf machen bzw. sogar zu einem besonderen Berufstand machen. Die Anhänger der „Profession of Arms“ bzw. des Berufsbildes des martialischen Kämpfers wie etwa Huntington (1957), betrachten einen besonderen soldatischen Ethos geradezu als Voraussetzung für eine effiziente und somit professionelle Aufgabenerfüllen.

Befürworter der „Pragmatic Military Profession“ und des Berufsbildes des Bürgersoldaten machen demgegenüber geltend, dass allein die Tätigkeiten und Anforderungsprofile des Soldatenberufs seine Qualifizierung als Beruf *sui generis* nicht begründen können, da unabhängig von der jeweiligen Haltung der

Berufsinhaber in erster Linie entscheidend ist, wie der Soldatenberuf gesellschaftlich und politisch bewertet bzw. sozial verortet wird (Wachtler 1986: 216). Es gilt festzuhalten, dass in modernen Stehenden Armeen spätestens seit dem Ende des II. Weltkrieges die hauptberuflichen Soldaten mit ihrer Tätigkeit vor allem ihren Lebensunterhalt verdienen.¹³ Dennoch besteht ein besonderes soldatisches Berufsethos fort.

Der Tugendkatalog der Militärkultur schöpft sowohl aus dem Repertoire konservativen Denkens als auch republikanischer Tugenden: Anstand, Gehorsam, Treue, Ehre und Opferbereitschaft sind die immer wiederkehrenden Leitbegriffe. Dementsprechend werden der opferfeindliche Individualismus und Liberalismus abgelehnt. In einer schematischen Dichotomie stehen Gemeinschaft gegen Gesellschaft, Helden gegen Händler, Pflicht gegen Neigung. Die normative Annahme das Militärische bilde eine Sphäre „sui-generis“, die mit keinem anderen Lebensbereich der Gesellschaft vergleichbar sei, behauptet zumindest implizit auch immer eine moralische Höherwertigkeit des Soldatentums und eine zivil-militärische Inkompatibilität. Dabei werden die Gegensätze zwischen zivilen und militärischen Tugenden, Funktionen, Qualifikationen, Erfordernissen und Strukturen betont, die sich aus dem Kampfauftrag des Militärs und der Opferbereitschaft der Soldaten ergeben. Daraus ergibt sich dann der Eigenanspruch einer moralischen Höherwertigkeit gegenüber dem zivilen Gewerbe.

Die restaurative Denkrichtung reicht zurück bis auf Platon, der in einer der zentralen Schriften des antiken Republikanismus „Politeia“ die Vorstellung von einem Gemeinwesen, in welchem drei verschiedene Stände existieren, ausarbeitet: Wehrstand, Nährstand und erziehender Stand erhalten die Gesellschaft dieses Staates. Der Wehrstand wird durch eine Kriegerelite gebildet, welche für den Schutz der Gesellschaft nach außen und nach innen zuständig ist. Zum Nährstand gehört derjenige Teil des Volkes, welcher mit seiner Tätigkeit als Bauer, Handwerker, Kaufmann usw. die materiellen Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigt. Diesen beiden Ständen ist lediglich der Stand der Erzieher übergeordnet, der für die Bildung sowohl des Einzelnen als auch der Gemeinschaft verantwortlich ist und durch seine Weisheit die Gesellschaft als Einheit erhält. Im Zusammenhang damit stehen die vier Kardinaltugenden, wie sie in Platons „Politeia“ (434c-444a) und „Nomoi“ (1631c) beschrieben sind: Weisheit (lat. sapientia) ist die wichtigste der Kardinaltugenden, danach folgen Tapferkeit und Mäßigung; aus den drei vorgenannten Tugenden ergibt sich die Gerechtigkeit.

13 Auch Wehrdienstleitende oder Milizionäre sind Soldaten, doch stellt ihr Dienst nicht den Beruf dar.

Dieser antike Republikanismus kennt noch nicht das Individuum, sondern nur die Vorform – die *Persönlichkeit*. Im antiken Republikanismus besteht nicht mehr die Bestimmung des Menschen durch Blutszusammenhänge, vielmehr wird der Mensch nun durch die Gemeinschaft bestimmt. Die Persönlichkeit ist etwas anderes als das Individuum, sie ist vielmehr nur die Hülle desselben. Der Persönlichkeitsbegriff bezieht sich in erster Linie auf diejenigen Merkmale und Eigenschaften einer Person, die ihr Handeln beeinflussen. Im Militär wird nun sowohl der Persönlichkeit als auch dem Charakter eine besondere Bedeutung zugesprochen. *Charakter* meint nur die Ausprägung einer Persönlichkeit, die sich durch angeborene und anerzogene Eigenschaften bildet (Gerth/Mills 1954 passim). Die traditionalistische Vorstellung vom guten Soldaten hebt zwar auf die Persönlichkeit ab, wird aber am Charakter festgemacht.

Die Bundeswehr betont stets die „charakterliche Eignung“ als eine zentrale Einstellungsvoraussetzung für Soldaten. So heißt es in im Kommentar zur Soldatenlaufbahnverordnung von Schubert/Gertz (1995: 61): „Die charakterliche Eignung umfasst alle wesentlichen Eignungsmerkmale, die unter dem Begriff „Persönlichkeit“ verstanden werden können. Es sind dies die auf verantwortungsvolles Handeln, die Fähigkeit zur Menschenführung und auf positives Gemeinschaftsverhalten bezogenen Merkmale“. Als Begriff und Konzept scheint sich ‚Charakter‘ einer genauen Bestimmung zu entziehen. Diesbezüglich schreibt der militäraffine Ethikdozent James Toner (2005: 144): „Character is not a definition; character is people who are constant to worthy purpose“. Das besondere am Charakterbegriff ist also, dass er eine unkomunikierbare Übereinstimmung der Denkweise voraussetzt.

Das bis heute gültige soldatische Berufsbild hat aber auch eine körperliche Dimension, denn es gründet auf der Verknüpfung von körperlicher Leistungsfähigkeit, Disziplin, Wehrhaftigkeit und Maskulinität. Auch Tapferkeit, Zähigkeit und Körperkraft gelten als Kennzeichen des Männlichen und des Soldatseins (Seifert 1992: 7). Hohe körperliche Leistungsfähigkeit ist in das soldatische Berufsbild in konstitutiver Weise eingeschrieben (van Creveld 2001 passim). Damit sichergestellt ist, dass die Rekruten den körperlichen Beanspruchungen des Berufs standhalten, steht vor der Übernahme als Soldat auf Zeit ein sportlicher Eingangstest. Im Rahmen der militärischen Grundausbildung gehören sportlichen Aktivitäten und körperlich anstrengende Tätigkeiten, die Teil der allgemeinen militärischen Ausbildung sind, zu den selektiven Prüfungen. Pflichtmäßige Sportprüfungen, Dienstsport und die militärische Förderung von Leistungssport tragen zur großen Bedeutung von Sportlichkeit im Militär bei. Der Gedanke, dass jeder Soldat zur Not in der Lage sein muss den infanteristischen Kampf aufzunehmen, scheint das militärische Paradigma der Sportlichkeit funktional zu

rechtfertigen. Diejenigen Körperpraktiken, wie Körper- und Gefühlskontrolle, die im Militär und im Sport eine große Rolle spielen (Klein 2001a: 222ff) sind zumindest traditionell Männern vorbehalten. Im Sport wie auch im Militär „wird Männlichkeit bewiesen indem man(n) Belastungen aushält, Mut zeigt, Schmerzen erträgt und Gefühle beherrscht“ (Barrett 1999: 82). So kommt es, dass seit dem antiken Griechenland Sport und Krieg im europäischen Militär eine untrennbare Mischung eingegangen sind (Mangan 2003b: 281ff). Hinsichtlich der Berufswahl von Soldaten ist oft eine diffuse Sehnsucht nach einer Karriere als körperlich aktiver Sportsmann feststellbar (Janowitz 1964: 109). Ein Sportsmann geht körperlicher Aktivität ohne Notwendigkeit nach und verbringt seine Zeit nicht am Schreibtisch. Hier wird das Motiv einer elitären „leisure-class“ deutlich, das sich insbesondere im Offizierkorps findet.

Aufgrund der „besonderen Aufgabenbestimmungen des Militärs“ und der „darauf bezogenen Verhaltensregulierungen und Zielorientierungen“ (Lepsius 1997: 366) zeichnet sich der militärische Berufsstand durch eine spezifische Dienstethik und ein besonderes *Berufsethos* aus. Für das Militär wird oftmals die Geltung ewiger, zeitloser Werte konstatiert. Obwohl das Berufsethos in den seltensten Fällen in einem ethischen Code niedergelegt ist, gelten Tapferkeit, Disziplin, Gehorsam, Treue etc. als klassische Aufzählung soldatischer Tugenden. Da der Nachweis des sittlichen Wertes aufgrund einer vermeintlichen Staatsräson oder nationalen Interesses übersteuert wird, sind diese Tugenden nicht hinterfragbar.

Vor diesem Hintergrund argumentiert Harries-Jenkins (2003: 3) sehr plausibel, dass die Vorstellung von der beruflichen Einzigartigkeit und dem besonderen Auftrag zusammen mit der Betonung restriktiver Normen und Tugenden die Grundlage der militärischen Berufsrolle (*role of the military professional*) formt. Die militärische Berufsständigkeit besitzt aufgrund ihrer Legitimierung durch den Kampf- bzw. Verteidigungsauftrag zudem einen tief verwurzelten „warrior code“ (Ignatieff 1998), der besagt, dass jeder der eine Waffe trägt, diese auch fachgerecht wie ein Kämpfer bedienen können muss. Zu diesem Zweck wird der militärische Profi gefordert, der intelligent, flexibel, teamfähig und zäh ist. Daraus wird von jedem Soldaten erwartet, dass er das kleine Einmaleins der Infanterie beherrscht, obwohl Kampftruppe spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in modernen Streitkräften nur eine Minderheit darstellt und somit die Mehrheit der Soldaten keinen originär militärischen Aufgaben nachgeht. Ein restauratives Berufsbild des Soldaten rekuriert auf den Kämpfer.

Ein restauratives Berufsbild vom *martialischen Kämpfer* geht auf die Annahme zurück, dass der nächste Krieg nur dadurch gewonnen werden kann, indem alle historischen Gefechte, Schlachten und Kriege auf immer gleich blei-

bende Faktoren untersucht werden. Der *Homo militaris* ist daher die Gestalt welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des militärischen Feldes verkörpert. Immerwährende militärische Tugenden wie Disziplin, Gehorsam, Härte und Tapferkeit, die vielfach eine besondere Bedeutung erfahren, sollen Beständigkeit und dadurch Funktionsfähigkeit und Effizienz der Streitkräfte gewährleisten. Die Erziehung der Soldaten zu diesen Tugenden, soll die Einsatzbereitschaft für den nächsten Krieg sichern. Kutz (1998: 13) macht darauf aufmerksam, dass die geläufige militärische Traditionspflege diese wesentlichen Aspekte des konservativ-restaurativen Berufsbildes erhält.

Die Kriegstauglichkeit des Soldaten ist demnach nur gewährleistet, wenn Tradition und Tugenden verinnerlicht und geachtet werden. Karl Mannheim [1927] bezeichnet die unbestimmbare Übereinstimmung vermeintlich ewig gleichbleibender Werte als den konservativen Denkstil, der auf die ‚wahre‘ menschliche Natur rekuriert und alles Abstrakte ablehnt, da es einem konkreten Sinn- und Strukturzusammenhang widerspricht. ‚Charakter‘ gilt daher als notwendige Voraussetzung für den kriegsnah ausgebildeten, allzeit bereiten, selbstlos dienenden und unbedingt gehorchnahen Kämpfer. Von bürgerlichen Restaurateuren in Zivil und Uniform werden ‚soldatische Tugenden‘ beschworen, militärische Gemeinschaft, Kameradschaft und Korpsgeist betont, es wird die Erziehung zu formaler Disziplin gefordert und die Liebe zum Vaterland ins Zentrum der Sinnvermittlung gestellt. Eine konservative Mentalität, die der Vorstellung eines „*sui generis*“ Vorschub leistet, trägt in einer pluralistischen Gesellschaft freilich zu einer Gegenkultur bei. Der hierfür verwendete Begriff der „Gegenkultur“ beschreibt eine soziale Sonderwelt, die sich aus der modernen, pluralistisch organisierten Gesellschaftswelt bewusst entkoppelt, um ein eigenes Milieu zu pflegen.

Innermilitärisch wird bei den Anhängern der Idee eines „*sui generis*“ ein konservativer Wertekanon gepflegt, während nach außen emanzipatorischen Bewegungen bestenfalls große Skepsis entgegengebracht wird.¹⁴ In den Publikationen militärischer Restaurateure finden sich meist auch Hinweise auf bürgerliche Werte für deren Verteidigung es lohnt Soldat zu sein, wie der Generalmajor a.D. Schultze-Rhonhoff (1997: 270) schreibt: „Erst wer Leben, Menschenwürde, Recht, Freiheit, Besitz, und eigene Kultur als Werte anerkennt, kann einen Sinn

14 Ein gutes Beispiel für diese Haltung bot der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Gert Gudera, der anlässlich seiner Verabschiedung im März 2004 das Verfassungsgerichtsurteil ansprach, gemäß dem Soldaten als „Mörder“ bezeichnet werden dürfen. Er sagte, dass nirgendwo außerhalb Deutschlands Soldaten in ähnlicher Art und Weise verunglimpft und an ihrer Ehre beschritten würden (Leersch 2004 *passim*).

darin finden, sie als Soldat zu schützen“. Eine dementsprechend bürgerliche Haltung und das damit verbundene soldatische Wertebewusstsein werden deswegen von Restaurateuren positiv eingeschätzt, während der moralische Zustand der zivilen Gesellschaft aufgrund eines vermeintlichen Werteverfalls stets bedauert wird.

Der *Militärkonservatismus* bevorzugt in gewisser Weise eine liberalistische Auffassung von gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Man gibt sich aber nur ungern mit der bloßen Duldung autoritärer Herrschaftsstrukturen innerhalb und außerhalb des militärischen Feldes zufrieden, sondern wünscht die bewusste Übernahme der Prinzipien des Stehenden Heeres in die zivile Gesellschaft. Die Wertmaßstäbe des Standes der Wächter (Platon) bzw. des Kriegerstandes werden letztlich als den zivilen Maßstäben überlegen betrachtet. Die Lösung Bauddissins „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“ reicht für den Kriegerstand nicht aus, denn in der militaristischen Logik zeigt sich der martialische Kämpfer nicht allein im Können sondern erst im Willen zum Kampf.

In der Debatte über das ‚richtige‘ Traditionverständnis der Bundeswehrsoldaten tauchen oben genannte Idealtypen in Form der konkurrierenden Berufsbilder des *martialischen Kämpfer* und des *Staatsbürger in Uniform* auf, sind freilich aus geschichtlichen Gründen in Deutschland besonders bestimmt. Da nach der totalen Niederlage der deutschen Wehrmacht und ihrer Funktion in NS-Deutschland ein Bezug auf den martialischen Wehrmachtssoldaten offiziell nicht möglich und mit dem „*Staatsbürger in Uniform*“ ein formelles Leitbild vorgegeben war, bedurfte es einer Folie auf der die eigentliche Debatte über die gewünschte Art von militärischem Professionalismus stattfinden konnte. Diese fand anhand der Frage nach der gültigen Tradition der Bundeswehr statt. Letztlich geht es in der sogenannten Traditionsdebatte weniger um eine abstrakte Tradition der Bundeswehr als vielmehr um die Frage, welche Art von militärischem Professionalismus in der Bundeswehr gelten soll.

Anhand der Traditionsdebatte lässt sich die verdeckte Auseinandersetzung über das Berufsbild des deutschen Soldaten – insbesondere des Offiziers – gut nachvollziehen. Das jeweilig präferierte soldatische Berufsbild hat aber Implikationen hinsichtlich der gewünschten politischen Ausrichtung des Gemeinwesens dem die Soldaten dienen – oder dem sie sich im Zweifel auch verweigern. Dies geschieht vor dem Hintergrund von Debatten über die Legitimität der zivilen Herrschaft. Das Berufsbild *martialischer Kämpfer* und seine gesellschaftspolitischen Implikationen soll am Beispiel der Bundeswehr konkret verdeutlicht werden. Das Berufsbild vieler Soldaten der frühen Bundeswehr entsprach keineswegs dem offiziellen Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, sondern war an das Kriegerideal der deutschen Wehrmacht angelehnt, in der eine große Zahl im Krieg

gedient hatte (Bald 2005: 60ff). Dieses Berufsbild hinterließ bis heute deutliche Spuren im militärischen Feld der BRD.

Die in der deutschen Wehrmacht festzustellende soziale Mobilität aufgrund der massiven Heerersvermehrung überstieg in ihrem Ausmaß die sozialstrukturellen Veränderungen innerhalb jeder anderen gesellschaftlichen Gruppe in NS-Deutschland und beförderte unter den Aufsteigern somit die Unterstützung für das System. Die Heeresvermehrung Ende der 1930er Jahre relativierte das Gewicht von Adel und (Klein-)Bürgerlichen im deutschen Offizierkorps. Der bündische Begriff der ‚Volksgemeinschaft‘ führte im Militär des faschistischen Deutschland durch die deutliche Öffnung der Offizierlaufbahn für kleinbürgerliche Kreise sowie des internen Aufstiegs zur Offizierslaufbahn ab 1942 für Unteroffiziere zur drastischen Veränderung der Sozialstruktur des Offizierkorps. Nach Einschätzung Kroeners (1994: 296) löste sich in diesem Zusammenhang die Dominanz des Adels im Offizierkorps der deutschen Wehrmacht gegen Ende des II. Weltkrieges auf. Im Laufe der verschiedenen Feldzüge des I. und II. Weltkrieges war die alte Garde aristokratischer Offiziere ausgeblutet und konnte nicht mehr aus den eigenen Reihen ersetzt werden. Dies alles führte zur Entfeudalisierung des Offizierstandes (Kroener 1988: 682). Mit dem Misslingen des aristokratisch dominierten Putschversuches vom 20. Juli 1944 schien das Ende des Adels im deutschen Offizierkorps besiegt.

In der jungen BRD kam nun mit Graf v. Baudissin just ein Vertreter dieser schon tot geglaubten Kaste und Sympathisant der Verschwörer des 20. Juli in eine entscheidende Funktion bei der Aufstellung der „neuen Wehrmacht“,¹⁵ wie die zukünftigen westdeutschen Streitkräfte bis 1955 landläufig genannt wurden. Auch dass der Erfinder der Inneren Führung er nicht am Russlandfeldzug teilgenommen hatte, sondern seit 1942 in alliiertem Kriegsgefangenschaft in Australien sicher überlebt hatte, wurde ihm von denjenigen Bundeswehroffizieren, die NS-Deutschland ihren sozialen Aufstieg verdankten, verübelt. Die Tatsache, dass manche Offiziere im engeren Kreis um Stauffenberg, von Gegnern pejorativ als Grafenclique bezeichnet, zudem aus diffusen sozialrevolutionären Motiven gehandelt hatte und seit 1943/44 zu einem Separatfrieden mit den Sowjets bereit waren, war mindestens seit Kriegsende durch diverse Publikationen (u.a. Gisevius 1946; Dulles 1949) nicht verborgen geblieben. In einer Phase des strikten Anti-Kommunismus in der westlichen Welt, plädierte Baudissin nun für die Anerkennung derjenigen die am 20.07.1944 den Putsch gegen das Staatsoberhaupt gewagt hatten und somit ihren Eid brachen. Diese Verschwörer hatten Baudis-

¹⁵ Bis in die 1950er Jahre wurden im deutschen Sprachgebrauch alle Streitkräfte allgemein als Wehrmacht bezeichnet.

sins preußisches Weltbild geteilt und gehörten wie Carl-Hans Graf von Hardenberg zu seinen Bekannten sowie Henning von Tresckow zu seinen Freunden (Dörfler-Diercken 2005: 117). Die große Mehrheit der westdeutschen Offiziere wollte jedoch Mitte der 1950er Jahre in ihrem unterbrochenen Kampf gegen den Bolschewismus dort weitermachen, wo die alte deutsche Wehrmacht am 08.05.1945 aufhören musste. Daher entsprach das reale soldatische Berufsbild der Bundeswehr in den ersten Jahrzehnten der Bundeswehr eher dem der deutschen Wehrmacht als dem offiziellen Berufsleitbild des Staatsbürgers in Uniform.

Nach dem Ende des Kalten Krieges kam es insbesondere in der Teilstreitkraft Heer der Bundeswehr zu einer Revitalisierung des soldatischen Berufsbildes als dem eines martialischen Kämpfers wie in der deutschen Wehrmacht, ausgebildet in moderner Kriegsführung und ausgerüstet mit High-Tech-Bewaffnung. Anfang der 1990er Jahre begannen maßgebliche Generale der Bundeswehr offen eine Rückbesinnung auf den ‚ursprünglichen‘ Zweck des Soldatenberufs einzufordern (vgl. Naumann 1994: 200ff.)¹⁶. Prominente Rückendeckung erfuhren sie von einem der Gründungsväter der Bundeswehr, Generalmajor a.D. Johann Adolf Graf von Kielmansegg (1991 *passim*), der in der Bundeswehrzeitschrift „Truppenpraxis“ für eine neue Kriegstüchtigkeit der Bundeswehr plädierte. Der Inspekteur des Heeres General Hartmut Bagger erließ dann 1994 eine dementsprechende Weisung „Anforderungen an den Offizier des Heeres“ in der er auf die grundsätzliche Verschiedenheit von ziviler und militärischer Welt pochte, denn in den Streitkräften hätten die Normen der freiheitlichen, pluralistischen Staats- und Gesellschaftsordnung keine Bedeutung, dort herrschten die Regeln der Ein- und Unterordnung (BMVg 1994b *passim*). Mit dieser Annahme geht die Idee der Kongruenz von Militär und Gesellschaft als Ziel des Berufsleitbildes des Staatsbürgers in Uniform verloren. Militärische und zivile Lebenswelt haben laut dem späteren Generalinspekteur der Bundeswehr Bagger (1996-1999)¹⁷ „unterschiedliche Werthierarchien, Leitbilder, Normen und Verhaltensweisen“ (*ebd.*). Das trifft zwar faktisch zu, soll aber für Bagger die Andersartigkeit des Militärs normativ legitimieren.

Angesichts des „erweiterten Aufgabenspektrums“ wollte Helmut Willmann, Inspekteur des Heeres von 1996 bis 2001, die Neuausrichtung der Bundeswehr

16 General a.D. Klaus Naumann war von 1991 bis 1996 Generalinspekteur (GI) der Bundeswehr. Er ist nicht zu verwechseln mit Dr. Klaus Naumann, der am Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) zu militärgeschichtlichen Fragen forscht.

17 Er ist derjenige Generalinspekteur, der den Kriegseinsatz gegen die Republik Jugoslawien im Jahre 1999 koordinierte.

mit einem Vier-Stufen-Plan konsequent fortsetzen. Dieser Plan beinhaltete die „Weiterentwicklung des operativen Denkens („Freie Operation“), Verbesserung des Führungskönnens („Leadership-Training“), Neugestaltung der Truppenausbildung („Gestaltung W 10“), Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit („Robustheit des Soldaten“)“ (Willmann 1997: 12). Der Wandel des Berufsbildes des Heeressoldaten hin zum robusten Kämpfer drückte sich unter anderem in der gesteigerten Betonung des „Allgemein-Militärischen Ausdauertrainings“ (AMILA) des Heeres aus.¹⁸ Die Forderung nach der Befähigung zum Kampf gelte im Heer für „alle Barett- und Litzenfarben“ so der Inspekteur des Heeres Generalleutnant Hans-Otto Budde (Mais 2005: 8). Auch mit der „Freien Operation“ erfolgte eine Rückbesinnung auf altes Denken, denn die zwischen Strategie und Taktik angesiedelte operative Ebene war im Kalten Krieg nur von untergeordneter Bedeutung gewesen (Willmann 1997: 10; Milotat 1996). Schon 1984 hatte der Kommandierende General des II. Korps in Ulm, Generalleutnant Werner Lange, im Zuge des Falklandkrieges eine Weisung „Kriegsnaher Ausbildung“ erlassen, welche körperliche Leistungsfähigkeit, die Vorbereitung der Soldaten auf die seelischen Belastungen im Gefecht, die Vorbereitung auf das Kämpfen und die Vermittlung eines Vorstellungsvermögens vom Gefecht forderte (Schultze-Rhonhoff 1997: 260). Daher spricht Detlef Bald (2005: 115) davon, dass der Kämpfertyp als Ideal des Soldaten bereits im Zuge der politischen Wende vom Herbst 1982 wieder mehrheitsfähig wurde. Der „Kämpferkult“ der frühen Bundeswehr erstand in gewandelter Form wieder auf, da er von der politischen wie militärischen Führung in den neuen Zeiten des erweiterten Aufgabenspektrums erwünscht war.

Schützenhilfe bzw. Flankenschutz erhalten die Restaurateure von zivilen Akteuren des militärischen Feldes. Vertreter einer bundeswehrafinen „strategic community“ argumentieren, dass das vereinigte Deutschland aufgrund einer gewandelten geostrategischen Situation mehr Verantwortung in der Welt übernehmen müsse und bei diesen neuen Einsätzen der Bundeswehr sei eben der etwas derbere Soldatentyp nötig (Arenth/Westphal 1994: 131). Im publizistischen Umfeld der Bundeswehr kommt daher durch Publikationsmöglichkeiten und berufliche Anstellung denjenigen Autoren die Unterstützung der Bundeswehrführung zuteil, die den Wandel vom „Staatsbürger in Uniform“ hin zum „Weltbürger in Uniform“ für Einsätze „out-of-area“ (Arenth/Westphal 1993: 66) für legitim erklären.

18 Dies führte dazu, dass sportliche Leistungsfähigkeit bei Laufbahnbeurteilungen im Heer oftmals höher ins Gewicht fiel, als andere Faktoren (Deutscher Bundestag 1997, 15).

Ein restauratives soldatisches Ethos für den „Weltbürger in Uniform“, wie es sich dann in der Heerdienstvorschrift „Truppenführung (TF)“ aus dem Jahre 2000 darstellt, verweist auf den Kampf als letzte moralische Begründung für den Soldaten und ist auf den charismatischen Führer zugeschnitten:

„Soldatisches Führen ist Grundlage der Truppenführung auf allen Führungsgebieten und bei allen Einsätzen des Heeres. Es bewährt sich vor allem im Kampf, unter außergewöhnlichen Bedingungen, in ungeklärter Lage und unter Zeitdruck. [...]. Soldatisches Führen fordert die Persönlichkeit des Führers“ (HDv 100/100, Nr. 301).

Eine Folge des sich verschiebenden militärischen Anforderungsprofils ist ein verändertes berufliches Selbstverständnis der Soldaten. Die funktionale Ausdifferenzierung des Soldatenberufes nimmt in dem Masse ab, wie das Bild des Kämpfers wieder als die selbstverständliche Berufsrolle aller Soldaten etabliert wird. Diesbezügliche Ausbildung und Erziehung bilden einen Schwerpunkt der Maßnahmen zum Umbau der Bundeswehr. Grundsätzlich müssen die Soldatinnen und Soldaten das notwendige Handwerkszeug vermittelt bekommen, um im komplexer gewordenen Einsatzspektrum sicher handeln zu können. In dieser Konsequenz soll sich die Ausbildung und Erziehung in erster Linie an den Einsatzfordernissen und der Realität zukünftiger Konflikte orientieren. Da die Aufgabenbereiche aber durchlässiger werden und eine zunehmende Professionalisierung ein traditionelles Berufsprofil ergibt, folgt ein neues berufliches Selbstverständnis hinsichtlich der eigenen Tätigkeit in Abgrenzung zu vergleichbaren Berufen innerhalb der zivilen Gesellschaft. „Soldatisches Selbstverständnis wird hier neu diskutiert und gefördert, militärische Professionalität zum Maßstab allen Denkens und Handelns erklärt, die Wichtigkeit militär-funktionaler Imperative gegenüber sozioökonomischen hervorgehoben, angeblich immerwährende militärische Tugenden neu belebt“ (Haltiner/Klein 2002: 19). Diese Reinstitutionalierung der Kämpferfigur unterstützt den Trend der Professionalisierung und führt dazu, dass die unmittelbar betroffenen Soldaten eine Militarisierung erfahren, die sie von der zivilen Gesellschaft entfremdet (ebd. 19). Hinzu kommt, dass die Einsätze der Bundeswehr fernab des heimatlichen Territoriums im Ausland durchgeführt werden und somit eine räumliche Distanz zu der sie entsendenden Gesellschaft entsteht (ebd. 20f). Die zivile Gesellschaft hat kaum noch Berührungspunkte mit dem Alltag der Bundeswehrsoldaten in den Einsatzgebieten und bezieht ihr Bild über die Bundeswehr aus kurzen Nachrichtenmeldungen. Die militärisch funktionsbedingten Norm- und Verhaltensprofile sowie überzogene Machbarkeitserwartungen der Exekutive an die militärische Seite decken sich nur in geringem Maße mit den Erfahrungen der zurückkehrenden Soldaten und schaffen eine soziale Distanz, die zu einer zivil-militärischen Entfremdung führt.

Die Entwicklung zu einer kleinen und flexiblen de facto Berufsarmee hat zwar zur Folge, dass sich manche Teilbereichen der Bundeswehr zivilisieren, da u.a. die privatwirtschaftliche Kostenrechnung Einzug gehalten hat, während in den unmittelbar militärischen Teilen der Organisation jedoch eine dem entgegen laufende Entwicklung stattfindet (Haltiner/Klein 2002: 19). Die diesbezügliche Wiederbelebung von militärischen Tugenden bedeutet eine gleichzeitige Remilitarisierung der Streitkräfte: „Ein rechtskonservatives Elitebewusstsein, das sich teilweise im bewussten Gegensatz zur zivilgesellschaftlichen Liberalität versteht, ist im Entstehen begriffen“ (ebd.). Die Signale der politischen und militärischen Führung, die eine ‚Normalisierung‘ des Aufgabenspektrums der Bundeswehr betonen, werden in der Truppe als Legitimierung militaristischer Vorstellungen und autoritärer Praktiken verstanden.

Der Trend zur Separarierung von der zivilen Welt wird dadurch verstärkt, dass die Belastungen der Soldaten durch häufigere Auslandseinsätze zunehmen. Diese Militärimissionen führen in ihrem Verlauf zu einer tendenziellen Überlastung der Soldaten, da sie regelmäßig eine mehrmonatige Trennung von Familie und Freunden verlangen. Bereits die bisher durchgeführten Einsätze zeigen, dass das vorgesehene Rotationssystem zur Auswechslung der eingesetzten Soldaten nur mit Mühe eingehalten werden kann und die Regenerationszeiten durch den Heimurlaub oftmals zu kurz kommen. Zusätzlich erwächst aus der für den Auslandseinsatz spezifischen Doppelanforderung als Kämpfer und Polizist ein strukturelles Problem, das sich in dem Maße verschärft, wie die Bundeswehr mehr und mehr für ‚robuste Einsätze‘ herangezogen wird. Die Überforderungen durch häufig wiederkehrende Einsätze, die widersprüchliche Doppelrolle als Gendarm und Kämpfer sowie die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung und ein niedriges Berufsprestige werden dadurch kompensiert, dass der notwendige Halt in der militärischen Gruppe gesucht wird.

Die Annahme einer spezifischen Militärkultur entstand zunächst aus den Reihen des Militärs heraus, und besteht in der Annahme einer spezifischen Kultur auf Grund der dem Militär eigenen Funktions- und Organisationsspezifika. In ihrer traditionellen Form geht sie vom Militär als „Wert an und für sich“ aus und behauptet, dass das Militär wegen seines einmaligen Auftrages ein Beruf und eine Organisation ‚sui generis‘ sei. Die Frage des Professionalismus einer Berufsgruppe besitzt aber nicht nur funktionale Aspekte sondern vor allem auch politische Aspekte seitens einer Berufsgruppe gegenüber der Gesellschaft. Damit der Vorstellung von der eigenen Berufständigkeit auch Ansprüche an Einkommen und Prestige erwachsen, spricht Johnson (1972: 32) von Professionalismus als einer Ideologie. Diese Ideologie des Professionalismus, die für die Streitkräfte ebenso attraktiv ist wie für andere Berufsgruppen, beinhaltet Elemente wie ex-

klusive Expertise und Wissensgebiete so wie die Macht die Natur gewisser Probleme in diesem Wissensgebiet zu definieren und etwaige Problemlösungen zu monopolisieren. Darüber hinaus beinhaltet die Ideologie der Berufständigkeit das Selbstbild kollegialer Arbeitsbeziehungen gegenseitiger Unterstützung im Gegensatz zu konkurrierendem Wettbewerb. Eine gewisse Autonomie in der Entscheidungsfindung die zudem noch im öffentlichen Interesse steht und nur marginal durch finanzielles Interesse geleitet ist, sowie teilweise auch Selbstkontrolle durch die Standesvertretung machen die Attraktivität der Professionalismusideologie aus (Freidson 1994 passim). Symptomatisch für die Professionalismusdiskussion ist, dass explizit oder implizit nur der Offizierberuf als Profession anerkannt wird. Das Professionskriterium der Expertise – gerade auch in der Anwendung militärischer Gewalt – soll nur für Offiziere gelten, wenn gleich Unteroffiziere das Rückgrad der Armee bilden.

4.3.2 Angemessenheit, die Praxis der Regelmäßigkeiten

Durch spezifische Routinen und Rituale, die jeder Armee zu eigen sind, kann gerade das Offizierkorps seine Selbstwahrnehmung immer wieder neu bestätigen und den neuen Offiziersjahrgängen einen allgemein gültigen Denk- und Handlungsrahmen bieten. Hierbei sind Militärakademien bzw. Offizierschulen die Quelle einerseits kultureller Kontinuität und andererseits des Wandels (Burk 1999: 456f). Da die Kohäsion des Offizierkorps seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht länger durch prämilitärische Erziehung in Kadettenanstalten und Sozialisation der ‚erwünschten Kreise‘ geschaffen wird, muss dieser Korpsgeist nun im Militär selbst erzeugt werden. Doch die sachlichen und normativen Anforderungen des militärischen Dienstes wirken nicht unmittelbar, sondern sind durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und feldspezifische Interpretationen und Legitimierungen vermittelt (Apelt 2004: 17). „Social origins as a source of coherence were replaced by military culture as the main agent establishing identity“ (Geyer 1990: 192). Durch beständige Bestätigung der herrschenden Ordnung in der Lehre und der gleichzeitigen Adaption technische Neuerungen tragen Militärakademien zur Formierung des Offizierkorps und der Stabilisierung des militärischen Feldes bei.

Diesbezüglich führen die Benimmfibeln der drei Offizierschulen der Bundeswehr zum *Berufsbild* des Offiziers und dem Selbstverständnis der Offizierkorps folgendes aus:

OSH	OSLw	OSM
<p>„Auf der einen Seite sollen und wollen wir anstrengungsbereit und leistungsfähig sein und so auch einem besonderen Teil des Berufsbildes des Offiziers entsprechen, auf der anderen Seite sind wir Mitglieder einer Gemeinschaft deren Merkmal Solidarität ist und in der man sich mit Rücksicht auf den Mitmenschen bewegt“. (3)</p> <p>„Mit der Einstellung in die Laufbahn der Offiziere sind wir als junge Männer in eine Gemeinschaft eingetreten, die uns unseres während gesamten Berufes fordert, aber uns auch ständig etwas gibt. Diese Prägung wirkt über die zeitliche Zugehörigkeit zum Offizierkorps hinaus und strahlt in den privaten Bereich hinein“. (4)</p>	<p>„Jeder Offizier sollte sich darüber klar sein, dass er von seinen Untergebenen kritisch und abwartend betrachtet wird. Er wird daher seinem Auftrag als Führer, Ausbilder und Erzieher nur dann gerecht werden, wenn es ihm gelingt, durch vorbildliche Haltung in Leistung und Pflichterfüllung, uneingeschränkte Fürsorge eingeschlossen, Autorität und Anerkennung zu gewinnen“. (9)</p> <p>„Die öffentliche Meinung erwartet von Ihnen insbesondere als Führer, Ausbilder und Erzieher ihnen anvertrauter Soldaten eine einwandfreie Lebensführung. Übermäßig genossener Alkohol beweist Willensschwäche und mangelndes Verantwortungsbewusstsein und ist somit mit der Vorbildfunktion des Offiziers nicht vereinbar“. (11)</p>	<p>„Auch beim Umgang mit Untergebenen sollte das Gebot des Taktes, der Höflichkeit und der Freundlichkeit nie vergessen werden. Aber erst durch entsprechende Haltung, Leistung und Wissen kann der Vorgesetzte die Achtung und das Vertrauen gewinnen, welches er zur Erfüllung seiner Aufgabe, der Führung, Erziehung und Ausbildung der Truppe benötigt“. (4)</p> <p>„Offiziere sind Führungspersonen und gelten in der Öffentlichkeit immer als Vertreter der Bundeswehr“. (5)</p>

Militärakademien üben einen maßgeblichen Einfluss auf das feldspezifische Handeln aus, da just aus der Professionalisierungsfunktion der Offizierschulen junge Offiziere einen deutlichen Distinktionsgewinn ziehen können. In dieser Hinsicht betont Burk (1999: 457) die *konservativen* Aspekte der institutionalisierten Ausbildung:

„They became literal bearers of military tradition, explicitly preserving, codifying, and passing down knowledge about previous beliefs and practices that influenced the conduct of war. More broadly, to the extend of their own prestige, which varied by nation, they al-

so elevated the status of the military profession, indirectly promoting respect for military values in the larger society“.

In diesen Offizierschulen und Militärakademien wird unter den Jahrgangskameraden die Entwicklung eines Korpsgeistes gefördert, der die jungen Offiziere befähigt in das Offizierkorps aufgenommen zu werden. Da die Bundeswehr für die meisten Offizieranwärter der erste Arbeitgeber ist, ist bedeutend, dass für fast alle Offizieranwärter die berufliche mit der betrieblichen Sozialisation zusammenfallen. Während des ersten Dienstjahres findet eine rigide Sozialisation zur Einhaltung militärischer Ordnung und zur Verinnerlichung des Prinzips von Befehl und Gehorsam statt (Elbe 2004: 423). In Grundausbildung und Offizierschule wird eine soldatische Haltung in Körper und Geist explizit trainiert. Dabei ist die Herausbildung einer spezifischen Sicht auf die Innen- und Außenwelt von entscheidender Bedeutung. Zum Verständnis des Handelns von Offizieren muss man daher die spezifischen Referenzen des Korpsgeists kennen. „Their capacity to operate depends on links with larger units, which provide their supplies, maintain symbols of the homeland, and regulate their exposure to war's danger through the exercise of command“ (Burk 1999: 454). Als konservativer Bestandteil hat kollektive Erinnerung in Form von Tradition insofern eine integrative Funktion, da sie als ein „tool kit“ von Symbolen, Geschichten und Ritualen die kulturelle Dimension kollektiven Handelns bündelt und für ihre Adressaten, Perspektiven und Interpretationsmuster bündelt (Swidler 1986: 273).

„A diffuse, but still important, influence on military culture is the collective memory or imagination of past war that is widely shared among members of the military and is frequently relied on as a normative guide for behaviour in the present. [...] But, collective memories are not histories, characterized by concern for detail and accuracy, they are symbolic constructions condensing events to communicate their essential meaning simply and powerfully“ (Burk 1999: 457).

Es ist daher notwendig zu fragen, um was es bei den sozialen Spielen im Militär geht. Die Antwort mag sein: um die Chancen der persönlichen Karriere eines Soldaten im militärischen Feld in Zusammenhang mit der internen Durchsetzung dieser Vorstellungen vom Wesen des Militärs eines Landes, seiner Rolle in Staat und Gesellschaft. Es gilt daher, das Militär – ebenso wie andere soziale Felder – als eine Arena zu betrachten, in der um die Definitionsmacht im Militär gerungen wird und in der sich gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen widerfinden. Ein solches soziales Feld bedingt einen Habitus, der die selbstverständliche Anpassung an die spezifischen Erfordernisse des Feldes erlaubt. In der Aufeinanderabstimmung von Feld und Habitus entsteht ein praktisch wirksamer Glaube an

das Spiel und die bedingungslose Zustimmung zu der als vollkommen sinnvoll erscheinende Logik des Spiels (Bourdieu 1987: 124). Durch den Glauben an das „Spiel“ sind die Spieler dem Spiel gegenüber gefangen, dennoch erlaubt es ihr *praktisches Gespür* für das Spiel, intuitiv richtige Spielzüge durchzuführen. Das praktische Gespür stellt ein Wissensmuster dar, das es dem sozialen Akteur erlaubt, geradezu traumwandlerisch im jeweiligen sozialen Feld angemessen handeln zu können (Bourdieu 1987: 147ff).

Auch die inkorporierten Strukturen derjenigen die zum Militär gehen, tragen dazu bei eine bestimmte Militätkultur zu reproduzieren oder sie vielleicht zu verändern. Es gilt dazu den sozio-ökonomischen Hintergrund von freiwilligen Rekruten für die Laufbahnen der drei Dienstgradgruppen zu berücksichtigen: „In Berufsarmeen, wie sie die USA seit 1973 haben, ziehen wirtschaftliche Anreize und der Mangel an anderweitigen Arbeitsplätzen mehr Personen aus unterprivilegierten und Arbeiterfamilien ins Militär“ (D’Amico 2003: 284). Ähnliches gilt auch für die Bundeswehr. Geyer (1990: 201) stellt fest, dass die Offiziere der Bundeswehr wie schon die Mehrheit der Offiziere der deutschen Wehrmacht und der NVA vornehmlich dem „exekutiven Kleinbürgertum“ (Bourdieu 1982: 549ff) entstammen und eine politisch konservative Haltung besitzen. Die Stehende Armee besitzt auch eine hohe Anziehungskraft auf junge Männer mit nationalkonservativen oder tendenziell rechtsextremen politischen Orientierungen (Gareis et al. 2001 passim). Die Bundeswehr zieht für den Offizierberuf überwiegend Bewerber an, die dem Typ eines ordnungsliebenden Konventionalisten entsprechen, also eine hohe Ausprägung von Pflicht- und Akzeptanzwerten aufweisen, während sie Selbstverwirklichung wenig Bedeutung beimesen (Kersten 2002 passim).

Die Stehende Armee ist ein sozioökonomisches Abbild der liberalistischen Gesellschaft, da das militärische Rangsystem vergleichbar zu den gesellschaftlichen Schichten verläuft, denn der jeweilige Bildungsstand entscheidet über die Zulassung zur jeweiligen Dienstgradgruppe. Angehörige bestimmter sozialer Klassen bevorzugen das Militär, weil sie bewusst oder unterbewusst dort eine Entsprechung ihrer eigenen Dispositionen und Haltungen erwarten können. Der berufliche Hintergrund der Eltern kann gute Anhaltspunkte für den sozio-ökonomischen Hintergrund der Kinder geben. Schauen wir uns dazu die elterlichen Berufe der Bundeswehröffiziere an:

Tabelle 4: „Gegenwärtiger bzw. zuletzt ausgeübter Beruf Ihres Vaters“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Arbeiter: Ungelernt	2.6%	2.5%	2.0%	2.7%	4.5%	2.5%
Arbeiter: Gelernt	24.2%	26.9%	31.3%	15.4%	18.2%	25.5%
Arbeiter: Meister, Polier	13.7%	14.1%	18.1%	13.4%	4.5%	14.7%
Angestellter: einf./mittl. Dienst	22.6%	15.2%	15.8%	12.1%	9.1%	18.0%
Angestellter: gehobener Dienst	7.9%	8.0%	6.7%	8.1%	9.1%	7.7%
Angestellter: höherer Dienst	3.2%	3.3%	4.4%	6.7%	4.5%	3.9%
Beamter/BS: einf./mittl. Dienst	3.6%	4.2%	5.8%	4.7%	4.5%	4.4%
Beamter/BS: gehobener Dienst	4.4%	6.1%	4.4%	10.7%		5.4%
Beamter/BS: höherer Dienst	2.1%	2.5%	1.8%	7.4%	18.2%	2.9%
Selbständiger Landwirt	1.1%	1.9%		1.3%	4.5%	1.1%
Freier Beruf, selbst. Akademiker	3.1%	4.4%	3.8%	8.1%	4.5%	4.1%
Sonstiger Selbständiger	10.0%	10.5%	5.3%	8.7%	18.2%	9.0%
Hausmann	1.5%	.3%	.6%	.7%		.9%
Total N	619	361	342	149	22	1493
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2005

N = 1493

tau-b = .021

Tabelle 5: „Gegenwärtiger bzw. zuletzt ausgeübter Beruf der Mutter“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Arbeiterin: Ungelernt	3.0%	4.7%	7.0%	3.4%	4.8%	4.4%
Arbeiterin: Gelernt	25.8%	28.2%	30.4%	18.8%	23.8%	26.7%
Arbeiterin: Meisterin, Polierin	2.9%	1.6%	1.2%	3.4%		2.2%
Angestellte: einf./mittl. Dienst	30.9%	26.0%	22.6%	20.8%	19.0%	26.7%
Angestellte: gehobener Dienst	6.5%	8.5%	4.3%	10.1%	9.5%	6.9%
Angestellte: im höheren Dienst	2.4%	1.6%	1.2%	2.7%	4.8%	2.0%
Beamte/BS: einf./mittl. Dienst	2.2%	2.7%	1.7%	1.3%		2.1%
Beamte/BS: gehobener Dienst	4.3%	3.6%	2.0%	3.4%		3.4%
Beamte/BS: höherer Dienst	1.3%	.8%	.3%	4.0%	4.8%	1.3%
Selbständige Landwirtin	.2%	.8%			4.8%	.3%
Freier Beruf, selbst. Akademikerin	2.4%	1.6%	1.2%	2.0%		1.9%
Sonstige Selbständige	4.3%	5.8%	4.1%	7.4%		4.8%
Hausfrau	13.9%	14.0%	24.1%	22.8%	28.6%	17.3%
Total N	628	365	345	149	21	1508
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2005

N = 1508

tau-b = .035

Junge Offiziere stammen Anfang des 21. Jahrhunderts aus den unterschiedlichsten sozialen Klassen, vorwiegend aber dem Kleinbürgertum. Die Väter der Offiziere sind oftmals freiberuflich tätig oder Beamte im höheren Dienst, arbeiten als Angestellte oder sind Arbeiter. Die Mütter erfüllen oftmals noch das traditionelle Rollenbild der Hausfrau, sind gelernte Arbeiterin oder kleine Angestellte, aber auch als Selbständige tätig. Die Herkunft der Offiziere bestimmt sich seit den 1970er Jahren durch ein ordnungsorientiertes Mittelschichtsmilieu, für das finanzielle Absicherung eine besondere Rolle spielt, dem das Bildungsangebot sozialen Aufstieg verspricht und das berufsethisch militärischen Ordnungsvorstellungen und autoritären Regelungentendenzen aufgeschlossen gegenüber steht (Elbe 2004: 422). Die relativ homogene Klassenlage im exekutiven Kleinbürgertum fördert die charakteristischen Eigenschaften des Offizierkorps.

Das militärische Feld als Ausdruck der Legitimität der bestehenden Ordnung und seinem Anknüpfungspotential an Vorstellungen von vornehmer Ritterlichkeit oder männlichem Abenteuerertum, seinen großen ökonomischen Anreizen sowie sozialen Sicherheiten bietet sich für die oben genannten Aufstiegsstrategien ideal an. Nach freiwilligem Eintritt in die Militärorganisation sieht sich der Unteroffizier oder Offizier spezifischen Mitgliedschaftserwartungen ausgesetzt. Man tritt aus utilitaristischen Erwägungen in eine „Betriebsorganisation“ ein, findet sich allerdings in einem sozialen Verband wider, der wie eine „Assoziationsorganisation“ auftritt, weil er vermeintlich uneigennützigen Interessen dient und eine Sphäre besonderer Gewaltverhältnisse des Staates darstellt.¹⁹ Ein Mensch mit einem dementsprechenden Spektrum an Dispositionen wählt den Beruf des Soldaten, da „der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft“ (Bourdieu 1987: 113). Strukturkonservatismus und Arbeitslosigkeit in manchen Regionen tragen stark zur Verpflichtungswahrscheinlichkeit für den Militärdienst bei. Bisweilen wird daher von strukturellem Wehrdienst gesprochen, da überwiegend diejenigen zum Militär gehen, die keine beruflichen Alternativen haben (Leonhard/Biehl 2005: 260). Zusätzlich kann eine staatsorientierten Einstellung des Bewerbers und ein gutes Ansehen der Armee im Volk zum Eintritt in das militärische Feld bewegen, denn das Interesse

19 Ludwig v. Friedeburg (1977: 204) verweist darauf, dass wegen der Funktion des Militärs im Ernstfalle alle fachtechnische Berufsausbildung die Gewaltanwendung als spezifisches Organisationsziel sowie wie die entsprechenden Folgen gegnerischen Handelns einschließen muss, weswegen einer beruflichen Angleichung zur Zivilwelt Grenzen gesetzt sind.

an einem Arbeitgeber wird in hohem Maß von dessen Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bestimmt (Lievens et al. 2005: 555; 562).

Darüber hinaus haben Koch/Kosub (1988: 13) festgestellt, dass das familiäre Milieu junger Offiziere durch einen dominanten Vater sowie hohe Ordnungs- und Regelorientierung gekennzeichnet ist. Nach Bourdieu wohnt gerade dem Habitus eine Trägheit inne, die dazu führt seine Dispositionen zu verstärken. Diese sich selbst verstärkenden Effekte können eine Erklärung für die weitverbreiteten sozialkonservativen Vorstellungen im Militär bieten, wie sie sich auch in der Parteipräferenz zeigt. Anfang der 1960er Jahre sprachen sich in einer Befragung (Waldmann 1963 passim) 74,6 Prozent aller Leutnante, Oberleutnante und Hauptleute sowie 74,2 Prozent der Unteroffiziere und 76,9 Prozent der Feldwebel und für die CDU/CSU aus. Gemessen an den heutigen Werten (s. Tabelle 6) hat die CDU/CSU relative Verluste unter den meisten Soldaten außer bei den Stabs- und Flagoffizieren erfahren.

Tabelle 6: „Welche Partei würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahlen wären? Wäre das ...“

	Mann-schaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
CDU/CSU	33.7%	44.6%	46.0%	54.8%	76.5%	41.3%
SPD	22.2%	17.8%	27.8%	19.7%		21.8%
FDP	5.8%	7.8%	8.0%	17.9%	14.7%	8.0%
Bündnis90/ Die Grünen	1.6%	.6%	.8%			1.1%
PDS/WASG	5.9%	8.4%	4.6%	1.1%	2.9%	5.7%
Republikaner, DVU, NPD	6.2%	3.9%	1.6%	.4%	2.9%	4.1%
Keine, würde nicht wählen	24.6%	16.9%	11.2%	6.1%	2.9%	18.0%
Total N	1335	664	609	279	34	2921

Jahr: 2005

N = 2921

tau-b = -.168**

Von Offizieren wird überdurchschnittlich die konservative CDU/CSU als politische Partei bevorzugt. Eine offen geäußerte Vorliebe für rechtsextreme Parteien ist gerade bei den Offizieren nicht erkennbar. Auffallend hingegen der relativ große Zuspruch unter den Offizieren zur rechtsliberalen FDP. Gleichwohl hatte die Bundeswehr in den 1990er Jahren in ihren Reihen mit offen rechtextremen

Vorkommnissen zu tun, da verstkt junge Männer mit nationalkonservativer oder sogar faschistischer²⁰ Einstellung in die Bundeswehr eintraten (Kutz 1997: 310). Nach Ansicht des Militarhistorikers Wolfgang Wette (1998: 126f) ist es in den 1990er Jahren in der Bundeswehr salonfig geworden sich nationalkonservativ und rechtsradikal zu geben. Einem Rechtsruck in Gesellschaft und Militär versucht Glotz (1998: 7) auf die Spur zu kommen und stellt folgende Überlegung an:

Das Festhalten an der Legende von der „sauberen Wehrmacht“ und die neue Militarpolitik treffen auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen (Sozialabbau, Arbeitslosigkeit, Fremdenfeindlichkeit, Zunahme von Gewalt), die einen günstigen Boden für Rechtsextremismus abgeben.

Der Nationalkonservatismus einiger Kreise der Bundeswehr funktioniert freilich wesentlich subtiler als es sich in „Besonderen Vorkommnissen“ ausdrkt. Wie sollte das offen ausgesprochene Lob anlässlich Geselliger Veranstaltungen Dienstlicher Art z.B. von Marineoffizieren für Großadmiral Dnitz als ehrenwertem letztem Reichskanzler oder von Heeresoffizieren das Lob für den Wehrmachtsgeneral Mannstein als militärischem Vorbild den Straftatbestand der Volksverhetzung erfüllen? Dennoch ist es nicht klug sich allzu unverholen rechtsradikal zu zeigen, da offen geuberte Kritik am ‚verwestlichten‘ Zustand Deutschlands weder gesellschaftsfig noch politisch opportun ist.²¹ Nationalkonservative innerhalb und auſserhalb der Bundeswehr bedienen sich verschie-

20 Faschismus zeichnet sich durch extremen Nationalismus, Anti-Kommunismus und Rassismus aus sowie durch die Bejahung der Anwendung physischer Gewalt durch den Staat gegen innere und bare Feinde. Walter Benjamin (1991b: 506) betont: „Der Faschismus versucht die neu entstandenen proletarisierten Massen zu organisieren, ohne die Eigentumsverhältnisse, auf deren Beseitigung sie hindrgen, anzutasten. Er sieht sein Heil darin, die Massen zu ihrem Ausdruck (beileibe nicht zu ihrem Recht) kommen zu lassen.“ Die Hitlerbewegung war grundsätzlich faschistisch, darüber hinaus aber gerade auch extrem anti-semitisch.

21 So geschehen mit dem ehemaligen Kommandeur des KSK Brigadegeneral Reinhard Günzel, der sich 2003 politisch unoportun in einem Schreiben mit Bundeswehrbriefkopf bei dem CDU-Politiker und ehemaligen Präsidentschaftskandidaten Martin Hohmann für dessen revisionistische Rede zum „Tag der Deutschen Einheit“ bedankte. Durch einen Zufall gelangte dieses Schreiben in die Presse. Günzel wurde von BM Struck keine Möglichkeit zur Erklärung geboten, öffentlich als geistig verwirrt bezeichnet und entlassen; die politischen Ansichten dieses Generals waren in der Bundeswehr und im BMVg freilich schon lange Zeit bekannt.

dener Wege um ihre Werte zu pflegen und sich in einflußreiche Positionen zu helfen. So führt etwa der „Kameradenkreis der Gebirgstruppe“, ein 1952 gegründeter Verein von Veteranen aus deutscher Wehrmacht, Waffen-SS sowie später von Bundeswehrsoldaten, stets zu Pfingsten in Mittenwald am Ehrenmal auf dem Hohen Brendten eine Gedenkfeier für alle gefallene Kameraden durch. Die Unterstützung durch die Bundeswehr passt zwar nicht zum offiziellen Traditionverständnis der Bundeswehr, doch findet das jährliche Treffen dieses Kameradenkreises den Rückhalt einer politisch gleichgesinnten Fraktion innerhalb des Offizierkorps des Heeres und von Teilen der politischen Klasse.

Die scheinbar apolitische Betonung des zeitlosen Dienstes am Staat dient der politischen Integration des militärischen Felds. Der Soldat sieht sich als Träger des Staates. Anfang des 20. Jahrhunderts bringt Hintze (1970: 53) dies auf die Formel: „Alle Staatsverfassung ist ursprünglich Kriegsverfassung, Heeresverfassung.“ In den 1950er Jahren führt dann Huntington (1981: 70ff) insbesondere drei Funktionen an, die die Verantwortung des Militärs gegenüber dem Staat auszeichnen: Repräsentation, Beratung, Umsetzung politischer Entscheidungen. Grundsätzlich existiert der militärische Berufsstand um dem Staat zu dienen, da es dessen Politik effektiv umzusetzen hat. Da politische Weisungen von oben kommen, denen das Militär Gehorsam schuldet, muss das Militär hierarchisch gegliedert sein. Die höhere militärischen Führung muss auf die loyale Befolgung der Befehle auf unteren Ebenen vertrauen können, weswegen Huntington (1981: 73) folgenden Schluss zieht: „Consequently, loyalty and obedience are the highest military virtues.“ In erster Linie Gehorsam gegenüber dem Staat und in zweiter Linie Loyalität gegenüber dem militärischen Ideal und den eigenen Reihen stellen für Huntington (1981: 79, 74) die maßgeblichen militärischen *Tugenden* dar. Diese Haltung findet sich auch in der Stehenden Armee der BRD wieder.

Tabelle 7: „Für mich ist der Dienst in der Bw in erster Linie ein Bekenntnis zu unserem Staat.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	19.2%	22.3%	30.0%	29.0%	21.1%	23.1%
trifft eher zu	31.2%	40.9%	35.7%	37.9%	47.4%	35.4%
weder-noch	29.3%	26.1%	23.9%	23.4%	23.7%	26.8%
trifft eher nicht zu	12.3%	8.1%	8.0%	6.1%	7.9%	9.7%
Trifft überhaupt nicht zu	8.0%	2.5%	2.4%	3.7%		5.0%
Total N	903	479	414	214	38	2048
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2048

tau-b = -.135**

Der starke *Staat* an sich ist für die Militärs die wahre Form politischer Organisation. In der Militärpolitik spiegelt sich die berufständische Verantwortung des Militärs für die militärische Sicherheit des Staates wider. Als stets sichtbares Symbol des nationalen Selbstbehauptungswillens gegen potenzielle Bedrohung relativiert das Militär innergesellschaftliche Interessengegensätze und verdeutlicht die Hochschätzung der eigenen kulturellen Lebensform. Daher kommt dem Militär der Symbolcharakter der weltanschaulichen Höherwertigkeit der eigenen Gesellschaftsordnung zu (Wachtler 1983c: 74f). Diese „allgemeine Grundhaltung“ wie Bourdieu (1993b: 25) den Habitus bezeichnet, dient im Militär und anderswo dem angemessenen Denken und Verhalten also der „Angemessenheit“.

4.3.3 Soldatischer Habitus, die Logik der Selbstdarstellung

In seinen Analysen sozialer Distinktionen fokussiert Bourdieu insbesondere jene Codes, die als *Habitus* nur von bestimmten Gruppen beherrscht werden. Der Habitus ist wie eine zweite Natur für den Akteur und steht in einem ontologischen Verhältnis zum jeweiligen sozialen Feld, wie hier dem Militär. Der Habitus als dauerhaftes, übertragbares und charakteristisches Dispositionssystem (Bourdieu 1982: 25; 98) fungiert dabei als Schema zum Wahrnehmen, Beurteilen und Denken aller wahrnehmbaren menschlichen Tätigkeit (*Praxis*) im Alltag, die Bourdieu als soziale Praxis bezeichnet. Diese Dispositionsmuster vermitteln den Akt-

euren ein soziales Gespür (*sens pratique*), das als Ordnungssinn zu verstehen ist, und bilden dessen Grundlage.

Der Habitus entspricht dem Produkt einer langen Geschichte *strukturierter* Struktur; gleichzeitig ist er selbst *strukturierende* Struktur, die im Wandel begriffen ist. Das Konzept des Habitus erlaubt Bourdieu damit die Dialektik von einerseits *objektiven* und von andererseits einverleibten, verkörperten, *subjektiven* Strukturen begrifflich einzufangen. Was die Kontrahenten in den ‚Spielen‘²² der sozialen Praxis zu ihren Handlungen treibt, lässt sich erst durch deren Habitus erschließen, da er die Dispositionen der Handelnden widerspiegelt (Bourdieu 1985: 69).

Die habitualisierten Dispositionen eines sozialen Akteurs bilden und verändern sich gegebenenfalls in Auseinandersetzung mit der Praxis des Feldes. Der Habitus ist als offenes Dispositionssystem konzipiert, das zwar als relativ stabil und zeitbeständig ist, sich aber mit dem sozialen Feld wandeln kann. Einerseits besteht ein Zusammenhang zwischen Eintritt und Zugehörigkeit zu einem sozialen Feld und dem, was Bourdieu in seiner Kultursoziologie sozialer Ungleichheit als Klassenhabitus rekonstruiert. Andererseits bestehen feldspezifische Habitusformen, so dass es möglich erscheint, dass diejenigen Habitusformen, die als Ergebnis der sozialen Lage im sozialen Raum bestehen, durch diejenigen Habitusformen, die sich als Ergebnis der Praxis des Feldes entwickeln, überlagert oder sogar verdrängt werden. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass soziale Felder auch durch Professionalismus im Sinne berufständischer Tätigkeit geprägt sind (Krais/Gebauer 2002: 55f). So argumentiert Windolf (1981: 140f), dass die berufliche Sozialisation zur Ausbildung eines Berufshabitus führt, der die soziale Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen maßgeblich beeinflusse. Im Militär übt nun die Dienstgradgruppe der Offiziere mittels steiler Hierarchie einen prägenden Einfluss auf alle Bereiche dieses sozialen Feldes aus, weswegen Offiziere als maßgebliche Kraft für die Gestaltung der Spielregeln zu betrachten sind. Das Dispositionssystem der Offiziere prägt durch seinen Vorbildcharakter aufgrund ihrer herausgehobenen Position und hierarchisch exponierten Stellung das gesamte militärische Feld und den soldatischen Habitus per se.

Soldatischer Habitus inkorporiert sowohl die Effekte des Feldes, die das Militär erst als eigenes soziales Feld konstituieren, als auch die Bedingungen des sozialen Raums aus dem die Soldaten ihrer Herkunft nach stammen und der ihren primären Sozialisationskontext darstellt. Die Werte des Herkunfts milieus und die Werte des Berufsmilieus können dabei durchaus antagonistisch sein

22 Bourdieu benutzt den Begriff des Spiels um einerseits den schauspielerischen Charakter des sozialen Handelns und andererseits dessen Wettbewerbscharakter abzubilden.

(Bourdieu 1982: 564). Die Bedeutung des Habitus besteht im Militär wie auch in anderen sozialen Feldern in seiner Funktion als Unterscheidungssystem, das es einem sozialen Akteur im feldinternen Wettbewerb erlaubt sich bei relevanten Gruppen zu platzieren. Die Konflikte zwischen einzelnen Akteuren bzw. Gruppen in einem Feld bestehen in einem feldspezifischen Antagonismus hinsichtlich der Möglichkeit zur Anrechnung von verschiedenartigen Handlungsdispositionen. Dabei vereint die Akteure in ihrem Kampf um das Interessenobjekt ein gemeinsames spezifisches Interesse am Feld, an das sie glauben und affektiv besetzen (Bourdieu 1987: 124f). Deswegen ist es zielführend zur Untersuchung des militärischen Feldes von einem gemeinsamen soldatischen Habitus auszugehen.²³

Der sehr komplexe Begriff des Habitus lässt sich als inkorporierter Code der Handlungsgrammatik definieren. Daher kann man das Habituskonzept als eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen betrachten (Bourdieu 1976: 164). Die jeweiligen Praxisformen des Habitus entstehen durch den Einfluss des sozialen Raumes. Der Habitus ist Ausdruck einer bestimmten sozialen Position. „Innerhalb des Militärs kann das Offizierkorps als spezifisches Kräftefeld mit eigener (fast noch ständig empfundener) Logik verstanden werden, das einem auf elitärem Bewusstsein fußenden und mit Führungsanspruch versehenen Habitus des Offiziers begründet“ (Elbe 2004: 420). Das aus der Logik der Bürokratie resultierende berufständische Denken von Beamten und Offizieren, wie es Max Weber beschreibt, geht heutzutage bei den Offizieren zumeist mit dem Lebensstil sozialer Aufsteiger einher, da sich das Offizierkorps in westlichen Industrieländern immer weniger aus den gesellschaftlich „erwünschten Kreisen“²⁴ rekrutiert. Gerade deswegen ist es für das Offizierkorps so wichtig diejenigen Dispositionen zu erwerben, die ihre Vorgängergenerationen schon bei Eintritt in das militärische Feld mitbrachten.

Berger/Luckmann (2000: 149) verdeutlichen die weit reichende Bedeutung sekundärer Sozialisation für sog. „Subwelten“ am Beispiel der historischen Trennung der Kavallerie von der Infanterie und den daraus folgenden Konse-

23 Moelker (2003) konzentriert sich in seiner Untersuchung der niederländischen Militärakademie auf den Habitus des Kadettenkorps, während Elbe (2004) in seinem Beitrag zum deutschen Offizierkorps und Müller/Elbe/Sievi (2006) in ihrer Untersuchung studierender Offiziere nur einen Offizierhabitus betrachten.

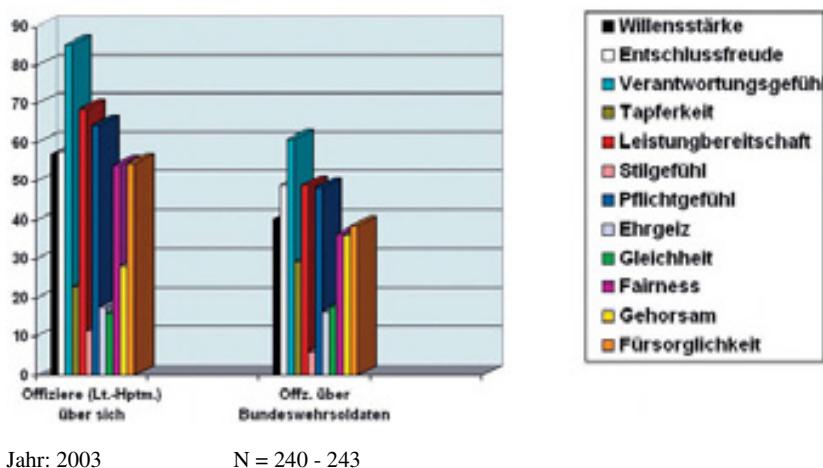
24 Diese setzten sich in Deutschland seit dem Kaiserreich aus den „in jeder Beziehung erwünschten Kreisen“ der Offizierfamilien und Gutsbesitzer, sowie den „erwünschten Kreisen“ des Bildungsbürgertums (höhere Beamte, sowie akademische und freie Berufe) zusammen (Bald 1982: 41f).

quenzen für deren Angehörige hinsichtlich Identifikation mit sozialer Rolle und Normen. Was nun aber die Beteiligten in diesem ‚Spiel‘ zu ihren Handlungen treibt, lässt sich nach Bourdieu erst durch deren Habitus erschließen, der die Dispositionen der Handelnden widerspiegelt (Bourdieu 1985: 69). Diese „allgemeine Grundhaltung“ wie Bourdieu (1982: 25) den Habitus auch bezeichnet, erlaubt durch die Kenntnis angemessener Habitusformen im Militär auf den soldatischen Habitus zu schließen. „Indeed, an extended approach (to military sociology; UvH) will consider the patterns of military habitus and the interrelated dimensions of feeling, thinking, and doing, which may become an important topic of investigation and research“ (Virchow 2005: 39). Über den soldatischen Habitus hinaus gilt es das militärische Feld in seiner Gänze zu vermessen. In der sozialen Praxis ergeben die Passungen von Akteur und Feld zusammen genommen die spezifische Kultur eines solchen sozialen Universums.

Die Vermittlung des Offizierbildes in der Sozialisation von Offizieranwärtern und Offizieren ist ein zentraler Aspekt in der Herausbildung eines typischen Korpsgeistes und spezifischen Habitus (ebd. 419). Der elitäre Habitus von Offizieren, beruht u.a. auf Distanziertheit. Diese sektorale Elite des Militärs, 2002 gab es eine Offizierquote von 12,7 Prozent (BMVg 2002: 29) kommt selten in Kontakt mit der Masse der einfachen Soldaten (Mannschaftsdienstgraden) (Klein 1986: 223) und ist dennoch prägend für das militärische Feld. Höflichkeit im Sinne von Verhaltensregeln an einem dynastischen Hofe, steht dabei nur in scheinbarem Widerspruch zum Stereotyp des rauen Kasernenhoftons. Traditionell erlaubte gerade die Beherrschung von Höflichkeit und Etikette dem Offizier sich am Hofe zu bewegen (Moelker 2003: 84). Diese Praxisformen entsprechen der aristokratischen Vergangenheit, Tradition und dem Eigenanspruch nicht nur des deutschen Offizierkorps. *Habituelle Sekundärtugenden* des militärischen Feldes wie Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit, Bescheidenheit, Besonnenheit, Ehrgefühl, Entschlossenheit, Gelassenheit, Pflichtgefühl, Selbstlosigkeit, Willensstärke besitzen einen hohen moralischen Anspruch. Sie dienen dazu, den Anforderungen der Mitgliedschaft in einer ‚moralischen Organisation‘ gerecht zu werden. Der überkommene Begriff der Ritterlichkeit beinhaltet diese habituellen Sekundärtugenden, besitzt aber auch die *funktionalen Sekundärtugenden* wie Disziplin, Ehrlichkeit, Entbehrungsbereitschaft, Gehorsam, Härte, Loyalität/Treue, Mut, Urteilskraft, Verantwortlichkeit, Zusammenhalt. Diese Dispositionen dienen der Pflichterfüllung in den entbehrungsreichen und bedrohlichen Lagen von Einsatz und Krieg. Die Ritterlichkeit des militärischen Feldes mit ihren habituellen und funktionalen Sekundärtugenden drückt die vermeintliche Interessenfreiheit dieses sozialen Universums aus. Dies lässt sich besonders deutlich an dem Selbstlosigkeit implizierenden Begriff der Verantwortung zeigen.

In der elementaren Heeresdienstvorschrift „Truppenführung“ (100/100: Nr. 304) steht der zentrale Satz „Die Verantwortung des militärischen Führers ist unteilbar“. Dies impliziert, dass der militärische Führer die Bürde der Verantwortung als erster Diener seiner Untergebenen allein schultern muss, doch begründet dies just seine herausgehobene Position. Weiter heißt es: „Er trägt sie sowohl für sein eigenes Handeln als auch für das seiner Untergebenen. Die ungeteilte Führungsverantwortung, aber auch Willensstärke und Durchsetzungsvermögen befähigen ihn dazu, seine Truppe zu gemeinsamer Leistung und zum Erfolg zu führen“. In einem Feld wie dem Militär wo Interessenfreiheit die oberste Norm ist, da es dem Staat und der Allgemeinheit zu dienen gilt, sind daher Dispositionen nötig, die auf der kollektiven Verdrängung des Interesses beruhen. Schaubild 3 zeigt die Orientierung an dienenden Tugenden.

Schaubild 3: „Wie wichtig sind für Sie persönlich die folgenden Eigenschaften?“ (Hier nur die Antworten in %: „Sehr wichtig“)



Für Offiziere im Dienstgrad Leutnant bis Hauptmann ist die Tugend des Verantwortungsgefühls mit 85,1% („sehr wichtig“) am allerwichtigsten unter den genannten Werten. Dies spiegelt die zentrale Bedeutung dieser Tugend für das berufliche Selbstverständnis junger Offiziere wieder. Pflichtgefühl steht mit 64,5% („sehr wichtig“) an dritter Stelle in der Eigenbeschreibung junger Offiziere. Besonders spannend ist die harsche Differenz zwischen „Leistungsbereitschaft“ (68,7% „sehr wichtig“) und „Ehrgeiz“ (17,4% „sehr wichtig“). Doch dieser zunächst verblüffende Unterschied steht völlig im Einklang mit den Normen der Offizierschulen. Die Offizierschule des Heeres (OSH) formuliert in ihrer Fi-

bel „Stil und Formen“: „Auf der einen Seite sollen und wollen wir anstrengungsbereit und leistungsfähig sein und so auch einem besonderen Teil des Berufsbildes des Offiziers entsprechen, auf der anderen Seite sind wir Mitglieder einer Gemeinschaft deren Merkmal Solidarität ist und in der man sich mit Rücksicht auf den Mitmenschen bewegt“ (OSH: 3). Leistungsbereitschaft wird also verlangt, während gleichzeitig Rücksicht erwartet wird. Ehrgeiz ist in diesem Sinne eine übersteigerte Leistungsbereitschaft, die die militärische Gemeinschaft bedroht.

Das militärische Feld – ebenso wie die sozialen Felder der Kunst, Literatur, Religion, Wissenschaft etc. – geht mit einem anti-ökonomischen Habitus einher, da dieses Universum sich aus dem Dienst gegenüber einer höheren Sache legitimiert und das implizite Konzept der Ritterlichkeit aus einer vorkapitalistischen Epoche stammt. „Mikrokosmen, die auf der Basis einer Umkehrung des Grundgesetzes der ökonomischen Welt konstituieren und in denen das Gesetz des ökonomischen Interesses aufgehoben ist“ (Bourdieu 1998: 154).

Die Idee der Ritterlichkeit durchzieht das Stehende Heer seit seiner neuzeitlichen Gründung im 18. Jahrhundert wie ein roter Faden. Dies drückt sich bis heute im militärischen Brauchtum aus: „Es ist heute noch üblich den Gruß nach dem Handschlag zu wiederholen. Der Gruß durch Anlegen der rechten Hand ist aus jener Bewegung entstanden, mit der im Turnier der Ritter sein Visier öffnete, um sich dem Gegner zu erkennen zu geben. Die Widerholung des Großen deutete das Schließen des Visiers und den Beginn des Treffens an“ (OSH ohne Jahr: 11). Im Zuge der Technisierung des Militärs im 19. Jahrhundert und der Verbürgerlicherung des Offizierkorps im 20. Jahrhundert in Europa wird der Begriff der Ritterlichkeit für die Armeen zunehmend fremder, wenn auch alle soldatischen Tugenden just diesem Ideal entsprechen.²⁵ Nach dem Ende des ‚heißen‘ Weltanschauungskrieges von 1939-1945 sollte im Zuge der Gründung der Bundeswehr selbst für einen liberal-demokratischen Staat wie die BRD der christliche Ritter („miles Christianus“) wieder zum Vorbild für die Soldaten der Bundeswehr werden (de Libero 2006: 149). Die Vorstellungen des soldatischen Rittertums der alten aristokratischen Elite hatte durch das „Handbuch Innere Führung“, gültig von 1957-1971, wieder Legitimation erlangt. Doch in der Gründungsphase der Bundeswehr widersprach dieses Berufsbild noch mindestens bis in die 1960er Jahre der faschistischen Sozialisation der Restaurateure, die aus kleinbürgerlichen

25 Spätestens ab 1916 wurde der Grabenkrieg des I. Weltkrieges nicht mehr von Aristokraten, die bis dahin größtenteils gefallen waren, sondern von dem neuen Typ des bürgerlichen, nationalistischen Frontoffiziers gefochten.

Verhältnissen stammend, mit den vornehmen ‚Traditionalisten‘²⁶ um Baudissin in schwerem Streit lagen. Die Figur des Feldmarschall Erwin Rommel, der in Folge des Mitwissens um den militärischen Widerstand vom 20. Juli 1944 zum Suizid gezwungen wurde, aber ein Militärheld des NS-Regimes war, diente zur eleganten Konfliktbeilegung zwischen diesen beiden Gruppen und ihrer so diametral unterschiedlichen Berufvorstellungen. Der „Wüstenfuchs“ Rommel war nicht nur Hitlers Lieblingssoldat und für die Nachkriegsdeutschen Symbol einer vermeintlich geistigen Überlegenheit deutschen Soldatentums, sondern stand auch bei den britischen und US-amerikanischen Gegnern aufgrund seiner Raffinesse und seines Großmuts in Nordafrika in hohem Ansehen (Rommel/Bayerlein 1950 passim). In seiner Person verkörpert sich der moderne Ritter der Bundeswehr, da er zur militärischen Opposition gegen Hitler gezählt werden kann ohne dementsprechend gehandelt zu haben, aber als sehr erfolgreicher Operateur den unpolitischen, ritterlichen Soldaten verkörpert und auch bei den angelsächsischen NATO-Partnern anerkannt war und ist.²⁷

An die anachronistische Figur des ‚miles christianus‘, wird heute mit dem ‚milis protector‘ (Däniker 1992) angeknüpft. Diese Figur soll den Typ des robusten Kämpfers mit dem ‚Soldier-Statesman‘ verbinden, denn „die Gleichzeitigkeit beider Anforderungen macht das soldatische Qualifikationsprofil aus“ (Ebeling/Seiffert/Senger 2002: 43). Dieser professionelle Ritter „verkörpert einen neuen Soldatentyp, den man in Analogie zum ‚miles christianus‘ des Spätmittelalters, des Streiters für die gute, christliche Sache, als ‚miles protector‘ bezeichnen kann (Däniker 1992: 151). Unter dem miles protector ist also ein spätmoderner, professioneller Ritter zu verstehen, der aber auch Züge des Kämpfers trägt, wenn Däniker (ebd. 217) schreibt, „auch der ‚miles protector‘ kommt ohne persönliche Aufopferung letztlich nicht aus.“

-
- 26 Eigenartigerweise werden üblicherweise die kleinbürgerlichen, NS-konformen Kräfte der ehemaligen deutschen Wehrmacht als ‚Traditionalisten‘ bezeichnet, für die v. Baudissin bereits im „Handbuch Innere Führung“ (1957: 75) den passenderen Ausdruck ‚Restaurateure‘ fand.
 - 27 Der ehemalige Inspekteur des Heeres Willmann nannte Rommel 1998 in einem Zeitungsinterview als persönliches Vorbild, Ex-Generalinspekteur Bagger bezeichnete ihn 1998 in einem Zeitungsinterview als Vorbild (vgl. de Libero 2006: FN 338); der ehemalige stellv. Inspekteur des Heeres Trost nannte ihn 1999 in einem Artikel für eine Truppenzeitschrift ebenfalls als Vorbild (Trost 1999 passim). Truppenunterkünfte in der Nähe von Köln (Generalfeldmarschall Rommel-Kaserne in Augustdorf seit 1961) und Ulm (Rommel-Kaserne seit 1965) sind nach ihm benannt.

Die Bundeswehrführung hat dieses militärische Konzept nach dem Ende des Kalten Krieges schnell aufgegriffen wie u.a. aus publizistischen Beiträgen von Generalinspekteur Klaus Naumann und dem „Weißbuch 1994“ deutlich hervorgeht (vgl. Naumann 1994: 2002f, BMVg 1994a: § 711). Biehl (1998: 441) fasst diesen paradigmatischen Wechsel prägnant zusammen, wenn er über die „Neue Bundeswehr“ schreibt: „Gefordert ist der ‚stille Profi‘ mit den Qualifikation intelligent, robust und teamfähig, der von der politischen Dimension des militärischen Auftrages überzeugt ist“. Das neue Berufsleitbild der Bundeswehr als „Armee im Einsatz“ soll dem ‚miles protector‘ entsprechen. In Auslandseinsätzen ist bisweilen diplomatisches Geschick nötig, so dass auch die Beherrschung von höflichen Formen und gutem Stil geboten ist (v. Bredow/Kümmel 2000 passim). „Das ganze Spektrum der Auslandseinsätze bestimmt heute das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten. Gleichzeitig sind die Soldatinnen und Soldaten in der neuen Bundeswehr – neben ihrer Funktion als Kämpfer – auch Helfer, Schützer und Vermittler“ (BMVg 2006: 80f). Damit ist das Berufsbild des Bundeswehrsoldaten an das erweiterte Aufgabenspektrum der Bundeswehr und der übrigen NATO-Armeen angepasst und konstituiert sich weiterhin aus der Außeralltäglichkeit der Gefahrensituation, die den Berufenen ausmacht. Tabelle 8 zeigt ganz deutlich, dass sich insbesondere Offiziere als Berufene verstehen.

Tabelle 8: „Der Soldatenberuf ist heutzutage ein Beruf wie viele andere auch.“

	Mann.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
stimme voll zu	12,6%	11,7%	10,7%	3,8%	3,5%	10,9%
stimme eher zu	35,4%	30,8%	22,4%	18,2%	12,9%	29,5%
stimme eher nicht zu	36,4%	37,5%	38,3%	37,3%	30,6%	37,0%
Stimme überhaupt nicht zu	12,6%	18,0%	27,3%	40,4%	51,8%	20,5%
weiß nicht, keine Angabe	3,0%	2,0%	1,3%	,2%	1,2%	2,1%
Total N	1843	921	860	418	85	4127

Jahr: 2002 N = 4127 tau-b = .172**

Der ‚miles protector‘ hat als professioneller Ritter die fachliche Qualifikation zur Gefechtführung oder Kampfunterstützung mit den übrigen Aspekten der Ritterlichkeit zu verbinden. Die habituellen Aspekte der Ritterlichkeit wie Stil und

Etikette sind insofern funktional, als dass sie sicheres Auftreten bei offiziellen Anlässen erlauben (Moelker 2003: 83f). Gleichzeitig symbolisieren sie die Herausgehobenheit des Offizierkorps gegenüber anderen Gruppen des militärischen Feldes als auch die Professionalität dieses Berufstandes gegenüber der zivilen Gesellschaft (ebd. 96). Unter Bezug auf Richard Sennet (2003) argumentiert Moelker (2003: 86), dass in einem stark hierarchisch strukturierten Sozialverband wie dem Militär die Beherrschung von Etikette den Umgang von Menschen miteinander erlaubt, die unterschiedliche hierarchische Positionen einnehmen und unterschiedlichem sozioökonomischen Hintergrund entstammen, da die Interaktionen sicher und vorhersehbar werden.

Die Dispositionen der Akteure eines sozialen Feldes werden zu einem von diesen mitgebracht zum anderen im Feld aktiviert. Bereits in der Offizierbewerberprüfzentrale (OPZ) der Bundeswehr wurden diese jungen Leute anhand der Kriterien von Gewissenhaftigkeit, Führungsfähigkeit & Durchsetzungsverhalten, soziale Kompetenz & Kooperation, Ausdrucksfähigkeit & Argumentationsverhalten, Urteilsfähigkeit, Lern- und Leistungsbereitschaft, psychische Belastbarkeit, Denkfähigkeit, Berufsvorstellungen, Planungs- und Entscheidungsverhalten sowie Verhaltensstabilität aus den übrigen Bewerbern herausgefiltert. Hier handelte es sich also um Dispositionen welche die zukünftigen Offiziere vor Eintritt in das militärische Feld mitzubringen haben. Der soldatische Habitus erfordert ethische Gesinnungs- und Handlungsdispositionen, die durch vorberufliche und berufliche Sozialisation sowie durch die Aufnahme in das Offizierkorps begründet werden (Elbe 2004: 419). Der Habitus hilft, sich im sozialen Raum zu orientieren und in den jeweiligen sozialen Feldern zurechtzufinden, indem Raum- und Zeitstrukturen der sozialen Praxis einverleibt werden. Daher ist die Inkorporierung der Geschichte, der Kultur, und letztlich des Sozialen in seiner Gesamtheit für Bourdieu das Schlüsselkonzept zur Genese eines Habitus. Zum Habitus des deutschen Offiziers stellt Elbe (2004: 242) fest:

Insgesamt geht eine im besonderen Maß körperlich zu verinnerlichende, allgemeine soldatische Haltung und im Fortgang der Ausbildung zunehmend eine, dem Offizier eigene Haltung in Sprache (z.B. Befehlsgebung) und körperlichem Ausdruck mit der militärischen Sozialisation der Offizieranwärter einher.

Den Offizieranwärtern der Bundeswehr werden während ihrer einjährigen Ausbildung an den Offizierschulen von Heer (OSH), Luftwaffe (OSLw) und Marine (OSM) die Werte und Normen des Offizierkorps vermittelt und gute Sitten beigebracht. Dazu haben die Offizierschulen Fibeln mit Hinweisen zu angemesenen Umgangsformen entwickelt, die jedem Offizieranwärter ausgehändigt werden. Große Betonung in den Fibeln aller drei Offizierschulen wird auf die richti-

ge *Sprache* gelegt. Offensichtlich ist die angemessene Art und Weise zu sprechen, eng mit dem Ideal des Offiziers verbunden: „Unser Anspruch, der Offizierberuf sei ein geistiger Beruf, verlangt auch, dass jeder Offizier den Reichtum unserer Sprache nutzt, sich selbst um eine kontrollierte Sprache bemüht und bei seinen Untergebenen den Sinn für gutes Deutsch weckt und stärkt“ (OSH o.J.: 6). Denn in der Sprache drücken sich Dispositionen aus, die für die Offiziere maßgeblich sein sollen: „Sicherheit und geistige Disziplin eines Vorgesetzten spiegeln sich in seiner Sprache wieder“ (ebd.).

Zur richtigen *Sprache* des Offiziers führen die Fibeln der drei Offizierschulen aus:

OSH	OSLw	OSM
<p>„Es ist ein Unterschied, ob wir uns im Gefechtsdienst befinden und die Befehlssprache benutzen, wo mancher Artikel weggelassen wird, oder Taktikausbildung betreiben, wo Ausdrücke wie „ich würde“ verpönt sind, da gerade hier der Auszubildende sich üben soll, zu einem eigenständigen Entschluss zu kommen. In anderen Ausbildungsbereichen dürfen durchaus Konjunktiv angewendet werden“. (6)</p> <p>„Ein Offizier muss sehr wohl laut und deutlich sprechen und kommandieren können, aber er hat nicht zu schreien“. (8)</p> <p>„Im dienstlichen Bereich gibt es im allgemeinen nur das „Sie“. Mit dem Abschließen von sog. „Duz-Freundschaften“ sollten wir zurückhaltend sein. Es müssen sich nicht alle Leutnante im Bataillon duzen“. (11)</p>	<p>„Eine klare und verständliche Sprache ist Ausdruck von Selbstsicherheit und geistiger Disziplin. Rüder Ton, insbesondere „Fäkal-sprache“, und schnoddrige Ausdrucksweise sind Zeichen schlechter Umgangsformen. Verbales und nonverbales Verhalten müssen stimmig und auf die jeweilige Situation richtig bezogen sein. Insbesondere ist auf Verständlichkeit, Gliederung und Ordnung sowie Kürze und Prägnanz zu achten“. (4)</p> <p>„Grundsätzlich sollte der Offizier mit Angebot des „Du“ Zurückhaltung üben. Kameradschaft setzt das „Du“ nicht voraus“. (9)</p>	<p>„Entscheidenden Einfluss auf das Erscheinungsbild des Offiziers nimmt auch die Sprache, derer er sich bedient. Nicht allein der Inhalt, sondern auch der Ton macht die Musik. Rüder Ton und mangelnde Ausdrucksweise sind Zeichen schlechter Umgangsform“. (2)</p>

Zur militärischen Sprache gehört insbesondere das Beherrschen der Befehlssprache. Nicht nur muss man als Führer bzw. Unterführer die Kommandos beherrschen, sondern auch laut und deutlich sprechen können. Es gilt das Motto: „Fasse Dich kurz“. Diese gefechtsbezogene Funktionalssprache gilt es aber auch im Friedensbetrieb beizubehalten, da geübt und vorgehalten werden soll. Zudem kann der Offizier so auch sein Selbstverständnis als Führer bzw. Homo militaris betonen. Zum Berufsjargon gehören die zahllosen militärischen Abkürzungen und spezifische Ausdrücke der deutschen Militärsprache (s. Anhang). Zur militärischen Sprache gehören aber auch Sichtzeichen. Diese werden auch taktische Zeichen oder allgemeine Übermittlungszeichen genannt, da sie insbesondere im Gefecht zur Anwendung kommen. Diese Sichtzeichen werden bei guter Sicht als Armzeichen gegeben. Es gilt, sowohl taktische Zeichen geben als auch lesen zu können. Im „Reibert“ – dem Handbuch der Bundeswehr – finden sich allein 23 Übermittlungszeichen „zur Entfaltung“ während des Gefechts (vgl. Zankert 1990/91: 225ff). Taktische Zeichen sind vor allem Befehlszeichen. Sie werden aber gerne auch zur Kommunikation im Dienstalltag während des Friedensbetriebs verwendet und bezeichnen dann das kämpferische Selbstverständnis des Zeichengebers.

Auch über die richtige *Gestik* des Offiziers belehrt die Benimmfibel der OSH: „Dennoch bleibt der Grundsatz gültig, mit Gesten sparsam zu sein. Zugang zu unseren Soldaten finden wir mit Natürlichkeit, Schauspielerei dagegen stößt ab“ (OSH o.J.: 9). Dieser grundsätzliche Hinweis zum Einsatz von Gestik wird am situativen Beispiel konkretisiert: „Wer einen Raum im Offizierheim betritt, nimmt dadurch von den Anwesenden Notiz, dass er im Eingang stehen bleibt und sich mit dem Kopf und dem Oberkörper leicht verneigt, ohne dabei in der Hüfte einzuknicken“ (ebd. 18). Die OSLw (2003: 13) schreibt zum angemessenen Verhalten in der gleichen Situation: „Wenn Sie die Räumlichkeiten des Offizierheims betreten, ist es üblich, die Anwesenden mit einer knappen Verbeugung zu grüßen“. Das Auftreten des Offiziers zeichnet sich dabei durch eine körperlich wie geistig stramme Haltung aus, die eine feste Selbstdisziplin veranschaulicht.

In einem äußerst formalen Sozialverband wie dem Militär wird auf Äußerlichkeiten großen Wert gelegt. Der Haarschnitt männlicher Soldaten hat kurz und korrekt zu sein, eine gründliche Rasur wird erwartet und das Wachsenlassen eines Bartes muss beantragt werden. Die Uniformen sind – anders als z.B. bei vielen Krankenschwestern und Ärzten – genormt und teilweise für den jeweiligen Anlass genau befohlen. Aber das Konzept des berufsständischen Lebenstils der Soldaten geht über den Tagesdienst hinaus, so dass auch die zivile Kleidung ge-

wissen Erwartungen zu entsprechen hat. Hier was die Offizierschulen von Heer, Luftwaffe und Marine zum Äußersten sagen.

OSH	OSLw	OSM
„Wir haben die Pflicht darauf zu achten, dass unsere Soldaten einen ordentlichen und vorschriftsmäßigen Anzug tragen. Das beste Mittel, um dies sicherzustellen, ist, dass wir selber uns ständig darum bemühen. Über den Haarschnitt und die Barttracht finden wir etwas in der ZDv 10/5 „Innendienstordnung für die Bundeswehr“.“. (10)	„Jeder Offizier ist ständig in Haltung, Auftreten und äußerer Erscheinung den kritischen Blicken seiner Umwelt ausgesetzt. Bestehen wird diese Prüfung auf Dauer nur der, bei dem Haltung und Auftreten übereinstimmen. Eine Grundvoraussetzung für die im Soldatengesetz geforderte Vorbildfunktion ist ein in sich stimmiges Gesamtbild des Offiziers“. (2)	„Offiziere sind Führungspersonen und gelten in der Öffentlichkeit immer als Vertreter der Bundeswehr. Dem soll auch die Kleidung entsprechen. Keinesfalls sollen sich Offiziere immer noch wie Studenten oder Schüler kleiden“. (5)

Die äußere Erscheinung zählt viel im Militär, zumal wenn sie von Stärke und Agilität begleitet wird (Mazur et al. 1984). Sportlichkeit wird daher im Militär groß geschrieben. Militärsport verfolgt vordergründig das Ziel, die Kampffähigkeit der Truppe zu erhöhen. Eine wesentliche Aufgabe der militärischen Sportausbildung ist es, die physische und psychische Leistungsfähigkeit von Soldaten zu sichern (Restorff 1990: 438). Sport kann im Militär dazu dienen, ein gewisses Eigenmacht- und Selbstwertgefühl beim Soldaten zu erzeugen. Im Militär soll mittels Sport zum einen das Wir-Gefühl, Integration und Kameradschaft und zum anderen die Vermittlung von Fairness, Selbstüberwindung und Leistungswillen gefördert werden (Scharenberg 1984: 14). Darüber hinaus kann Sport dazu beitragen die Fähigkeit des Soldaten fördern gut zu marschieren, anzugreifen oder sich durchzuschlagen (Restorff 1990: 438).

Im Offizierkorps steht Sport aber auch für den Anspruch einem besonderen, edlen Berufsstand anzugehören. Schon in den Ritterakademien des 19. Jahrhundert wurden den adligen Zöglingen standesspezifische Tätigkeiten wie Fechten, Reiten, Voltigieren und Tanzen vermittelt. Die „leisure class“ zeichnet sich just durch einen Lebensstil aus, der von einem Überfluss an Zeit und dem Treiben von Sport – während andere arbeiten müssen – geprägt ist. Die Lebenskunst des modernen männlichen Aristokraten – dem traditionellen Rollenbild des Offiziers – bestand und besteht im verschwenderischen Umgang mit Zeit durch Sport zum

Erhalt der körperlichen Kriegstüchtigkeit. Die betonte Körperlichkeit des Aristokraten und Offiziers stellte einen zentralen Bestandteil der Praktiken symbolischer Selbstinsinierung dar (Linke 2004 passim). Das im 19. Jahrhundert auch in Deutschland eingeführte Bild vom Offizier als Gentleman und Sportsmann wirkt bis heute nach. So wie die körperlichen Kommunikationsbeziehungen für die adelsinterne Identitätsbildung von Bedeutung waren, gehört heute Sport und insbesondere Jogging zu den guten Gepflogenheiten im Militär. Jogging zeichnet sich durch konservative Werte wie Selbstentbehörung, Individualismus, und Tüchtigkeit aus. Die Referenz zum infrantristischen Rollenbild aller Soldaten ist beim Jogging bzw. Langstreckenlauf offensichtlich, handelt es sich bei dieser Tätigkeit doch um einen Sport der direkt dem soldatischen Anspruch an Kriegstüchtigkeit dient.

Als weitere Spielregeln des militärischen Feldes bezeichnet die OSH (o.J.: 29) die „Gepflogenheiten im dienstlichen und privaten Bereich“. Die diesbezüglichen guten Gepflogenheiten sind im Dienst insbesondere bei einer der häufigen Versetzungen in eine neue Dienststelle von Bedeutung, während der private Bereich durch das angemessene Verhalten bei Abendveranstaltungen und dem Verhalten zwischen Soldatenfamilien gekennzeichnet ist. In diesen Verhaltensweisen drückt sich ein soldatisches Berufsethos aus, das auf spezifischen Denk- und Wahrnehmungsmustern beruht.

Die drei Offizierschulen machen zu den praktischen *Gepflogenheiten* des soldatischen Berufstandes folgende Ausführungen:

OSH	OSLw	OSM
„Wie verhält es sich nun, wenn man [...] in ein anderes Bataillon versetzt wird? Es ist auch heute noch guter Brauch und Sitte, dass man sich schriftlich voraus meldet und vorstellt. [...]. Der Neue im Bataillon wird durch den Bataillonskommandeur im Offizierkorps vorgestellt. Er nimmt von sich aus Verbindung zu den Kompaniefeldwebeln seines Bataillons auf. Es gilt auch	„Sind sie zu einer Dienststelle kommandiert oder versetzt, melden Sie sich unverzüglich bei ihrem neuen Disziplinarvorgesetzten. Es entspricht bewährten militärischen Gepflogenheiten, wenn Sie sich darüber hinaus auch baldmöglichst bei den Sachgebietsleitern, den leitenden beamten sowie ggf. auch bei den Kommandeuren und Chefs benachbarter Verbände vorstellen. Bemühen Sie sich bereits in den ersten	„Wird der Offizier kommandiert oder versetzt, so meldet er sich unverzüglich bei seinem neuen Disziplinarvorgesetzten. Meldungen werden stets im Dienstanzug Grundform mit Jackett durchgeführt. Unabhängig von eventuellen offiziellen Vorstellungen entspricht es bewährter militärischer Tradition, sich möglichst bald mit bald mit den Sachgebietsleitern des Stabes sowie den weiteren Chefs oder

OSH	OSLw	OSM
<p>heute noch, dass wir uns bei den Kommandeuren benachbarter Bataillone oder Kompaniechefs bei der ersten Begegnung melden und vorstellen. Bei der nächsten Gelegenheit stellt man sich auch bei den Militärgeistlichen vor“. (14)</p> <p>„Korrekt ist es, den Vorgesetzten um einen Termin zu einer Vorsprache zu bitten“. (16)</p> <p>„Es macht einen schlechten Eindruck, negativer Kritik gleich mit Einwänden oder Entschuldigungen zu begegnen. Selbst wenn Vorhaltungen einmal unberechtigt erscheinen, wird ein disziplinierter Soldat sie widerspruchslös hinnehmen, vor allem in Gegenwart Untergebener. Zu gegebener Zeit und unter vier Augen wird er eine Richtigstellung anstreben“. (16)</p> <p>„Wenn man neu in ein Offizierheim kommt, so stellt man sich beim dienstgradhöchsten Offizier vor“. (18)</p> <p>„Es ist guter Brauch und Sitte, dass das Offizierkorps einmal in der Woche mittags gemeinsam isst“. (23)</p> <p>„Es ist in der Vergangenheit üblich gewesen und es ist gegenwärtig</p>	<p>tagen weiterhin, sich mit allen Offizieren des Truppenteils bekannt zu machen. Eine gute Gelegenheit bietet dazu das Offizierheim“. (6)</p> <p>„Aus der Fülle der Vorgesetztenpflichten sei hier nur die Pünktlichkeit besonders erwähnt. Unpünktliches Erscheinen ist geeignet, Ihr Ansehen, Ihre Autorität und auch Ihre Vorbildwirkung als Erzieher zu gefährden. Richten Sie sich in Ihrer Lebensführung so ein, dass Sie frisch zum Dienst erscheinen“. (6)</p> <p>„Ein Untergebener betritt nicht mit brennender Zigarette das Zimmer eines Vorgesetzten oder beginnt nicht in dessen Gegenwart ohne Erlaubnis zu rauchen. Ebensowenig nimmt man nicht ohne Aufforderung durch den Vorgesetzten Platz“. (7)</p> <p>„Für einen Offizier sollte es selbstverständlich sein, der jeweiligen Offizierheimgesellschaft anzuhören und dort aktiv mitzuarbeiten. Er dokumentiert damit seine Zugehörigkeit zum Offizierkorps“. (13)</p> <p>„Sind Sie neu in einem Offizierheim, stellen Sie sich dem dienstältesten Offizier vor, der Sie dann mit den übrigen anwesenden Offizieren be-</p>	<p>Kommandanten bekanntzumachen. Hier empfiehlt sich die Begleitung durch einen in der Dienststelle bekannten Offizier. Vorstellungen bei weiteren höheren Vorgesetzten sollten jedoch erst nach Terminabsprache durch den nächsten Disziplinarvorgesetzten wahrgenommen werden. Eine gute Gelegenheit zur leichteren Eingewöhnung bietet immer die Offiziermesse“. (3)</p> <p>„Gehorsam und Loyalität seitens des Untergebenen charakterisieren das Verhalten dem Vorgesetzten gegenüber. Selbstverständlich kann der junge Offizier seine Meinung – auch mit Nachdruck – gegenüber Vorgesetzten vertreten. Es sollte der Grundsatz des deutlichen Wortes zur richtigen Zeit am richtigen Ort nicht vergessen werden. Der junge Offizier tritt seinen Vorgesetzten taktvoll, zuvorkommend, höflich und freundlich gegenüber“. (3)</p> <p>„Vorgesetzte mit Disziplinargewalt werden auch außer Dienst mit der dienstlichen Anrede angesprochen. Dieses empfiehlt sich auch bei allen weiteren, auch ehemaligen Vorgesetzten oder Dienstgradhöheren,</p>

OSH	OSLw	OSM
<p>im Offizierkorps guter Stil, als Ausdruck für die Bereitschaft des Dienens beim ersten Schluck des Staatsoberhaupts zu gedenken“. (23)</p> <p>„Herrenabende dienen in besonderem Maße der Pflege der Gemeinschaft, der Erziehung und Bildung des Offizierkorps“. (23)</p> <p>„Ein Anhalt für die Durchführung eines Herrenabends kann sein: Die Teilnehmer versammeln sich in einem Vorraum. Der Kommandeur begrüßt die Anwesenden und stellt gegebenenfalls Gäste vor. Es kann ein Sherry oder ein anderes Getränk gereicht werden“. (23)</p>	<p>kannt machen wird“. (13)</p> <p>„Der Gesellschaftsabend dient der Pflege der Gemeinschaft, der Erziehung und Bildung des Offizierkorps, [...“. (16)</p>	<p>es sein denn der Ange- sprochene verzichtet auf die dienstliche Anrede“. (7)</p> <p>„Es ist allgemein üblich, dass Sie sich bei Ihrem ersten Messebesuch ent- weder durch einen Ihnen bereits bekannten Offi- zier einführen lassen, oder sich beim dienstäl- testen anwesenden Offi- zier melden, der dann die Vorstellung übernehmen wird. Es wäre nämlich unhöflich, mit anderen an einem Tisch zu sitzen oder sich einem Kreis anzuschließen, ohne vor- gestellt zu sein!“ (8)</p>

Die Praxisformen des soldatischen Habitus lassen sich in Anschluss an Elbe (2004: 425), der von der psycho-sozialen Komponente dieses Habitus spricht, folgendermaßen beschreiben: „Offiziere sind emotional und psychisch überdurchschnittlich stabil und Stressfaktoren gegenüber nur in geringem Maße anfällig; sie zeichnen sich durch hohe Selbstkontrolle aus, die planungs-, organisa- tions- und aufgabenbezogen ist. Offiziere neigen zu konventionellen Denkmustern und Verhaltensweisen und sind Neuerungen gegenüber weniger aufge- schlossen. In Bezug auf Altruismus und Kooperation zeigen sie nur durchschnittliche Ausprägungen“ (Müller/Hoffmann 1996: 155f). Offiziere mit der Karriereperspektive auf den Berufsoffizierstatus zeigen im Vergleich zu Zeitoffizieren ei- ne diesbezüglich verstärkte Habitusausprägung, da für diese Gruppe „die gene- rellen Haltungen dem Beruf gegenüber besonders hoch sind“ (Bonnemann/Pos- ner 2000: 18). Berufsoffiziere zeigen eine besonders hohe Identifikation mit den Praxisformen des soldatischen Habitus.

Der Habitus ist trotz seiner immanenten Trägheit ein offenes und damit begrenzt wandlungsfähiges Dispositionssystem (Bourdieu 1989: 406f). Für Bourdieu (1993a: 126f) stellt jedes *Ethos* einen Aspekt des Habitus dar, der sich als ethisches Beurteilungsmuster dieses Dispositionssystems zeigt. Gerade die Denkmuster der Habitusformen, die neben den alltäglichen Klassifikationsmustern und ihren ästhetischen Maßstäben vor allem auch die impliziten ethischen Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen bieten, sind diesbezüglich von Bedeutung. Das Ethos versteht Bourdieu (1976: 167) als eine Disposition, die als Ergebnis einer umfassenden, von einem bestimmten Typ von Regelmäßigkeiten beherrschten Lehrzeit die Verhaltensweisen eines jeden eben diesen Regelmäßigkeiten unterworfenen Individuums bestimmt. „Die Stärke des Ethos ist, dass er eine zu Hexis, Geste, Haltung gewordene Moral ist“ (ders. 1993a: 127). Das soldatische Berufsethos drückt sich nicht nur in der berufsständischen Selbstverpflichtung zum moralischen Handeln im Sinne des Wohls des eigenen Landes aus, sondern schreibt im Eid der Soldaten die Pflicht zum Gehorsam gegenüber dem Staat und zu tugendhaftem Handeln fest. Das Amtsethos der Offiziere steht für die unterstellte Unparteilichkeit der ‚Staatsdiener‘. Diese vermeintliche Unparteilichkeit nimmt auch das Berufsethos der Soldaten für sich in Anspruch und leitet daraus einen Großteil seines Berufsverständnisses und Legitimierung ab. Hinsichtlich des militärischen Feldes ist es von besonderer Bedeutung, wenn Bourdieu (1998: 142) betont, dass durch die Funktionsweise eines sozialen Feldes spezifische Interessen entstehen für die man prinzipiell zu sterben bereit ist.

4.4 Symbolische Ordnungen der Militärwelt

Kameradschaft ist das Band, das die Truppe in allen Lagen fest zusammenhält. Sie bildet sich im täglichen Dienst und im gemeinsamen Erleben des Einsatzes. Sie bewährt sich in Augenblicken der Gefahr und besonderer Belastung, verbindet Führer und Geführte, gibt Halt und Zuversicht und erleichtert die Führung. Kameradschaft wird durch übertriebenen Ehrgeiz, Rücksichtslosigkeit, Selbstsucht und Unaufdringlichkeit gefährdet.

(HDV 100/100: NR. 310).

Soziale Felder sind nicht nur Räume sozialer Distinktion und müssen als Machtfelder begriffen werden, sondern sie sind gleichzeitig Räume sozialer Kämpfe. Durch Kämpfe um die Akkumulation, die Legitimität und die Anerkennung der eigenen Ressourcen, um Beibehaltung oder Veränderung der Machtverhältnisse, mithin also Kämpfen um die Herrschaft des jeweiligen Feldes. Diese symbolischen Kämpfe sind „Kämpfe um die Macht zur Produktion und Durchsetzung der legitimen Weltsicht“ (Bourdieu 1992b: 147). Wesentlich für diesen Umstand sind die Wahrnehmungskategorien und Klassifikationssysteme in denen „die soziale Wirklichkeit sowohl konstruiert als auch zum Ausdruck“ (ebd. 148) gebracht wird. Symbolische bzw. institutionalisierte Gewalt ist dann die verborgen wirkende, aber stillschweigend anerkannte Macht, welche die Durchsetzung der herrschenden Deutungsmuster legitimiert.

Mit Weber argumentiert Bourdieu (1974: 60f), dass eine prestigeversprechende Umsetzung einer hohen Stellung in der Gesellschaftsstruktur erst als gelückt betrachtet werden kann, wenn ökonomische Unterschiede in dementsprechende Lebensstile, die sich in Kleidung, Sprache, Geschmack und Bildung ausdrücken, vollzogen wurde. Daher betont Bourdieu (1982: 282) die klassenspezifischen Lebensstile, „die *stilistische Affinität* der Praxisformen eines Akteurs oder aller Akteure einer Klasse, die jede Einzelpraxis zu einer ‚Metapher‘ einer beliebigen anderen werden lässt“. Diese Geschmacksäußerungen können als die Summe aller Praxisformen überhaupt und als Repräsentanten von „Wertkonflikten, die eine ganze Weltanschauung und Lebensweise implizieren“ (ebd. 487f), betrachtet werden. Doch Distinktionsstrategien sind in erster Linie nicht bewusste Strategien, sondern werden von Bourdieu (1992a: 115) als Verhaltensweisen verstanden, die vermittelt über den Habitus, „die Gestalt von objektiv auf ein

Ziel bezogener Sequenzen annehmen, ohne notwendigerweise das Ergebnis einer bewussten Strategie noch mechanistischer Determination zu sein“.

Dem Begriff des Korpsgeistes kommt hierbei besonderer Stellenwert zu. Grundsätzlich sorgt Korpsgeist für Stabilisierung militärischer Strukturen und verhindert, dass Soldaten sich nur mit den nächsten Kameraden auf der Einheits-ebene identifizieren. Im militärischen Feld wird vertikale Kohäsion unter Soldaten als „*Esprit de Corps*“ bezeichnet (Burk 1999: 453ff). Korpsgeist bezieht die formellen Gruppen und kleineren Einheiten wie den militärischen Zug oder die Kompanie in die abstrakteren Verbandsgrößen von Regiment/Bataillon bzw. Geschwader, Brigade/Flottille oder Division/Flotte ein. Die Idee des Korpsgeists kann sich dabei sowohl auf die unmittelbare Einheit oder den Verband (z.B. Regiment) des jeweiligen Soldaten beziehen, aber auch gerade innerhalb einer Dienstgradgruppe Geltung beanspruchen. *Esprit de Corps* lässt sich ebenfalls als horizontale Kohäsion innerhalb des Offiziers- oder Unteroffizierscorps verstehen. Hierbei spiegeln die beiden Korps als ‚Gesinnungsgemeinschaften‘ die spezifischen Milieus wieder, denen sich Offiziere und Unteroffiziere zurechnen lassen. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass sich das allgemeine Offizierkorps durch seinen ‚korporatistischen‘ Geist auszeichnet.

Analog zur Geringschätzung des Politischen, nimmt das Offizierskorps die Welt der Zivilisten, oftmals als eine Welt der Unordnung war, welche darüber hinaus als von bloßen materialistischen Kalkülen dominiert wahrgenommen wird. Dem wird ein Berufsethos entgegengestellt, das starke idealistische Bezüge aufweist und oftmals eine Ritterlichkeit des Offizierberufes apostrophiert (Burk 1999: 450f). Das Offizierkorps und das Unteroffizierkorps verstehen sich über die jeweilige Teilstreitkraft hinaus als zwei Gesinnungsgemeinschaften im Denken und Handeln; beide Korps stehen für eine unterschiedliche gesellschaftliche Schichtzugehörigkeit.

Der Offizier ist weltanschaulich konservativ, da sein Herkommen auf die Geschichte des post-feudalen Adels zurückgeht und das Selbstverständnis vieler Offiziere dementsprechend berufständisch ist. Der konservative Traditionalismus im Militär geht aber auch auf das spezifische Problem des Militärs zurück, stets für den Ernstfall gewappnet zu sein, aber bestenfalls nur in Manövern den Krieg bzw. Einsatz üben zu können. Dogmatische Doktrinen und die Verehrung besonders erfolgreicher militärischer Führungsgestalten der Vergangenheit sind das Ergebnis (Janowitz 1964: 23f). Der letzte Krieg dient als Vorbild für den nächsten Krieg. Nach Karl Mannheim stellt konservativ zu handeln ein Handeln im Sinne eines objektiv vorhandenem Denkzusammenhangs dar. Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ aus dem Vergangenen abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente

,Sein²⁸ bildet die Norm (Mannheim 1964: 437). Ein Konservativer handelt auf der bewussten oder unterbewussten Kenntnis der Werte einer konservativen Bewegung. Im Fall des Militärs gilt diesbezüglich nach wie vor: „Tradition, *esprit*, unity, community – these rate high in the military value system“ (Huntington 1981: 62). Der Konservative kennt die besondere Eigenart und die Grundsätze dieser Bewegung und orientiert sich nach den ungeschriebenen Gesetzen dieser besonderen Form von Zusammenghörigkeit (Mannheim 1964: 412).

In its theories of man, society, and history, its recognition of the role of power in human relations, its acceptance of existing institutions, its limited goals, and its distrust of grand designs, conservatism is at one with the military ethic (Huntington 1981: 93)

Der konservative Denkstil bedingt bei Soldaten die Wertschätzung und Verinnerlichung von Tugenden, welche die eigene Rolle und Position im Staat herausragend erscheinen lassen und das eigene Selbstverständnis stark am Staat orientieren. „Consequently, loyalty and obedience are the highest military virtues“ (Huntington 1981: 73). Diese Wertvorstellungen sind überwiegend konformistischer Natur und orientieren sich an einem Bild vom starken Staat der für Recht und Ordnung sorgt. Die soziale Situation, in der sich das Subjekt befindet, d.h. wo und in welchen Schichten das Individuum aufwächst, von wem es beeinflusst wird und welchem sozialem Wandel es unterliegt, ist maßgeblich verantwortlich dafür, welcher Denkstil und geistige Einstellung zur Umwelt sich im individuellen Bewusstsein manifestiert, bzw. welcher Denkströmung es sich anschließt. Menschliches Denken und Erkennen vollzieht sich darum nicht im geschlossenen Rahmen eines subjektiven Geistes, sondern es konstituiert sich durch geschichtlich-gesellschaftliche Einflüsse, ist folglich abhängig vom jeweiligen sozialen Standort, von der jeweiligen Epoche und vom jeweiligen Zeitgeist. Der Denkstil der überwiegend konservativ eingestellten Offiziere ist darum für ein tieferes Verständnis dieses militärischen ‚Gesinnungadels‘ von zentraler Bedeutung.

Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ letztlich aus dem Vergangenem abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente Sein bildet die Norm (Mannheim 1964: 437). Dieses ‚Sein‘ stellt bei Weber als Bereich subjektiver Werte und Einschätzungen den symbolischen Pol des ‚Stil des Lebens‘ dar und wird dann in Bourdieus Modell als Raum der Lebensstile verstanden. Die von einem Habitus generierten Le-

28 Dieses ‚Sein‘ stellt bei Weber als Bereich subjektiver Werte und Einschätzungen den symbolischen Pol des ‚Stil des Lebens‘ dar und wird dann bei Bourdieu als Raum der Lebensstile verstanden.

bensstile stellen Systeme gesellschaftlich qualifizierter Merkmale dar, die aus der Dialektik von sozialer Lage und Habitus entstehen (Bourdieu 1982: 281). Die Erzeugungsformel des Lebensstils ruht im Geschmack, einem bestimmten System von Klassifikationsschemata; daher bezeichnet Bourdieu (1982: 283) den Lebensstil auch als „einheitlichen Gesamtkomplex distinktiver Präferenzen, in dem sich in der jeweiligen Logik eines spezifischen symbolischen Teil-Raums – des Mobiliars und der Kleidung so gut wie der Sprache oder der körperlichen Hexit – ein und dieselbe Ausdrucksintention niederschlägt“. In den folgenden Unterkapiteln werde ich diesbezügliche Elemente der symbolischen Ordnung des militärischen Feldes untersuchen und als Reproduktionsmechanismen für weitere Feldeffekte sowie ihre Bedeutung für die symbolische Ordnung des militärischen Feldes diskutieren.

4.4.1 Absicherung der Laufbahn: Soziales Kapital

Das soziale Kapital setzt sich aus Ressourcen zusammen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen. Es besteht aus den mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Erkennens, Kennens und Anerkennens. Aus erwünschten Kreisen zu stammen, lässt sich sowohl am Bildungshintergrund als auch an der angemessenen Werthaltung erkennen. Im situativ passenden Verhalten drücken sich die dementsprechenden Wahrnehmungs-, Bewertungs-, und Handlungsmuster aus. Doch im Offizierkorps moderner Stehender Armeen hat sich die Bedeutung des ‚richtigen‘ Familienhintergrundes verschoben.

Die militärische Weltanschauung die Dixon (1976: 290ff) „muscular christianity“ nennt, hat beispielsweise im Vereinigten Königreich zu einem militärischen Wertesystem geführt, das Autorität und Körperlichkeit betont, während es sich gegen ‚Verweiblichung‘, Intellektualität und Sensibilität richtet. Die Trennung und Entfremdung der Söhne aus höheren Schichten während ihrer Internatszeit von ihren Eltern sowie die Ablehnung des familiären Ursprungsmilieus durch aufstrebenden Söhne der Arbeiterklasse führt zu vergleichbaren Werthaltungen, die mit dem Wertesystem der britischen Armee übereinstimmen (v. Zugbach 1990: 189). Die chauvinistischen Werte des britischen Internatsystems und des proletarischen Hinterhofes passen offenbar gleichermaßen zu den Offizierqualitäten der britischen Armee. Der Mittelstand hat schlechte Karten ein britischer Offizier zu werden. Die Eintrittsmöglichkeit in spezifische Truppengattungen und Regimenter, die für unterschiedlichen sozialen Hintergrund stehen, ist für den Karriereerfolg in der britischen Armee von großer Signifikanz und bedeutet letztlich für die sozialen Emporkömmlinge, dass ihnen die ganz große Karriere zum General verwehrt bleibt (ebd. passim). Das Auswahlverfahren für

Offizierbewerber der Bundeswehr unterscheidet sich nun an ein paar Stellen vom Selektionssystem der britischen Armee.

Die Selektion der Kandidaten geschieht in Deutschland an der Offizierbewerberprüfungszentrale (OPZ), wo in Auswahlgesprächen und Tests die Bewerber gefiltert werden. Die OPZ der Bundeswehr geht von der allgemeinen Offiziereignung aus.²⁹ Die OPZ unterteilt Kandidaten dazu in „besonders geeignet“, „gut geeignet“, „geeignet“ und „ungeeignet“. Die einzelnen Merkmale zur Beurteilung des Eignungsgrades des Kandidaten werden von „1“ (sehr gut) bis „7“ (sehr schlecht) beurteilt. Eignungsmerkmale sind: Gewissenhaftigkeit, Führungsfähigkeit & Durchsetzungsverhalten, soziale Kompetenz & Kooperation, Ausdrucksfähigkeit & Argumentationsverhalten, Urteilsfähigkeit, Lern- und Leistungsbereitschaft, psychische Belastbarkeit, Denkfähigkeit, Berufsvorstellungen, Planungs- und Entscheidungsverhalten sowie Verhaltensstabilität. Im Prüfgespräch sitzen ein ziviler Prüfpsychologe und ein Soldat, die das Auftreten der Kandidaten in Kurzvorträgen, Rundgesprächen und Planspielen beobachten und beurteilen. Zusammen mit den Noten aus Biobogen, Aufsatz und Test ergeben diese Beurteilungen einen Gesamtindex. Anhand dieses Gesamtindexes, der Empfehlung des Studienberaters hinsichtlich der Studiumsfähigkeit des Kandidaten und der Einplanbarkeit in der vom Kandidaten gewünschten Verwendung entscheidet ein einplanender Offizier über die Position des Kandidaten in der Einplanung für den neuen Jahrgang von Offizieranwärtern.

Anfang der 1990er Jahre gingen Kriesel/Lippert/Klein (1993 passim) an der OPZ der Bundeswehr der Frage nach, ob die zur Prüfung angetretenen Offizierbewerber (OB) einer bestimmten Fremd- wie Selbstauslese unterlagen, die dazu führte, dass bestimmte Bewerbergruppen bzw. Merkmalsausprägungen unter den eingetretenen Offizieranwärtern (OA) stärker oder schwächer vertreten waren als in der Ausgangsgruppe aller befragten OB. Die quantitative Erhebung zeigte, dass die Ausleseprozesse der OPZ die Offizierbewerber aus Staatsdiener- und Akademikerkreisen bevorzugte, während Arbeitersöhne die stärkste Negativselektion erfuhren (ebd. 5f). Doch Sportlichkeit, Erfahrung in der Führung von Gruppen, bundeswehrnahe Informationsquellen zum Offizierberuf, konkrete Verwendungsvorstellungen, Abnabelungswunsch vom Elternhaus und eine ‚harte Schale‘ führten gleichzeitig zu signifikant besseren Chancen OA zu werden (ebd. 6ff). Befürworter des Streikrechts für Soldaten unter den OB hatten eine außergewöhnlich hohe Durchfallwahrscheinlichkeit (ebd. 23). Dies deutet darauf hin, dass die Selektion der OB auch entlang politischer Haltungen verläuft.

29 Die Ausführungen zur OPZ beziehen sich auf das Jahr 2003.

Da es für die Übernahme zum OA überwiegend Voraussetzung ist, dass einem Kandidaten von der OPZ die „Studierfähigkeit“ bescheinigt wird, ist in der BRD für Offizierbewerber der Bildungshintergrund von großer Bedeutung. Von fast allen OAs wird seit Mitte der 1970er Jahre verlangt, ein Studium an einer der Bundeswehrhochschulen zu absolvieren. In einem Land wie der BRD mit deutlicher Chancenungleichheit hinsichtlich des möglichen Bildungsabschlusses drückt ein gutes Abitur bzw. Fachhochschulreife das überdurchschnittliche bildungskulturelle Kapital der Familie des Kandidaten aus. Der militärische Hintergrund des Vaters ist bei Bundeswehrsoldaten aller Dienstgradgruppen allerdings fast gleich verteilt (vgl. Tabelle 9). Sollte ein militärischer Familienhintergrund also bei der Übernahme in die Bundeswehr eine Rolle spielen, so wäre dies bei Offizieren nicht stärker ausgeprägt als bei den anderen Dienstgradgruppen.³⁰ Es zeigt sich diesbezüglich auch kein Unterschied zwischen Offizieren (Lt.-Hptm.) im Status Zeitsoldat oder dem Status Berufssoldat. Die befragten Stabsoffiziere hatten jedoch überdurchschnittlich oft einen militärischen Hintergrund in ihrer Familie.

Tabelle 9: „War oder ist Ihr Vater Zeit- oder Berufssoldat?“

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Ja	19.8%	18.3%	14.4%	21.3%	34.3%	18.6%
Nein	80.2%	81.7%	85.6%	78.7%	65.7%	81.4%
Total N	1381	727	666	296	35	3105

Jahr: 2005 N = 3105 tau-b = .019

Nach der dreijährigen Phase des Offizieranwärters seines wird aus dem OA ein Offizier im Dienstgrad Leutnant. Die Forschungsergebnisse der 1970er und 1980er Jahre zum Selbstbild von Bundeswehroffizieren zusammenfassend, kommen Klein/Kriesel (1991 *passim*) zu folgenden Schluss: 1974/75 beschreiben sich junge Offiziere vor allem durch die Eigenschaften Entschlusskraft, Verantwortungsbewusstsein und psychische Belastbarkeit (*ebd.* 15). Im Jahre 1978 sahen befragte Offiziere ihre Berufsbild als einer „Berufsgruppe zugehörig, die „wichtig für unser Land“ ist, in der man Wert auf Disziplin legt, die sich selbstbewusst und an Leistung interessiert zeigt und die untereinander zusammenhält“ (*ebd.*). Eine Erhebung der Jahre 1983/86 ergibt, dass derjenige dem westdeut-

30 Die Abweichung im Jahre 2005 bei Stabsoffizieren liegt höchstwahrscheinlich an der geringen Fallzahl von N = 35.

schen Offizierideal entspricht, der Führungs- und Leitungsaufgaben gut erfüllt. Tugenden, Charakter und Persönlichkeit rangieren an zweiter Stelle der verwendungsübergreifenden Leistungsmerkmale des Idealoffiziers. Geistige Fähigkeiten folgen an dritter Stelle, gefolgt von Einsatz/Tatkraft/Zivilcourage sowie Können und Wissen (ebd. 19ff; 37). Befragungsergebnisse aus dem Jahre 1989 belegen, dass die Gedanke an den Offizierberuf als „*sui generis*“ aus dem westdeutschen Offizierkorps nicht verschwunden war (ebd. 44). Die Besonderheit des Offizierberufs wird in einer speziellen Loyalitätspflicht gegenüber dem Staat gesehen. Aus dieser besonderen Bereitschaft sich für den Staat einzusetzen werden spezielle Verhaltensregeln und Normen abgeleitet. Diesbezüglich sprach bereits Bührer (1983: 53) vom eher konservativen Selbstbild der Bundeswehroffiziere. Ein Vergleich zwischen Oberleutnanten, Hauptleuten und Kommandeuren belegt für die Mitte der 1980er Jahre, dass mit wachsendem Dienstgrad traditionelle soldatische Werte wie Einsatz und Courage stärker und kritische Intelligenz sowie Sensibilität und Soziabilität weniger gefordert werden (Klein/Kriesel 1991: 42). Ob dies eher an der Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen oder eher an den Selektionskriterien für Kommandeure liegt, bleibt offen.

Das Bekenntnis zu Pflicht- und Akzeptanzwerten wie Einsatz und Courage spielt im militärischen Feld eine so außerordentlich große Rolle, da es mit der vermeintlichen Interesselfreiheit des soldatischen Berufstandes einhergeht. Offiziell gelten aber in der bürokratischen Großorganisation des Stehenden Heeres die Prinzipien von Eignung, Befähigung und Leistung als Grundlage für den beruflichen Werdegang einer Bundeswehrsoldaten. Schon in den Anfangsjahren der Bundeswehr verursachte dieses vermeintliche Kriterium schwere Probleme:

In der Bundeswehr gilt dagegen das „Leistungsprinzip“. Zwar ist die Richtigkeit dieses Prinzips kaum zu bestreiten, doch fehlt es an Richtlinien, die bestimmen, was „Leistung“ ist. Der Effekt: Liebesdienerei, Intrigen und Cliquenwesen (Der Spiegel 1963: 41).

An dieser Bestandaufnahme hat sich wenig geändert, denn trotz aller bürokratischen Rationalitätsversuche liegt die Macht der Personalbeurteilung weiterhin bei den direkten Vorgesetzten.

Das Offizierkorps der Bundeswehr differenziert sich nach Offizieren welche nach ca. 12 Jahren in zivile Berufe wechseln, Berufsoffizieren des Truppendienstes und Militärfachdienstoffizieren. Innerhalb des Offizierkorps gibt es deutliche Unterschiede hinsichtlich der Sozialisationsbedingungen zwischen Offizieren des Truppendienstes und Offizieren des militärfachlichen Dienstes, da letztere dem Unteroffizierkorps entstammen (Elbe 2004: 429). Truppendienstoffiziere werden wiederum in Truppenoffiziere und Generalsstabsoffiziere aufgeteilt. Zwar gibt es innerhalb des Offizierkorps eine gewisse Exklusivität gegenüber

den übrigen Soldaten und eine spezifisch entwickelte Eigenkultur, die eine weitgehend normierte Lebensführung zur Folge hat, wie Kernic (2001c: 75) zu recht feststellt, doch gibt es im Offizierkorps auch Unterschiede in den langfristigen Sozialisationsbedingungen. Die einigende Eigenschaft des Offizierkorps ist hingegen das alles überragende Berufsbild des militärischer Führers. Diesem Bild zu entsprechen ist bares soziales Kapital für die Karriere des Offiziers, denn von der Personalbeurteilung hängt fast alles ab.

Personalpolitik ist die bestimmende Variable für die spezifische Kultur eines Stehenden Heeres (Bell 2001: 45). In der Bundeswehr gestaltet sich dies wie folgt. In „personellen Auswahl- und Perspektivkonferenzen“ des Personalamtes der Bundeswehr, im Fachjargon P genannt, entscheidet sich der berufliche Werdegang eines Offiziers. Über die Verwendung eines Offiziers entscheidet die Personalabteilung, in Form des Personalführers; der Vorgesetzte leistet mit seiner Beurteilung einen oder den wesentlichen Beitrag dazu.³¹ Die Übernahme vom Offizier auf Zeit (ZO) – man spricht aufgrund der Verpflichtungsdauer von 12 Jahren vom Z12-Offizier – zum Berufoffizier (BO) geschieht im Lebensalter zwischen ca. 23 bis 30 Jahren. Im Stabsoffizierlehrgang (SGL) scheidet sich die Spreu vom Weizen: ca. 15% der BOs werden zum „Nationalen Lehrgang Generalstabs- Admiralstabsdienst“ (LGAN) zugelassen. Die Teilnahme am zweijährigen LGAN an der Führungsakademie in Hamburg findet planmäßig im Alter von 32-33 Jahren statt.

Ist ein Dienstposten zu besetzen, so hat der Personalführer zu entscheiden mit wem er diesen Dienstposten besitzen will und die Akzeptanz des aufnehmenden Vorgesetzten zu prüfen.³² Dazu geht der Personalführer vor der Entscheidung folgendermaßen vor, indem er mit dem aufnehmenden Vorgesetzten die Alternativen prüft: „Ich habe die Absicht Ihnen Herrn X, Y auf den Dienstposten Z zu zuversetzen. Er bringt folgende Merkmale mit. Er hat folgende Lehrgänge, er hat folgende Verwendungen. Mit der Bitte um Stellungnahme“.³³ Oftmals fragt dann der aufnehmende Vorgesetzte nach Alternativen, woraufhin der Personalführer darauf aufmerksam macht, dass er unter drei bis fünf Kandidaten den vom Werdegang her bestgeeigneten Bewerber vorgeschlagen hat, nennt dann aber doch den Namen des zweitbesten Kandidaten. Gang und gäbe ist es, dass der aufnehmende Vorgesetzte „dann in der Republik rumtelefoniert und sagt, kennst Du

³¹ Vgl. im Folgenden dazu mündliches Interview mit Oberstleutnant Baß, PSZ II, vom 20.08.03 im BMVg, Bonn. Hier: Baß, 153-156.

³² Baß, 161-164.

³³ Baß, 170-173.

den, kennst Du den, kennst Du den“.³⁴ An dieser Stelle kommt also nach den bisherigen Beurteilungen durch direkte Vorgesetzte erneut das soziale Kapital eines Offizier zum tragen. Sollte nun Nummer 2 vom aufnehmenden Vorgesetzten bevorzugt werden, dann bezieht dies der Personalführer in seinen Führungsvorgang mit ein und entscheidet „jawohl Nummer 2 wird zur Nummer 1 und damit versetzt“.³⁵ Die der Rationalität und Aktenmäßigkeit verpflichtete Militärbürokratie besitzt hier also einen gewissen Handlungsspielraum um den Vorlieben der Kommandeure und Vorgesetzten für Offiziere mit entsprechenden Pflicht- und Akzeptanzwerten entgegenkommen zu können. Der bürokratische Anspruch bleibt so gewahrt.

Die allgemeine Laufbahnperspektive für Berufsoffiziere der Bundeswehr ist Oberstleutnant in der Besoldungsgruppe A14. Um dieses zugesicherte Mindestlaufbahnziel zu erreichen muss ein Berufsoffizier lediglich das zweite Staatsexamen in Form des SGL an der FüAk in Hamburg bestehen und darf sich keine schweren Disziplinarverstöße zu Schulden kommen lassen. Fast alle Berufsoffiziere müssen als Hauptmann durch die Einheitsführerverwendung, die in Heer und Luftwaffe als Chefverwendung (Chef einer Kompanie) bekannt ist.

„Diese Einheitsführerverwendung, äh, da scheiden sich dann die Geister, macht er's erfolgreich, ist er mit Sicherheit ein Kandidat für eine Früh, frühe Einsteuerung in die Stabsoffizierebene, zum Beispiel Kompaniechef A13 oder stellvertretender Bataillonskommandeur, und später Bataillonskommandeur, wird er aus der dieser Chefverwendung nicht für Kommandeure oder Stellvertreter oder Chef A13 empfohlen, dann muss man ihnen aus der Chefverwendung, die Erfahrung soll er wohl haben, dann muss man ihn in eine so genannte, tja, Fachrichtung bringen und das muss ich ihm das erklären und dann kann man zufriedene Offiziere, natürlich, äh, äh, auch erhalten, indem man mit ihnen den Werdegang bespricht, [...] Junge Du bist als Chef jetzt 32 Jahre alt, Du wirst nicht stellvertretender Kommandeur und Du wirst nicht Bataillonskommandeur, ja. Du wirst Major, und Du wirst Oberstleutnant A14. Wie gestalten wir, diese, sag ich mal, 20 Jahre vom ca. 38. bis zum 58. Lebensjahr?“³⁶

Beruflicher Werdegang und Laufbahn des Offiziers sind also fast identisch. Der Beurteilung durch den Vorgesetzten während dessen Zeit als Kompaniechef kommt eine ganz zentrale Bedeutung für die weitere Laufbahn zu. Das zweite Staatsexamen in Form des SGL ist dabei weniger wichtig als die Einschätzung durch den Vorgesetzten während der Chefzeit. „Gute Chefbeurteilung, schlech-

34 Baß, 182-183.

35 Baß, 191-192.

36 Baß, 255-265.

ter Grundlehrgang kann durchaus noch Kommandeur werden, ja durchaus noch eine passable Truppenlaufbahn absolvieren, da ist wichtig die Führungsleistung in der Chefverwendung und eben der weitere Werdegang“.³⁷ Dem Begriff der *Leistung* kommt an dieser Stelle eine herausragende Bedeutung zu. Einzelmerkmale des militärischen Leistungs begriffs sind gem. Beurteilungsvordruck von 1998: Einsatzbereitschaft, Eigenständigkeit, Belastbarkeit, Durchsetzungsverhalten, Auffassungsgabe, Urteils- und Entscheidungsfindung, Ausdruck, Zusammenarbeit, Fachwissen, praktisches Können, Planungsverhalten, organisatorisches Können, Ausbildungsgestaltung, Dienstaufsicht, Beurteilungsverhalten, Fürsorgeverhalten. Wie diese Leistung von den Vorgesetzten eingeschätzt wird, ist mitentscheidend für die Karriere als Truppen- oder Generalsstaboffizier. Der Leistungs begriff setzt sich im militärischen Feld aus den Noten während Lehr gängen und dem Auftritt als Einheitsführer zusammen, wobei der Schwerpunkt auf der Führung in der Truppe liegt.

Aber auch die *Befähigung*, ein weiteres Kernkriterium zur Beurteilung eines Soldaten, hängt eng mit der Einschätzung der Führungsleistung zusammen. „Die Befähigung wird ja in der Beurteilung auch beschrieben, wie is er, wie führt er seinen Betrieb, wie geht er mit Menschen um, was für ein Verantwortungsbewusstsein hat er, also die Befähigung wird ja in der Beurteilung auch beschrieben“.³⁸ Befähigung und Eignung sind aber im Rahmen der Beurteilung keine Trennscharfen Kategorien, so dass auch im Vordruck zur Beurteilung (1998) die Kategorien Eignung und Befähigung zusammengefasst sind. Diese sind aufgegliedert in: Verantwortungsbewusstsein, geistige Fähigkeit, Eignung zur Menschenführung/Teambefähigung, Befähigung zur Einsatz- und Betriebsführung. Dem Kernkriterium der *Eignung* kommt ein ebenso hoher Stellenwert zu. Dieses Kernkriterium untergliedert sich in die Unterkategorien charakterliche Eignung, geistige Eignung, körperliche Eignung und politische Treuepflicht (Schubert/Gertz 1995: Nr. 133-139). Gerade Charakter, Geist, Körperlichkeit und politische Treue zählen zu den Merkmalen durch die sich der soldatische Berufstand besonders auszeichnet. Für die Personalführung sind wichtige Befähigungsmerkmale daher Belastbarkeit, charakterliche Integrität, Kameradschaftlichkeit, Teamfähigkeit.³⁹ Wie wir oben bei Klein/Kriesel (1991 *passim*) gesehen haben, gelten aber für Kommandeure, die schließlich die Beurteilungen der nachrückenden Offiziergeneration schreiben, die eher konventionellen soldatischen Werte, deren Zentrum die Vorstellung vom Offizier als Führer ist. Fast jeder befragte

37 Baß, 295-298.

38 Baß, 346-349.

39 Baß, 374-375.

Bundeswehroffizier beschreibt daher das Berufsbild des Offiziers im festen Dreiklang als „Führer, Ausbilder und Erzieher“.

Nach erfolgreichem Abschluss der Offiziersschule erlangt nun der Besuch der Lehrgänge an den höheren Bildungseinrichtungen des Militärs eine zentrale Bedeutung für die weitere Karriere des Offiziers. Der erfolgreiche Besuch von Lehrgängen besitzt nicht nur große Bedeutung, da auf ihnen die formelle Voraussetzung für die nächsten Verwendungen erworben wird; sie sind vielmehr auch eine Plattform zur Selbstdarstellung eines ehrgeizigen Offiziers, um sich einen guten Ruf zu erwerben. Diese formellen und informellen Beurteilungen während des Lehrgangs dienen nachher als Grundlage für weitere Beförderungen bzw. deren Ausbleiben. Darüber hinaus entwickeln sich in diesen Einrichtungen diverse Freundschaften und es werden Allianzen geschmiedet, die für die weitere Karriere von großer Bedeutung sind (Janowitz 1964: 140). Von den ca. 2200 OAs eines Jahrgangs haben später einmal ca. 500 die Chance BO zu werden.⁴⁰ Und unter diesen ca. 500 BOs eines Jahrgang haben wiederum nur ca. 15% die Chance zum General- oder Admiralstaboffizier zu werden und damit eine echte Spitenkarriere zu machen. Je höher der Dienstposten, desto besser die Bezahlung und größer die Macht. Die Konkurrenz im Offizierkorps ist daher groß.⁴¹

Diese systembedingte Konkurrenz widerspricht nun gerade den typisch solidatischen Tugenden und Werten, die fast allesamt auf *Gemeinschaft* und die Abneigung persönlichen Vorteils bezogen sind. Die andere Logik der Militärkultur, die *Hierarchie*, fördert hingegen das Konkurrenzdenken im Offizierkorps. „Selfish service is popularly viewed as critical to career success versus the espoused value of selfless service“ (Bell 2001: 46). Der profitorientierte Individualismus liberalistischer Klassengesellschaften macht auch vor dem Militär nicht halt.

Im Offizierkorps vieler Stehender Heere ist wie auch in anderen sozialen Feldern das Phänomen des *Karrierismus* weit verbreitet (Morgan 2003: 381). Kennzeichnend für Karrierismus fördernde Situationen sind im Militär insbesondere die kurzen Stehzeiten für Dienstposten von General- und Admiralstaboffizieren.⁴² Die Diskrepanz zwischen Karrierezielen und Gesamtauftrag wird möglich, da die individuellen Verantwortungsträger aufgrund kurzfristiger Ver-

40 Baß, 705.

41 Allerdings gibt es auch gerade unter den talentiertesten Z12-Offizieren viele die an einer Übernahme zum Berufsoffizier überhaupt nicht interessiert sind.

42 Einen sehr guten Lösungsvorschlag zur Transformation der Personalpolitik und Militärkultur von Stehenden Heeren bietet Harry Major Bondy (2004) am kanadischen Beispiel des Regimentsystems. Für die Bundeswehr sollte Bondys „New Regimental System“ allerdings auf der Brigadeebene angesiedelt sein.

weildauer in der Verwendung nicht damit rechnen muss, dass die durch Karrierismus induzierten Fehlentscheidungen später als Problem auf sie zurückfallen. Der Karriereoffizier wird auf seinem neuen Dienstposten erst einmal alles ändern was der Vorgänger eingeführt hat, viel Staub aufwirbeln, der sich erst wieder legt sobald er schon wieder auf seinem nächsten Dienstposten in einer neuen Verwendung sitzt. Im Militär steht und fällt die Karriere mit Beförderungen, die meist mit Versetzungen auf andere Dienstposten in neuen Einheiten bzw. Verbänden einhergehen und insgesamt einen erfolgreichen Werdegang ausmachen. Insbesondere Verwendungen im Verteidigungsministerium und militärischen Stäben sind von herausragender Bedeutung. Die systemtypisch häufigen Versetzungen führen dazu, dass viele Offiziere nicht mehr mit ihren Familien umziehen, sondern ein Leben als Wochenendpendler führen.

„[D]ie Kameraden, die, die leisten natürlich soviel Arbeit, die sind unter der Woche, dort kann man die auslutschen bis zum geht nicht mehr, na, da ist nicht selten, im Ministerium, gucken sich mal die Büros an, da ist nicht selten, dass um 21.00 Uhr und auch um 22.00 Uhr auch im Personalamt, Heeresamt, dass die Lichter noch brennen“.⁴³

Leistungsbereitschaft wird daher in der Bundeswehr nicht selten an einer hohen Bereitschaft zur örtlichen Mobilität als auch nach Dienstzeitschluss weiterzuarbeiten, festgemacht. Die Auswahlkriterien in Personalentscheidungen besitzen weitreichende Signalwirkung für jeden Sozialverband und „have the greatest impact on demonstrating and teaching the values of an organization“ (Bell 1999: 48). Dies wirft die Frage nach der Art der Auswahlkriterien auf. Die offiziellen Auswahlkriterien der Bundeswehr wurden oben ausführlich dargestellt.

Die praktischen Auswahlkriterien der Kommandeure bzw. aufnehmenden Vorgesetzten müssen mit den offiziellen Kriterien nicht unbedingt übereinstimmen. Durch die Logik, dass insbesondere Offiziere auf Kommandeursposten kommen, die während des Stabslehrgrundlehrganges und anderen Lehrgängen gute Noten erreicht haben und sich während ihrer Chefverwendung in den Augen ihres Vorgesetzten als militärische Führer bewährt haben, weil sie von beurteilenden Vorgesetzten mit ähnlichem Habitus bevorzugt werden, stabilisiert sich das militärische Karrieremuster; „like promoting like“ (Agyris 1997: 98f). Diesbezüglich ist die Bedeutung der dienstlichen Beurteilungen durch den Vorgesetzten von enormer Bedeutung. Dispositionen in Nachwuchsoffizieren in denen der Vorgesetzte sich selbst erkennt, werden honoriert, denn schließlich ist es auch für den Vorgesetzten von Interesse überall in der Republik einen seiner Männer sitzen zu haben. Aus dem richtigen Habitus entwickelt sich so nicht nur für den

43 Interview OLT Baß, 323-327.

Nachwuchsoffizier ein soziales Kapital, sondern auch durch die richtige Investition des Vorgesetzten in einen „guten Mann“ wächst dessen soziales Kapital.

Kommandeure und Karriereoffiziere sehen sich als Führungspersonen und leiten aus diesem Selbstbild einen Führungsanspruch ab, der mit einem berufständischen Selbstverständnis einhergeht, obwohl sie von Untergeben oftmais nicht als Führernaturen sondern lediglich als Vorgesetzte betrachtet werden (Kuhlmann 1991: 126ff; 137). Auffallend ist, dass sich insbesondere Kommandeure in ihrer Werthaltung einander wesentlich ähnlicher sind als Nachwuchsoffiziere und die übrigen Truppenoffiziere (Klein/Kriesel 1991 *passim*). Diese Dispositionen wurden für die britische Armee von Dixon (1976 *passim*) und für weitere angelsächsische Länder von Campbell (1995 *passim*) untersucht und dargestellt. Die problematischen Dispositionen von militärischen Karrieristen können den Untersuchungen von Dixon (1976) sowie Campbell (1995) folgend in geistige, persönliche und verhaltensbezogene Züge gefasst werden, wie der kanadische Major Bondy (2002: 15) darlegt:

Regarding intellect, senior officers seem to be predominately: inflexible, unimaginative, anti-intellectual, dismissive of new information, intolerant of unusual ideas, and likely to have a simplistic, unrealistic and pessimistic view of the world. Regarding personality, senior officers appear predominantly: conformist, excluding, status conscious, materialistic, overly confident, non-altruistic, self-centered, anti-artistic, anti-effeminate, obsessive-compulsive, dominant-submissive, and possessed of low self-esteem that often includes narcissm. Regarding behaviour, senior officers tend to be: overly competitive, defensive, punitive, overly sensitive to criticism, secretive, overly preoccupied, with appearance, uncaring of subordinates, aggressive in inappropriate circumstances, tending to project aggressive intent on others, and prone to panic when under stress leading to either paralysis or taking unnecessary risks.

Mit soldatischen Tugenden haben diese Dispositionen freilich wenig zu tun. Die moderne Militärkultur nicht nur in Deutschland zeichnet sich dadurch aus, dass es eine scharfe Diskrepanz zwischen offiziellen Werten und den praktizierten Werten der Karriereoffiziere gibt. Offiziere, die nach dem offiziellen Ethos der Verantwortung handeln, befinden sich in einem signifikanten Nachteil bezüglich Beförderung, Auswahl und Verwendung und begehen geradezu eine Art beruflichen Freitod (Bell 2001: 48ff). Das für einen erfolgreichen Werdegang nötige soziale Kapital erwirbt nur derjenige durch seine Kontakte, der den Glauben an den traditionellen Führungsmythos und gleichzeitig das individualistische Eigeninteresse der liberalistischen Klassengesellschaft teilt.

Der Soldat spürt Berufung und Verantwortung statt Krämergeist und Vorteilsdenken. Er sonnt sich im Abglanz der Obrigkeit. Er möchte gerne anerkannt werden, aber sich nicht in die Karten sehen lassen. Er hat die richtige Gesinnung. Er denkt nicht, er handelt; er diskutiert nicht er befiehlt – und wird befohlen. Man soll aber nun nicht denken, diese wenig liebenswerte Figur des Soldatischen habe mit dem gewöhnlichen Gang der zivilen Geschäfte nichts zu tun. Vielmehr sind die Ränder zwischen der militärischen und der zivilen Kultur ausgezackt und verfranst (Armanski 1983: 189f).

Je natürlicher dieser Austauschprozess der Gleichgesinnten gerät, desto höher gerät die symbolische Bedeutung aller verfügbaren Kapitalsorten, deren Austauschbarkeit und Wert in der täglichen Praxis stets neu definiert wird. Zwar können in der zivilen Gesellschaft alle Kapitalsorten mit Hilfe ökonomischen Kapitals erworben werden, doch im Militär wo dieses Kapital im Spiel nicht eingesetzt werden kann, führt die notwendige und schwierige Transformation mittels Beziehungen und Verpflichtungen nur zu mittelbaren Erträgen bei sozialem und symbolischen Kapital, denn diese Kapitalien lassen sich nicht durch direktes Kalkül und bewusste Strategie realisieren.

4.4.2 Alimentierung: Zur Rolle ökonomischen Kapitals

Die kapitalistische Form des Marktes widerspricht dem traditionellen Ethos des Schwert- und Gesinnungssadels, da das marktwirtschaftliche Konkurrenzsystem der offiziellen Selbstvermarktung und der Selbstrechtfertigung auf individuellem Erfolg basiert. Die gewiefte Handhabung der eigenen Karriere als Grundlage für sozialen Status im Kapitalismus (Offe 1970: 7) widerspricht dem soldatischen Berufsethos von Gemeinschaft und Opferbereitschaft. Was nun die vermeintliche Uneigennützigkeit des militärischen Berufsstandes – wie auch anderer Professionen – anbelangt, spricht Kuhlmann (1991: 115) von einer ungerechtfertigten Ideologie. Die individuelle Eigennutzorientierung in weiten Kreisen des modernen Militärs steht in Widerspruch zur geltend gemachten Selbstlosigkeit des militärischen Berufsstandes, der im Dienst an Staat, Volk und Vaterland zum Selbstopfer bereit ist. Aus dieser Widersprüchlichkeit entsteht bei militärischen Insidern der Zynismus der Erfolgreichen gegenüber dem Vorwurf der Scheinheiligkeit durch militärische Außenseiter des Feldes. Wie Tabelle 10 zeigt, stimmen nur wenige Soldaten der Aussage zu, aus finanziellen Gründen Soldat zu sein.

Tabelle 10: „Ich bin aus finanziellen Gründen Soldat.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Trifft voll und ganz zu	6.4%	6.7%	3.4%	1.4%	2.6%	5.3%
trifft eher zu	15.4%	18.3%	17.4%	15.4%	10.3%	16.4%
Weder-noch	23.5%	34.2%	31.2%	34.1%	46.2%	29.1%
Trifft eher nicht zu	20.2%	20.6%	25.1%	23.8%	15.4%	21.6%
Trifft überhaupt nicht zu	34.4%	20.2%	22.9%	25.2%	25.6%	27.7%
Total N	915	476	414	214	39	2058
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2058

tau-b = -.048*

Das soldatische Berufsethos der Selbstlosigkeit spiegelt sich in diesen Antworten wider. Nun findet sich der für die Beschreibung des militärischen Berufsstandes zentrale Begriff der *Laufbahn* besonders in Berufsfeldern, deren berufliches Aufstiegssystem noch immer an die Vorstellungen der ständischen Gesellschaft angelehnt sind. Ein Dienstgrad bemisst sich nach der Stufe, die er innerhalb einer Rangordnung bezeichnet und somit ein oben und unten festlegt. Nach Übernahme als Berufssoldat steht z.B. in der Bundeswehr für Berufsoffiziere der Enddienstgrad Oberstleutnant bereits als mindestes Laufbahnziel fest. Nach ca. acht Jahren wird in der Bundeswehr bei Offizieren zwischen denjenigen unterschieden, deren Antrag zum Berufsoffizier erfolgreich war und denen die nach zwölf Jahren ausscheiden. In Armeen die lediglich konsekutive Zeitverträge kennen gelten ähnlich feste Zeitpunkte der beruflichen Selektion.⁴⁴ Damit geht die Sicherheit und Ordnung einer vorgezeichneten Laufbahn einher. Die Stehende Armee ist dahingehend geformt, dass sie Menschen offen steht und anzieht, die Bereitschaft zum Gehorsam und zum Dienst am Staat mitbringen. Dabei werden dem einzelnen Soldaten gegenüber Anreize zum Eintritt und Verbleib in den Streitkräften durch die Zuerkennung von gesellschaftlichem Prestige und/oder über gute Bezahlung und der Zusicherung eines festen Arbeitsplatzes gemacht. Dies geschieht im Sinne eines liberalistischen Modells, das auf der kla-

⁴⁴ So durchlaufen im australischen Heer alle Offiziere für die ersten fünfzehn Jahre die gleiche Laufbahn (Jans/Schmidtchen 2002: 63).

ren Arbeitsteilung zwischen Soldaten und Zivilisten beruht.⁴⁵ Vor dem Hintergrund des oben erläuterten soldatischen Selbstverständnisses eines außeralltäglichen Berufstandes in Kombination mit der Präkarisierung von Erwerbsarbeit in der gegenwärtigen Gesellschaft bedeutet ein fester Arbeitsplatz sowohl rein ökonomische Sicherheit als auch gesellschaftliche Anerkennung. Dieser Sachverhalt spiegelt sich in der schriftlichen Befragung wider.

Tabelle 11: „Ich bin aufgrund der Sicherheit des Arbeitsplatzes Soldat.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	16.4%	20.7%	22.6%	7.5%	2.6%	17.5%
trifft eher zu	28.0%	46.2%	41.5%	40.2%	50.0%	36.7%
weder-noch	23.4%	20.1%	22.6%	22.4%	36.8%	22.6%
trifft eher nicht zu	14.9%	7.3%	8.0%	18.2%	5.3%	11.9%
trifft überhaupt nicht zu	17.2%	5.6%	5.3%	11.7%	5.3%	11.3%
Total N	906	478	412	214	38	2048
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002 N = 2048 tau-b = .019**

Diese bei allen Dienstgradgruppen außer den Mannschaften einheitliche Zustimmung gegenüber dieser Aussage lässt sich einerseits als reiner Pragmatismus verstehen. Oftmals soll der Einstieg ins Militär aber dem sozialen Aufstieg dienen, der unter anderem durch die im Militär angebotenen (Berufs-)Bildungsabschlüsse und gute Verdienstmöglichkeiten ermöglicht wird. So versucht in Deutschland seit dem 20. Jahrhundert vornehmlich aufstrebendes Kleinbürgertum durch die Wahl des Unteroffizier- bzw. Offizierberufs den ökonomischen und sozialen Aufstieg zu erreichen und soziales Prestige zu erlangen. Die Vorstellung vom Militär als sicherem Arbeitsplatz passt gut zu einem berufsständischen Selbstverständnis, das auf der Ablehnung von bloßer Arbeit als einfachem Lohnerwerb im Sinne einer althergebrachten Idee von der Außeralltäglichkeit des militärischen Berufstandes beruht. Das Militär ist ein besonderer Sozialverband, dessen Ordnung sich die freiwilligen Bewerber schon vor Eintritt verbunden fühlen sollten.

45 Siehe dazu Huntington [1957], der in diesem Zusammenhang von „objective control“ spricht.

4.4.3 Erwerb und Einsatz kulturellen Kapitals

Kapital als akkumulierte Form verschiedenster Arbeitsweisen ist ein Prinzip der Regelmäßigkeit der sozialen Welt. Ein derart umfassender Kapitalbegriff erlaubt die Besonderheiten und spezifischen Charakteristika der nicht-warenförmigen Ökonomien der verschiedenen sozialen Felder zu fassen. Kulturell definierte Unterschiede machen soziale Gruppen sichtbar und damit unterscheidbar. Das kulturelle Kapital tritt gemäß Bourdieu in drei verschiedenen Ausprägungen auf, die nach ihrem institutionalisierten, objektivierten oder inkorporierten Zustand zu unterscheiden sind.

Schulabschlüsse, Ausbildungsnachweise, Lehrgangsnachweise stellen auch im militärischen Feld ein *institutionalisiertes Kulturkapital* dar. Diese Form des Kulturkapitals ist eine Objektivierung von inkorporiertem Bildungskapital und verrechtlicht den Bildungsstand eines Akteurs. Es soll einen dauerhaften und garantierten Nachweis für kulturelle Kompetenz in Allgemeinbildung oder einer Fachrichtung bieten. „Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt“ (Bourdieu 1983: 190). Institutionalisiertes Kulturkapital ist in Form von Schulabschlüssen formelle Eintrittsvoraussetzung für das militärische Feld und Zugangsberechtigung zu den Laufbahnen der unterschiedlichen Dienstgradgruppen. Die Beförderung hängt auch von erfolgreich bestandenen Lehrgängen ab. Unteroffiziere versuchen oftmals einen Berufsabschluss zu erwerben, während für die meisten Offiziere der Bundeswehr ein erfolgreich zu absolvierendes Hochschulstudium vorgesehen ist. In Form von an Bildungstitel gebundenen Beförderungen ist institutionalisiertes Kulturkapital auch im Militär direkt in ökonomisches Kapital konvertierbar ist.

In der Bundeswehr werden heute die Berufsausbildung für Unteroffiziere und das obligatorische Studium für Offiziere offiziell als konstitutive Elemente betrachtet, wenn auch die Bildungsfrage für das berufliche Selbstverständnis der Offiziere bis heute nicht geklärt ist. Nun studieren aber Bundeswehroffiziere nicht an zivilen Universitäten sondern an der Universität der Bundeswehr (UniBw) in Neubiberg bei München und der UniBw in Hamburg.⁴⁶ Dies ist bis dato nur Offizieren der Bundeswehr vorbehalten und stellt damit eine gesellschaftliche Sonderposition dar. Beiden Universitäten der Bundeswehr eilt ein hervorragender Ruf voraus, da hohe Qualität der Lehre und Forschung und ein trimestrisches Studium dort kombiniert werden. Dies mag dazu beitragen, dass sich Offiziere der Bundeswehr als elitär betrachten und dem Staat, der ihnen dies ermöglicht besonders verbunden fühlen.

46 Lediglich Sanitätsoffiziere studieren Medizin an zivilen Universitäten.

Das Studium an einer der beiden Universitäten der Bundeswehr ist zwar für eine spätere zivile Karriere eine wichtige Voraussetzung, es prägt den soldatischen Habitus der Offiziere aber nur dahingehend, als dass ein akademischer Abschluss heute als Normalfall angesehen wird (Elbe 2004: 425). So verlangt der Eintritt in ein soziales Feld nicht schon von vornherein den angemessenen Habitus, sondern Dispositionen, die lernfähig und kompatibel genug sind, um sich in einen konformen Habitus wandeln zu lassen. Der Habitus ist keine ‚Gewohnheit‘, sondern ein trüges, aber offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und beeinflusst wird. Die Gewandtheit des Habitus ist daher eine sich aus der Verbundenheit zwischen inkorporierter und objektivierter Geschichte ergebende Bedingung für den Fortbestand der Praxis des Feldes.

Objektiviertes Kulturkapital drückt sich in Gegenständen aus. Im Militär stellen Uniformen den augenscheinlichsten Unterschied zur zivilen Welt dar. Die Militäruniform unterscheidet sich heutzutage in den formellen Dienstanzug und den eher martialischen Gefechtsanzug. Der Dienstanzug der Teilstreitkräfte der Bundeswehr kommt in einer Standardausführung, kann aber auch von einem Schneider angefertigt werden. Diese Maßanfertigungen erlauben kleine, aber feine Variationen hinsichtlich des Schnitts, des Materials und bei der Heeresuniform hellere oder dunklere Grautöne der Uniformjacke. Insbesondere Heeresoffiziere besitzen hier die Möglichkeit den angemessenen Stil zu beweisen, indem sie zum richtigen Schneider gehen und Traditionsbewusstsein mit ihrer Truppengattung belegen. Da die Uniform der Panzertruppe der deutschen Wehrmacht grau-schwarz war, ist es beispielsweise bei den sich in dieser Tradition sehenden Panzeraufklärern und Panzermännern der Bundeswehr angezeigt ein dunkles Grau für den Uniformrock zu wählen. Auf diese Art und Weise lässt sich ganz ohne Worte ein spezifisches Traditionsbewusstsein darstellen.

Mit dem Militär sind aber nicht nur Uniformen sondern auch Orden und andere Auszeichnungen verbunden. Die Bundeswehr verzichtete bis zu ihrem 25jährigen Jubiläum im Jahre 1980 auf militärische Auszeichnungen als der erste Orden der Bundeswehr eingeführt wurde. Das „Ehrenzeichen der Bundeswehr“ kann als sichtbare Anerkennung für treue Dienste und in Würdigung beispielhafter soldatischer Pflichterfüllung an Soldaten der Bundeswehr in den Stufen Ehrenmedaille der Bundeswehr, Ehrenkreuz der Bundeswehr in Bronze, Silber und Gold verliehen werden (Stein 1984: 63). Formale Voraussetzung für jede Stufe ist eine gewisse Dienstzeit: 7 Monate, 5, 10, beziehungsweise 20 Jahre. Durch die Kombination von Eisernem Kreuz und Adler und knüpft dieser Orden symbolisch an die deutsche Militärtradition seit den preußischen Befreiungskriegen an und verbindet die Verkörperung deutschen Soldatentums mit dem Ho-

heitszeichen des deutschen Staates (ebd.). Die zweite originär soldatische Auszeichnung der BRD „Einsatzmedaille der Bundeswehr“ wurde 1996 vom Bundesminister der Verteidigung gestiftet. Diese Auszeichnung wird als sichtbares Zeichen für die Teilnahme an Einsätzen oder besonderen Verwendungen außerhalb des deutschen Hoheitsgebiets im Rahmen von humanitären, Frieden erhaltenden oder Frieden erzwingenden Maßnahmen verliehen.

Die Ehrung mit der Einsatzmedaille ist eine herausgehobene Geste mit hohem Symbolcharakter: der deutsche Adler im Eichenlaubkranz als sichtbarer Dank der Nation. Das rote Grundband der Medaille ist mit schwarz-rot-goldenen Randstreifen gehaltenen und ist mit einer bestimmten Spange zur Kennzeichnung des jeweiligen Einsatzes versehen. Die Medaillen werden generell im Einsatzland während eines Zeremoniells im Rahmen einer „Medal Parade“ unmittelbar vor Rückkehr in die Heimat durch die örtlichen Kommandeure ausgehändigt und stellen ein bedeutsames Zeremoniell dar, welches für unerfahrene Soldaten den Statuswechsel zum einsatzerfahrenen Soldaten markiert (Tomforde 2006: 118). Je mehr Bandstege von Einsatzmedaillen die Bandschnalle am Dienstanzug umfasst, desto höher das Renommee der Inhaber. Die Medaille ist für die meisten Soldaten von großer Bedeutung, da sie eine offizielle Anerkennung ihres Dienstes unter erschwerten Bedingungen im Ausland darstellt und im Inland als Zeichen der Einsatzerfahrung an der Uniform getragen werden kann. Die Medaillen stehen für die symbolische Aufnahme der Kontingentsangehörigen in den Kreis einsatzerfahrenen Soldaten. Die Einsatzerfahrung ist nicht nur wichtig um in der neuen Bundeswehr mitreden zu können, sondern auch um eine karrierefördernde Qualifikation nachweisen zu können (ebd. 116). Bewährung im Einsatz gewinnt zunehmend an Bedeutung bei Personalentscheidungen. Darüber hinaus besitzen Leistungsabzeichen, Springerabzeichen, Einzelkämpferabzeichen, Seefahrerabzeichen sowie Schützenschnüre eine gewisse Bedeutung zur Darstellung objektivierten Kulturkapitals in der Bundeswehr.

Drittens kann ein der herrschenden Auffassung angepasstes Führungsverständnis als *inkorporiertes Kulturkapital* im militärischen Feld betrachtet werden. Im Militär kommt dem Konzept der „Führung“ große Bedeutung zu. Offiziere werden als „militärischen Führer“, Unteroffiziere werden als „militärische Unterführer“ bezeichnet. Vorgesetzte im Militär zeichnen sich also durch ihre Funktion als Führer aus. Zum Führer wird man aber nicht geboren, sondern Führung muss man erlernen. Im Militär kommt Führungskönnen und das angemessene Führungsverständnis einem inkorporierten Kulturen Kapital gleich. Führung beinhaltet die Beeinflussung des Verhaltens anderer und nimmt als Konzept das Vorhandensein von Hierarchie an. Führer beeinflussen das Verhalten, Glauben, Denken anderer Gruppenmitglieder in einer bestimmten Richtung (Katz/

Kahn 1978 passim). Daher ist Führung als soziale Handlung, durch die gemeinsame Anstrengungen auf gemeinsame Ziele hin koordiniert werden, zu verstehen. In bürokratischen Sozialverbänden wie dem Militär ist “transactional leadership” (MacGregor Burns 1978: 19f), d.h. handlungsorientierte Führung, weit verbreitet. Doch eine bloße Handlung (*transaction*) stellt keinen anhaltenden Zweck dar, der Gruppenmitglieder zusammenhalten kann. Aufgrund seiner utilitaristischen Natur kann das handlungsorientierte Führungsmodell den Führer und die Gefolgschaft nicht zu einem gegenseitigen und anhaltenden Verständnis eines gemeinsamen Ziels bringen. Im militärischen Kontext entspricht dieses autoritäre Führungsverständnis der *Befehlstaktik* welche den Untergebenen strikt an die Weisung seines Vorgesetzten bindet und damit den mitdenkenden Gehorsam ausschließt.

Die preußisch-deutsche Militärdoktrin des „Führen mit Auftrag“ oder auch *Auftragstaktik*⁴⁷ ist nun eine Führungsmethode, die es erlauben soll die höhere Führungsebene von den Auswirkungen von Friktion zu entlasten. Die typisch hierarchischen Strukturen des Stehenden Heeres verursachen „Friktionen“ (Clausewitz 1832) in der Leitungsspitze der jeweiligen Hierarchieebene. Insbesondere im Gefecht werden Friktionen durch die Effekte zeitlicher Verzögerungen, sowie räumliche und menschliche Bedingungen wie besonderes Klima, ungünstige Wetterbedingungen, Verwirrung der Truppen, körperliche Erschöpfung und schiere Angst verursacht. Die Auftragstaktik hat sich als innovative Form der militärischen Führung in der preußisch-deutschen Armee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt (Leistenschneider 2002 passim). Der Mythos will es, dass die Auftragstaktik auf die heroische Eigenwilligkeit preußischer Offiziere mit feudalem Familienhintergrund zurückgeht, die eher einen Befehl verweigerten und damit lieber die Hinrichtung als den Verlust einer Schlacht riskierten. Tatsächlich bedingte sich die Auftragstaktik durch die Einführung neuer Waffentechnik und logistischen Möglichkeiten der Kriegsführung im Rahmen der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert. Aus der modernen Bewaffnung ergab sich die Möglichkeit einer höheren Selbstständigkeit der einzelnen Truppenteile, die es als Vorteil auszunutzen galt (ebd. 145). Im Rahmen der Auftragstaktik gibt ein Kommandeur seinen unterstellten Führern ein bestimmtes Ziel und macht dies mit der Absicht des Auftrages vertraut. Damit ist Führung mit Auftrag zunächst ein Organisationsprinzip mit welchem das Militär auf zunehmende Komplexität der Umwelt reagierte (Keller 2006: 145). „Auftragstaktik leitet sich primär aus der komplexen Situation Gefecht ab“ (ebd.

47 Der Begriff „Auftragstaktik“ hat sich eingebürgert, obwohl genau genommen dieser Begriff eine Führungsmethode und nicht eine spezielle militärische Taktik bezeichnet.

157). Die unterstellten Führer setzen die Absicht des Kommandeurs selbstständig um, damit sie zur Zielerreichung beitragen (vgl. HDv 100/900). Idealerweise folgt die Logik dieser Führungsdoctrin die Kommandokette hinab bis zum kleinsten Trupp.

Die besondere Problematik des Führens mit Auftrag ergibt sich nun aus dem Umstand, dass diese Führungsdoctrin die Möglichkeit der Verletzung zuvor gegebener Befehle zur Erfüllung der Absicht des Auftrages beinhaltet. In der Umsetzung der Auftragstaktik läuft der unterstellte Führer daher Gefahr der Insubordination angeschuldigt zu werden. Diese Führungsdoctrin gibt den Untergebenen viel Freiheit und Verantwortung, doch verlangt sie auch sehr viel Vertrauen zueinander. Daraus ergibt sich die Widersprüchlichkeit, dass die hierarchische und zentralisierte Bürokratie des Stehenden Heeres das Prinzip der Auftragstaktik zwar sehr benötigt um typische Friktionen zu mildern, doch aufgrund des zentralen bürokratischen Prinzips von Befehl und Gehorsam ist die erfolgreiche Anwendung dieser Führungsmethode unwahrscheinlich. Dennoch stellt Auftragstaktik als militärische Führungskonzeption ein umfassendes Leitprogramm für *Führung*, *Ausbildung* und *Erziehung* in einer Armee dar (Leistenschneider 2002: 141). Das Führen mit Auftrag beziehungsweise die „Auftragstaktik“ ist offiziell oberstes Führungsprinzip in der Bundeswehr. Gemeinsam mit der Inneren Führung wird die Auftragstaktik als ein wesentliches Element zeitgemäßer Menschenführung und Markenzeichen der Bundeswehr präsentiert.

Im militärischen Feld muss freilich der richtige Führungsstil als institutionalisiertes Kulturkapital verstanden werden. Weicht der Führungsstil in der sozialen Praxis von der offiziellen Lehre ab, so bedeutet dies, dass die Struktur des militärischen Feldes von den Offizieren und Unteroffizieren ein dementsprechendes Denken und Verhalten verlangt. Im Folgenden wurden in der Streitkräftebefragung 2003 acht unterschiedliche Varianten von Führungsverhalten genannt, die einem Managementhandbuch (Staehl 1994) entnommen sind und dessen Formulierungen nicht sofort Anklänge an Auftrags- oder Befehlstaktik hatten. Die Varianten reichen von sehr autoritär bis stark partizipativ, wobei die ersten vier Aussagen eher dem Typ Befehlstaktik entsprechen, während der 5. Typus ziemlich genau das übliche Verfahren der Stabsarbeit der Bundeswehr abbildet (Keller 2006: 152). Der 6. Typus entspricht dem Kern nach dessen, was Auftragstaktik ausmacht, da der Vorgesetzte einen Verantwortungsraum für den nachgeordneten Bereich konstruiert, in welchem die Untergebenen dann Handlungsfreiheit besitzen (ebd.). Die Typen 7 und 8 entsprechen den Führungsprinzipien in demokratisierten Streitkräften.⁴⁸

48 Zur Demokratisierung von Stehenden Heeren siehe v. Baudissin (1982: 143ff).

Acht verschiedene Führungstypen nach Staehle (1994):

1	Der Vorgesetzte entscheidet und ordnet an.
2	Der Vorgesetzte entscheidet, ist aber bestrebt, seine Untergebenen zu überzeugen.
3	Der Vorgesetzte entscheidet und gestattet Rückfragen.
4	Der Vorgesetzte entscheidet und bittet um Rückfragen, um auf diese Weise eine größere Akzeptanz seiner Entscheidungen zu erreichen.
5	Der Vorgesetzte informiert über beabsichtigte Entscheidungen und gibt den Untergebenen Gelegenheit zur Äußerung.
6	Der Vorgesetzte lässt die Gruppe Lösungsvorschläge für ein Problem erarbeiten und festlegen, welchen sie für den besten hält. Er entscheidet dann entsprechend seiner eigenen Überzeugung.
7	Der Vorgesetzte zeigt das Problem auf, legt den Entscheidungsspielraum fest und lässt dann die Gruppe entscheiden.
8	Die Gruppe entscheidet, der Vorgesetzte fungiert als Koordinator nach innen und außen.

Es zeigt sich in Tabelle 12 und 13, dass in der Bundeswehr eine Diskrepanz zwischen offiziellen Verlautbarungen, welche die Wichtigkeit der Auftragstaktik betonen und der tatsächlichen Praxis, in welcher der Typ Befehlstaktik dominiert, besteht.

Tabelle 12: „Bitte markieren Sie denjenigen Führungsstil, der in Ihrem militärischen Alltag gegenwärtig vorherrscht.“

Typ	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
1	27.7%	21.1%	15.7%	12.1%	13.0%	21.7%
2	6.8%	6.4%	9.3%	9.1%	13.0%	7.6%
3	26.7%	19.2%	24.7%	18.9%		23.4%
4	12.3%	14.4%	9.0%	6.8%	8.7%	11.4%
5	15.0%	23.3%	25.0%	35.6%	47.8%	21.7%
6	5.0%	7.0%	8.0%	11.4%	17.4%	7.0%
7	4.3%	6.1%	7.1%	5.3%		5.4%
8	2.2%	2.6%	1.2%	.8%		1.9%
Total N	602	313	324	132	23	1394
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1394

tau-b = .136**

In der Bundeswehr dominieren die autoritären Führungstypen 1, 3 und 5. Erst der sechste Typus entspricht dem Kern dessen, was Auftragstaktik ausmacht. Der Führungstyp 6 bei dem der Vorgesetzte einen Verantwortungsraum für den nachgeordneten Bereich konstruiert, in welchem die Untergebenen dann Handlungsfreiheit besitzen, findet kaum Anwendung. In diesem Sinne ist Auftragstaktik in der Bundeswehr ein Mythos, da der Erzählung keine Wirklichkeit entspricht und sie dennoch unhinterfragbar als wirklich angenommen werden muss (Trice/Beyer 1984: 655). Tendenziell sprechen sich fast alle befragten Soldaten für weniger autoritäre Führung aus, als sie in ihrem dienstlichen Alltag erleben, wie Tabelle 13 belegt:

Tabelle 13: „Bitte markieren Sie denjenigen Führungsstil, der Ihrer Meinung nach in Ihrem militärischen Alltag vorherrschen sollte.“

Typ	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffzr	Total
1	10.0%	8.4%	6.1%	3.7%		7.9%
2	7.0%	4.3%	10.4%	6.7%	8.7%	7.2%
3	14.9%	18.6%	22.6%	15.7%		17.4%
4	16.3%	14.6%	11.6%	8.2%	4.3%	13.8%
5	22.6%	28.0%	27.1%	41.0%	65.2%	27.3%
6	13.4%	11.2%	11.3%	15.7%	13.0%	12.6%
7	10.1%	12.7%	9.5%	8.2%	4.3%	10.3%
8	5.8%	2.2%	1.5%	.7%	4.3%	3.5%
Total	603	322	328	134	23	1410
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1410

tau-b = -.002

Die Aussagen zur wahrgenommenen Lage hinsichtlich des Führungsverhaltens in der Bundeswehr unterscheiden sich vorwiegend vom gewünschten Führen. Lediglich die Gruppe der Offiziere spricht sich überwiegend mit Führungstyp 5 für eine milde Befehlstaktik aus wie sie für die Stabarbeit der Bundeswehr typisch ist und nimmt diesen Anspruch auch als soziale Praxis war. Der Anspruch der übrigen Soldaten an den Führungsstil der Vorgesetzten findet sich in der sozialen Praxis des militärischen Feldes meist nicht wieder. Der „Mythos Auftragstaktik“ (Keller 2006) verfängt aber insofern in der Wirklichkeit, als dass eine ge raume Anzahl von Soldaten diejenigen Führungsprinzipien vorzieht bzw. für

sich in Anspruch nimmt, die der Auftragstaktik oder sogar demokratischen Führungsprinzipien entsprechen.

Militärische Führer bzw. Unterführer finden sich somit in einer Lage in der sie einer gespaltenen Dynamik ausgesetzt sind: Der Mythos der Auftragstaktik entspricht nicht der sozialen Praxis des militärischen Feldes in Deutschland, jedoch der offiziellen Linie von militärischer und politischer Führung. Daher ist es für die Akteure im militärischen Feld nahe liegend die Konzeption der Auftragstaktik zu erlernen und ihre Wichtigkeit zu betonen, während es nicht ratsam ist die Auftragstaktik wirklich umzusetzen, da solche Praktiken nicht der Struktur des militärischen Feldes entsprechen. Die Abweichung von den Regularitäten bedeutete die nächste Dienstbeurteilung aufs Spiel zu setzen. Die Befolgung des Mythos Auftragstaktik oder sogar der Prinzipien der Inneren Führung hieße die Realität zu erkennen und sich bestenfalls des Spots Preis zu geben, da man des nötigen Wirklichkeitssinns ermangelt.

Der Mythos Auftragstaktik bietet jedoch einen Referenzrahmen, der die Gegenwart der Bundeswehr mit der militärischen Tradition deutscher Streitkräfte verbindet. Die Gegenwart des heutigen militärischen Feldes wird mittels der Argumentationsfigur „Auftragstaktik“ in der Vergangenheit preußisch-deutscher Streitkräfte verankert. Nach unveränderbaren Grundsätzen gefragt, antwortet der gegenwärtige Inspekteur des Heeres General Hans-Otto Budde (2004a: 8):

Ich denke hier an das Rüstzeug, das uns die Gründeräte der Bundeswehr mit dem „Prinzip der Inneren Führung“ mitgegeben haben, an die „Auftragstaktik“ und an soldatische Grundwerte wie Tapferkeit, Loyalität und Kameradschaft.

Die zwei maßgeblichen Erzählungen der Bundeswehr, Auftragstaktik und Innere Führung werden verbunden und mit soldatischen Tugenden verknüpft. In der Führungsvorschrift des Heeres lautet dies so: „Soldatisches Führen verbindet soldatische Tugenden mit den, von der Konzeption der Inneren Führung bestimmten, Grundsätzen zeitgemäßer *Menschenführung*“ (HDv 100/100: Nr. 301). Und ein maßgeblicher General wie Christian Milotat (2000: 10; zitiert nach Keller 2006) stellt fest, „Die Verfahren der Stabsarbeit, der Befehlsgebung, und das Miteinander von militärischen Führern und Führergehilfen, die im 19. und 20. Jahrhundert mit besonderer Ausprägung in den preußischen und deutschen Generalstäben entstanden, sowie die seit langem in deutschen Streitkräften geltende Auffassung, dass jeder Soldat zu selbständigen und entschlossenem Handeln erzogen werden soll, sind unverzichtbare Grundlagen auf denen sich Auftragstaktik entfalten kann“. Mittels der Referenz einflussreicher Mitglieder der militärischen Führung auf den Mythos Auftragstaktik wird zur Legitimierung

der deutschen Militärvergangenheit sowie der Beerbung des Ruhmes preußisch-deutschen Militärs durch die Bundeswehr beigetragen.

Die Legitimierung eines militärischen Führungsanspruches im Staat wird durch Verweise auf den preußisch-deutschen Gesinnungssadel des Offizierkorps zu erreichen versucht (Elbe 2004: 419). Dem Militär kommt aufgrund seines Gewaltmonopols in der Regelung der staatlichen Außenbeziehungen in Deutschland aber auch weiterhin eine nicht zu unterschätzende gesellschaftliche Bedeutung zu. Gleichzeitig hat aber die Sensibilität gegenüber jeder Form von physischer Gewalt in Deutschland beträchtlich zugenommen. Das hat hinsichtlich des soldatischen Berufsbildes Auswirkungen auf die Selbstlegitimierung der „Manager professioneller Gewaltanwendung“ (Lasswell) in einer Gesellschaft, die sich offiziell der Norm der Gewaltlosigkeit verpflichtet fühlt. Das Offizierkorps bedarf zur Rechtfertigung daher der elitären Idee des Gesinnungssadels.

4.4.4 Eine Frage der Ehre: Symbolisches Kapital

Symbolisches Kapital spielt im militärischen Berufstand in Form von Ehre und Prestige eine ausgeprägte. Bezuglich einer Konzeptionisierung des Militärs als eines Berufstandes im unterbewussten oder bewussten Selbstverständnis des Offizierkorps kommt Bourdieus Begriff des symbolischen Kapitals große Bedeutung zu. Nächst unterschied Bourdieu nicht zwischen sozialem und symbolischen Kapital und setzte es vielmehr gleich, wenn er argumentiert, das Sozialkapital bewege sich „ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, dass es immer als symbolisches Kapital funktioniert“ (Bourdieu 1983: 195). Insofern symbolische Beziehungen die Differenzen von sozialer Lage und sozialer Stellung ausdrücken, ist dies durchaus plausibel. Das symbolische Kapital bildet gemäß Bourdieu (1992a: 152) einen Kredit an legitimer gesellschaftlicher Anerkennung. In seiner Form von Ehre, Prestige und gutem Ruf, stellt es gerade in traditionalen und konservativen Gesellschaftsentwürfen ein kennzeichnendes Ehrenkapital gegenseitiger sozialer Anerkennung dar: „Die Macht zur Durchsetzung einer alten oder neuen Sicht der sozialen Trennungen und Gliederungen hängt ab von der in vorangegangen Kämpfen erworbenen sozialen Autorität“ (Bourdieu 1992a: 152). Dazu muss die symbolische Macht auf dem Besitz von symbolischem Kapital begründet sein.

Symbolisches Kapital besteht aus wahrgenommenen und als legitim anerkannter Form ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals (ebd. 1985: 11). In dieser Hinsicht ist es sinnvoll nach Prestige im Militär zu fragen. Der gesellschaftlichen Anerkennung oder Verleugnung des symbolischen Kapitals des Militärs (Ehre, Ruhm), kommt somit ein Aspekt von Macht oder Ohnmacht zu. Die

drückt sich auch in den Antworten nach der Frage zur grundlegenden soldatischen Einstellung der Bundeswehrsoldaten aus.

Tabelle 14: „Ich bin stolz, Soldat zu sein.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
trifft voll und ganz zu	29.1%	39.6%	41.3%	43.0%	31.6%	35.5%
trifft eher zu	34.0%	35.7%	38.4%	34.6%	36.8%	35.4%
weder-noch	24.3%	19.3%	15.5%	15.4%	21.1%	20.3%
trifft eher nicht zu	7.5%	3.9%	3.9%	5.1%	10.5%	5.7%
trifft überhaupt nicht zu	5.2%	1.5%	1.0%	1.9%		3.0%
Total N	907	482	414	214	38	2055
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002 N = 2055 tau-b = -.131**

Während das Offizierkorps in der zivilen Welt zunehmenden Werteverfall wahrnimmt sowie das Aufkommen von Individualismus und einer ‚Spaßgesellschaft‘ konstatiert, nimmt es für sich oftmals eine ethisch-moralische Überlegenheit in Anspruch, die sich aus der eigenen Tradition ableitet. Heute liegt der Auftrag, das Volk im Kriege zu verteidigen nicht mehr in der Hand des Adels, sondern dem Offizierkorps. Somit ersetzt der Offizierstand den alten Adelsstand und es wird bisweilen der Offizier als Gesinnungssadel und Nachfolger des mittelalterlichen Ritters angesehen. Machtkapital im Spiel um das militärische Feld kann dabei z.B. die Mitgliedschaft in einer offiziellen Vereinigung wie der Clausewitz-Gesellschaft sein, wo handverlesene Offiziere und Zivilisten ein bestimmtes Traditionsverständnis teilen. Werteliten bilden sich aus Trägern höchster Tugenden und zeichnen sich durch edlen Charakter, Vornehmheit, Erhabenheit, Stolz und einen besonderen Lebensstil aus (Wiesendahl 1997: 31). Aus diesen Mustern speist sich der Macht- und Herrschaftsanspruch einer Werteelite.

Die Anpassung an die Verhältnisse sozialer Ungleichheit und Unterdrückung geschieht mit dem objektiv stillen Einverständnis der Beherrschten gegenüber der symbolischen Herrschaft (Bourdieu 1998: 171). Dies erfolgt durch das Zusammenspiel von Inkorporierung und Institutionalisierung:

Allgemein stützt die Wirksamkeit äußerer Zwänge sich auf die Wirksamkeit eines inneren Zwangs. Als Ergebnis der Einverleibung einer Herrschaftsbeziehung sind die Dispositionen die wahre Grundlage für das vom Zauber der symbolischen Macht lediglich ausgelösten praktische Erkennen und Anerkennen der magischen Grenze zwischen Herrschenden und Beherrschten (ders. 2001: 216).

Es ist darüber hinaus nahe liegend, dass die Herrschenden eine Umarmungstaktik verfolgen, indem sie Teilen der Beherrschten einen zukünftigen Aufstieg in Aussicht stellen und partiell ermöglichen. Bourdieu (1997a: 109) spricht in diesem Sinne vage von der Möglichkeit „jenen Diskurs zur Verteidigung der Orthodoxy, des rechten Denkens im doppelten Sinne, zu produzieren, mit dem ein neues Äquivalent zur schweigenden Zustimmung der Doxa geschaffen werden soll.“ Des Weiteren sind große Teile der Beherrschten bereit, statt der Häresie den Konformismus mit den herrschenden Verhältnissen vorzuziehen, solange die Lebensumstände einigermaßen bequem oder wenigstens erträglich sind. Diese Einstellung ist schon insofern nahe liegend, als der Konformismus wesentlich bequemer und sicherer ist als die Häresie. Diesbezüglich argumentiert Ann Swidler (1986 passim), dass in ruhigen Zeiten („settled lives“) Kultur in das Handeln der Akteure direkt integriert ist, so dass nicht nur Kultur und Struktur einander verstärken, sondern auch ein spezifisches Ethos zum Tragen kommt. Clifford Geertz (1973) anführend, schreibt Swidler (1986: 278): „And cultural symbols reinforce an ethos, making plausible a world-view which in turn justifies the ethos“. Im Falle unruhiger Zeiten („unsettled lives“) betont Swidler (ebd.), dass die Rolle von Kultur zur Fortsetzung und Konstruktion neuer Handlungsstrategien eine andere ist. Überkommene kulturelle Muster werden aufgegeben und durch explizite, artikulierte Kulturmodelle wie etwa Ideologien ersetzt. Sie argumentiert, dass diese Ideologien – explizite, artikulierte und hochorganisierte Bedeutungssysteme – zwar neue Handlungsstrategien begründen, doch dass dasjenige, was nicht explizit geregelt ist, weiter von der alten Ordnung bestimmt wird. Swidler (1986: 279f) betont, dass das alte Ethos, verstanden als Handlungsregulator, die Auswahl und Entwicklung einer neuen Doktrin und rituellen Praktik formt und bestimmt. Letztlich formt sich somit eine Ideologie⁴⁹ eher um ein Ethos, als dies umgekehrt der Fall ist. All dies mag erklären, warum auch Bourdieu in sozialen Feldern fast nie Revolutionen, sondern nur begrenzte

49 Bourdieu (2001: 232f) rückt zunehmend vom Ideologiebegriff ab, da er die Gefahr sieht, dass einer der stärksten Mechanismen zur Aufrechterhaltung der symbolischen Ordnung, die doppelte Naturalisierung des Sozialen in Dingen und Körpern, durch die Betonung von Ideen in Vergessenheit gerät.

Revolten ausmachen kann. Die Dinge ändern sich ein wenig, oder auch nicht, aber letztlich bleiben die Verhältnisse ähnlich.

Das soldatische Ethos, verstanden als Handlungsregulator, der die Auswahl und Entwicklung militärischer Doktrin und der rituellen Praktik formt und bestimmt, gewinnt im Laufe der historischen Modernisierung des Militärs als Stabilisator an Bedeutung. Mit der Bürokratisierung des Militärs kommt *Militärtradition* eine Brückenfunktion zwischen Alltag und der Außeralltäglichkeit des Einsatzes und Kampfes zu. Zwar mag das jeweilige Brauchtum dem einzelnen Soldaten zu allen Zeiten nicht viel bedeuten, doch mittels militärischer Tradition kann sich die militärische Gemeinschaft deutlich von der sie umgebenden Gesellschaft unterscheiden. Der Kombattantenstatus des Militärs wird mittels militärischer Tradition betont. Da militärische Tradition meist sehr stark staatliche Symbolik vertritt, wird so die Symbiose von Staat und Militär gepflegt. Tabelle 15 belegt die starke Bedeutung von Tradition im Militär.

Tabelle 15: „Ich finde militärische Tradition im Ganzen betrachtet...“

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
sehr positiv	12.8%	15.9%	25.4%	22.9%	13.8%	17.3%
positiv	51.4%	56.1%	55.3%	54.3%	69.0%	54.0%
teils/teils	31.1%	25.5%	18.2%	19.0%	17.2%	25.5%
negative	3.7%	1.9%	1.2%	2.9%		2.5%
sehr negativ	1.0%	.6%		1.0%		.6%
Total N	623	321	347	105	29	1425
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2003

N = 1425

tau-b = -.150**

Die Geltung und Legitimität einer herrschenden Ordnung wird auf der Grundlage „des immer Gewesenen“ durch Tradition verkörpert (Weber 1972: 19). Daher spielt Tradition für den Staat und die Exekutoren der Staatsgewalt eine fundamentale Rolle zur Aufrechterhaltung des Anspruchs auf das Gewaltmonopol. Während Weber den Begriff des Charismas für die Außeralltäglichkeit besetzt, können für Bourdieu charismatische Zuschreibungsprozesse als Dimension symbolisch vermittelter Macht begriffen werden (Kraemer 2002: 180ff). Insbesondere restaurativ eingestellte Soldaten begründen die „ewige‘ Notwendigkeit ihres Berufsstandes mit dem Verweis auf historische Erfahrungen, etwa die, dass es „schon immer“ Kriege gegeben habe und dass deshalb kein Staat auf Soldaten

und auf Kriegsvorbereitung verzichten könne“ (Wette 1998: 128f). Das agonistische Weltbild des Standes der Wächter (Platon) führt zu einer besonderen Nähe zum Staat, den es zu schützen gilt. Das spezielle Normensystem der Wächter, welches engstens an den Staat gebunden ist, trennt das Stehende Heer von der zivilen Gesellschaft und soll doch der prinzipiellen Einheit des Gemeinwesens dienen.

Dem Staat, welchem das Militär huldigt, sind im Sinn von Hegels *Rechtsphilosophie* die bürgerliche Gesellschaft und ihre Individuen untergeordnet. Teil dieses Obrigkeitstaates, der das Interesse der Allgemeinheit verfolgt und dem die Rechte der Individuen nachgeordnet sind, ist das Militär. In diesem hegelianischen Verständnis ist derjenige Staat legitim, der formales Recht, Moralität, Familie, und bürgerliche Gesellschaft respektiert (Steinvorth 1981: 209). Dem Staat als dem Verwalter des symbolischen Kapitals kommt diesbezüglich eine zentrale Stellung und Funktion zu: „Durch die Legalisierung des symbolischen Kapitals, gewinnt eine bestimmte Perspektive absoluten, universellen Wert und wird damit jener Relativität entzogen, die *per definitionem* jedem Standpunkt als einer bestimmten Sicht von einem partikularen Punkt des sozialen Raums aus immanent ist“ (Bourdieu 1992b: 150). Diese Unhinterfragbarkeit nimmt auch das Stehende Heer für sich in Anspruch, da es schließlich dem Allgemeinwohl dient indem es den Staat beschützt. Durch die Betonung von soldatischem Stil und militärischen Formen wird darüber hinaus das Selbstverständnis einem besonderen Stand anzugehören befördert.

In der Bundeswehr ist diesbezüglich besonders der Umgang mit der zentralen Figur der militärischen Opposition gegen das NS-Regime Claus Schenk Graf von Stauffenberg in der Traditionsentwicklung aufschlussreich. Während in den ersten Jahrzehnten der Bundeswehr die militärische Fronde gegen Hitler noch von den meisten Offizieren als Eidbruch missbilligt wurde und noch in den 1960er Jahren militärische Helden der NS-Zeit in den Traditionskanon der Bundeswehr aufgenommen wurden, sich die Bundeswehr während der sozial-liberalen Koalition wenig mit einer pro-aktiven Traditionsentwicklung befasste, so ändert sich dies mit der politischen Wende von 1982. Die bürgerlich-aristokratische Opposition der militärischen Frondeure wurde nun im Rahmen einer Traditionsoffensive zur zentralen Traditionsfigur der Bundeswehr stilisiert. Die deutsche Wehrmacht wurde weiterhin als Opfer des NS-Regimes dargestellt, aber es wurden nun gerade die Wehrmachtsangehörigen der militärischen Opposition für die Tradition der Bundeswehr in Anspruch genommen, da sie nach besonders hohen moralischen Maßstäben gehandelt hatten. Auf die alte Garde von ‚eid-treuen‘ Wehrmachtsoffizieren musste die politische Führung immer weniger

Rücksicht nehmen, da sie pensioniert waren.⁵⁰ Auch die Mehrheit der deutschen Bevölkerung identifizierte nicht mehr mit NS-Deutschland. Vor allem aber war es durch den Abstand von vierzig Jahren ein leichtes die militärischen Oppositionskreise zu entpolitisieren und auf reine Gewissensfragen zu reduzieren. Die nationalistisch, religiös-sozialistischen Vorstellungen Stauffenbergs und mancher Frondeure des 20. Juli wurden und werden unter den Teppich gekehrt. Schon der frühe, einsame Fürsprecher der Frondeure General v. Baudissin konstruiert mit seinem anti-kommunistischen, christlich-moralischen Traditionsmodell gewisse Kontinuitäten über den Bruch von 1945 hinweg und legitimierte unter Bezug auf anerkennungswürdige Grundwerte einer bürgerlichen Gesellschaft die bestehende Rechtsordnung (de Libero 2006: 30f). Die Militäropposition innerhalb der deutschen Wehrmacht wird einerseits auf ihren nationalkonservativen Hintergrund reduziert sowie gleichzeitig zusammen mit Kreisauer Kreis und Weißer Rose als der einzige legitime Widerstand gegen das NS-Regime dargestellt; dies hilft den bürgerlichen Konservatismus in der BRD zu legitimieren.

„Symbolische Macht ist die Macht, Dinge mit Wörtern zu schaffen.“

(BOURDIEU 1992A: 153)

Während politische Würdenträger sich selbst durch rituelle Gedenkfeiern in der moralischen Höherwertig der Frondeure um Stauffenberg sonnen, betonen sie aber stets die historische Ausnahmesituation in der ihnen dieser Widerstand gegen die Staatsgewalt einzig legitim erscheint. Der Umstand, dass die Militäropposition vorwiegend durch Adelige geprägt war, entsprach der konservativen Traditionsoffensive der 1980er Jahre in ihrer weltanschaulichen Ausrichtung auf eine hierarchisch gegliederte Gesellschaft. Es will der Bundeswehr beinahe gelingen sich unter Bezug auf die aristokratischen Frondeure selbst zu adeln. In den Anfängen der Bundeswehr wurden allerdings zunächst die bürgerlichen Offiziere Generaloberst Ludwig Beck und Feldmarschall Erwin Rommel truppenübergreifend in das Pantheon der Bundeswehrtradition gestellt (de Libero 2006: 113). Rommel gilt in Deutschland und vor allem in angelsächsischen NATO-Ländern als besonders ritterlicher Soldat. Dies geht auf Rommels Rolle im Wüstenkrieg während des II. Weltkrieges in Nordafrika zurück. Unter Bezug auf die Soldaten der militärischen Opposition konnte sich die Bundeswehr NATO-konform von NS-Deutschland absetzen ohne sich von der deutschen Wehrmacht klar zu distanzieren. Das Berufsethos der Bundeswehroffiziere sollte wieder wie

50 Als ‚Lodenmantelgeschwader‘ bezeichnet, machten diese rüstigen Rentner aber bis in die 1990er Jahre ihren Einfluss im BMVg geltend.

ehedem edel, brillant und selbstlos sein. Durch die Referenz auf die Außeralltäglichkeit (Weber) des II. Weltkriegs und des durch die BRD abgesegneten Staatsstreichs wird durch gegenwärtige Traditionsbildung die Besonderheit des Offizierstandes demonstriert und legitimiert.

Die Haltung der Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft des Soldaten für den Staat und seine Bürger stellt weltweit den Kern der militärischen Tradition dar. Vor allem aber stellt diese Auffassung die symbolische Grenze zur zivilen Gesellschaft dar. Tägliche militärische Rituale und sporadische Zeremonien bezeichnen die Trennung von der zivilen Gesellschaft. Durch die Abgrenzung gegenüber der zivilen Gesellschaft mittels Ritualen und Zeremonien entsteht eine interne Basis zur Vermittlung von gemeinsamen Werten und Haltungen. Militärisches Brauchtum wird zur Pflege eines Gemeinschaftsgefühls benutzt welches die Identifikation der Soldaten mit der eigenen Gruppe stärkt. Offiziell wird aber militärisches Brauchtum nicht unter Tradition gezählt (BMVg 1982: §10). In diesem Sinne ist militärisches Brauchtum lediglich als militärische Traditionspflege zu verstehen.

Tabelle 16: „Die Traditionspflege ist auch für moderne Armeen wichtig, um den Soldaten militärisches Wissen und militärische Tugenden zu vermitteln.“

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz. (jun.)	StOffz.	Total
stimme voll und ganz zu	26,2%	34,9%	37,7%	50,9%	46,7%	33,2%
stimme eher zu	49,0%	44,4%	45,8%	29,2%	36,7%	45,5%
teils/teils	19,4%	18,7%	14,2%	15,1%	10,0%	17,5%
lehne eher ab	4,4%	1,6%	1,7%	3,8%	6,7%	3,1%
lehne voll und ganz ab	1,0%	,3%	,6%	,9%		,7%
Total N	618	315	345	106	30	1414
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1414

tau-b = -126**

Militärische Traditionspflege beruht nicht zuletzt auf der Bewahrung und Weitergabe von praktischen Kenntnissen und Erwartungen, welche zur Strukturierung des Militärs als sozialem Feld beitragen. Für Wette (1998: 128) erklärt sich so die große emotionale und intellektuelle Brisanz von Geschichte und Traditionspflege für die Soldaten: „Der Orientierung an der Vergangenheit, die durch

Traditionsbildung vermittelt werden soll, wird im militärischen Milieu auch deshalb so große Bedeutung beigemessen, weil sie, wie gesagt wird, zur ‚Verhaltenssicherheit‘ der Soldaten beitragen kann“. In der nach außen hin pragmatischen Welt des Militärs drückt sich diese Funktion im Begriff des militärischen Wissens und Könnens aus. Hier fallen insbesondere die sehr hohen Zustimmungswerte von Offizieren auf, wie Tabelle 16 belegt.

Nach Ansicht von Janowitz (1964: 196f) geht der besondere Stellenwert von Tradition wie er sich in Ritualen, Etikette und Zeremonien im Militär ausdrückt, auf deren Funktion zur Bewältigung von Angst vor dem Tode zurück. Während im dienstlichen Alltag eine Kultur des bloßen Nicht-Bennens von Tod und Verwundung besteht, herrscht im Einsatz eine maskuline Kultur der Verleugnung von Todesangst. Die betont auch Major Jan Hoffman (2003: 63), wenn er schreibt: „Dass Begriffe wie Kameradschaft, Treue, Tapferkeit, und ihre besondere Bedeutung für den Soldaten aus der unausgesprochenen Verbindung zum Tod gewinnen, sollte nicht unausgesprochen bleiben“. In einer Ansprache des Generalinspekteurs der Bundeswehr General Schneiderhan vor Bundeswehrpublikum im Oktober 2005 in Strausberg sagt er, eine Zeile von Theodor Storm zitierend: „Der Soldat trägt den Tod in der Uniformjacke“. Dieser Aussagesatz ist gewiss zutreffend, doch er selbst abstrahiert den Tod mit dem Begriff „Uniformjacke“ und appelliert gleichzeitig an die alterhergebrachte Vorstellung militärischer Tugenden wie Opferbereitschaft und Tapferkeit.

Die militärspezifischen Vorstellungen von Kampfgeist und Ehre finden sich in Ritualen von Höflichkeit, Manieren und Konventionen wieder. *Militärische Formen* besitzen sowohl eine tragende Rolle im militärischen Dienstalltag als auch in offiziellen militärischen Zeremonien. Unten ihnen versteht man Förmlichkeiten und Gewohnheiten des Alltags der Truppe sowie die Zusammenfassung der Regelungen des formalen Ablaufs von bestimmten Zeremonien der Streitkräfte. Hierzu gehören die Bestimmungen über Paraden, Appelle, Trauerfeiern, Bestattungen, Gedenkfeiern, Truppenfahnen, Fahnenbänder, Gruß und Anrede. Wie Tabelle 17 zeigt, finden gerade Offiziere im Dienstgrad (Leutnant-Hauptmann) militärische Tradition als Pflege des Brauchtums sehr positiv. Insgesamt bewerten Soldaten aller Dienstgradgruppen die Pflege des Brauchtums mehrheitlich positiv.

Tabelle 17: „Ich finde militärische Tradition als Pflege des Brauchtums...“

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz. (jun.)	StOffz.	Total
sehr positiv	9,6%	15,9%	15,7%	21,9%	10,0%	13,4%
positiv	50,2%	49,4%	58,4%	46,7%	53,3%	51,8%
teils/teils	33,3%	33,1%	22,7%	28,6%	30,0%	30,3%
negativ	5,6%	,9%	3,2%	1,9%	6,7%	3,7%
sehr negativ	1,3%	,6%		1,0%		,8%
Total N	622	320	344	105	30	1421
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1421

tau-b = -.114**

Das Praktizieren des militärischen Brauchtums ist Teil der Tradition der Bundeswehr und Ausdrucks ihres Selbstverständnisses. Alltägliche Rituale wie auch besondere Zeremonien besitzen einen spezifischen Stellenwert in der militärischen Praxis und sind Mittel von Erziehung und Ausbildung im Militär. Die einschlägige Dienstvorschrift (ZDv 10/8, Nr. 503 und 504) besagt über militärische Formen folgendes:

Sie fördern den kameradschaftlichen Zusammenhalt und die Identifikation der Soldaten mit ihren Truppenteilen und stärken schließlich Motivation und Selbstverständnis der Soldaten. Dabei werden bewusst auch die Gefühle der Soldaten angesprochen. Militärische Formen binden den Soldaten in die hierarchische Ordnung der Streitkräfte ein. In der Öffentlichkeit fördern militärische Formen das Ansehen der Bundeswehr und tragen im Rahmen der Selbstdarstellung zur Integration der Bundeswehr in unserer Gesellschaft bei.

Während bereits alltägliche Rituale aufgrund militärischen Brauchtums in ihrer Durchführung weitestgehend festgelegt sind, so sind zeremonielle Rituale in der Bundeswehr sogar durch Vorschriften und Erlasse bis ins Detail angewiesen. Zu den praktischen Handlungen, mittels derer kollektive Dispositionen verinnerlicht, tradiert und weitergegeben werden, zählen *Rituale*. Dies sind als sozial ge-regelte, kollektiv ausgeführte symbolische Handlungsabläufe zu verstehen, die aus einer Reihenfolge stilisierter sozialer Interaktionen kommunikativen Charakter bestehen. Daher sind Rituale kulturell eingebunden. Oftmals bedienen sie sich strukturierter Mittel, um die Bedeutung einer Handlung sichtbar zu machen. Rituale weisen über Bedeutungs- oder Sinnzusammenhänge hinaus und stellen sie symbolisch dar.

Im Anschluss an Durkheim betont Bourdieu (1987: 168), dass Rituale praktische Handgriffe und Körperbewegungen darstellen, die zur Übertragung von Muster beitragen, die von der Haltung bestimmt sind und wiederum die Haltung bestimmen. Auch in säkularen, gesellschaftlichen Teilbereichen wie dem Militär besitzen Rituale und Zeremonien (z.B. Flaggenparade, Morgenappell, Befehlsausgabe, Frühstückspause, Wachappell, Beförderungsappell, Kommandoübergabe) einen großen Stellenwert für die Schaffung und die Reproduktion von Gemeinsamkeit. Gleichzeitig ist mit diesen Rituale und Zeremonien immer auch die Verinnerlichung von Raum- und Zeitstrukturen verbunden. Dies drückt Bourdieu (1976: 141) folgendermaßen aus: „Zeitpunkt und vor allem Tempo der Praktiken beherrschen heißt, sich in Gestalt des Rhythmus von Gebärden oder Sprache ein ganzes Verhältnis zur Dauer auf den Leib zu schreiben, [...].“ Diese Verhältnisse werden als konstitutiv für die eigene Person erlebt. Es hängt daher vom Standpunkt des Teilnehmers ab, wie Rituale und Zeremonien erfahren und interpretiert werden.

Zunächst werde ich mich mit dem *Ritual der Meldung* einem offiziellen, alltäglichen militärischen Ritual widmen. Der Meldung kommt in der hierarchischen Ordnung des Militärs die zentrale Funktion zu, Information bereitzustellen und gleichzeitig die Autoritätsstruktur formell anzuerkennen, denn gemeldet wird stets dem Vorgesetzten. Gleichzeitig entlastet dies den Untergebenen möglicherweise Handlungssentscheidungen fällen zu müssen. In der Bundeswehr heißt es daher: „Melden macht frei“. Mit der Meldung entäußert sich der Untergabe der prinzipiellen Freiheit eine eigene Entscheidung zu treffen zu können oder zu müssen. In praktisch jeder Lage melden Untergabene ihren Vorgesetzten. Das hier gewählte Beispiel entspringt einer Lehrgangssituation, denn Ausbildung und Lehrgänge nehmen im militärischen Dienstalltag einen großen Raum ein.

Jede praktische Ausbildung und jeder Unterricht im deutschen Militär beginnt offiziell mit dem Ritual der Meldung. Sobald während eines Lehrgangs der Ausbilder den Hörsaal betritt, lässt der eingeteilte Hörsaaldienst die Teilnehmer aufstehen und meldet in militärischer Form die Vollzähligkeit des Hörsaals bzw. die (un-)entschuldigte Abwesenheit einzelner Soldaten. Bei der Ausbildung im Gelände finden die Meldungen an den Hörsaalleiter zu Beginn des Ausbildungstages statt. Das Ritual der Meldung findet schließlich Anwendung, wenn ein Soldat im Hörsaal oder im Außendienst ein Arbeitsergebnis vorträgt. Funktional dient die Meldung der Informationsweitergabe und der Einübung des Meldens. Die jeweils eingeteilten Hörsaaldienste sollen sich in dieser grundlegenden Verhaltensweise des Soldaten üben. Erscheint in einem der Hörsäle oder während der Außenausbildung die Dienstaufsicht, so meldet wiederum der jeweilige Aus-

bilder seinem Vorgesetzten. Das Entgegennehmen von Meldungen gehört zum Handlungsrepertoire des Ausbilders und Vorgesetzten. Indem Rituale auf vorgefertigte Handlungsabläufe und bekannte Symbole zurückgreifen, vereinfachen sie die Bewältigung komplexer lebensweltlicher Aufgaben, vermitteln Halt und Orientierung und stabilisieren Herrschaft. Durch gemeinschaftlichen Vollzug erhalten Rituale oftmals einen einheitsstiftenden Charakter und fördern den Gruppenzusammenhalt.

Insbesondere für Offiziere existiert mit dem *Lagevortrag* eine soziale Institution, die nicht direkt als Ritual bezeichnet werden kann, aber auch keine eigentliche Zeremonie darstellt. Der Lagevorträge sind institutionalisierte Informationspräsentationen. Rituale wie das Hackenknallen, „Ich habe den Auftrag...“, stramme Körperhaltungen und die Nutzung von Symbolen sind Teile der Lagevorträge. Lagevorträge sind zur Vorbereitung einer Entscheidung des Truppenführers, Unterrichtung des Truppenführers, des Stabes, übergeordneter oder unterstellter militärischer Führer und Information von Besuchern zu halten. Es tragen der Chef des Stabes und nach seiner Einteilung Abteilungsleiter sowie andere Offiziere des Stabes vor, bei Bedarf auch unterstellte Führer. Der Lagevortrag soll sich auf das Notwendige beschränken. Gliederung und Inhalt richten sich nach Anlaß und Auftrag. Informationssysteme, Lagekarten, Pläne, Prinzipdarstellungen und Übersichten ergänzen und veranschaulichen den Lagevortrag. Formel ist die Heeresdienstvorschrift (HDv) 100/200 „Führungsunterstützung im Heer“ einschlägig:

1109. Der *Lagevortrag zur Unterrichtung* enthält den eigenen Auftrag, die Feindlage beziehungsweise die Lage der Konfliktparteien oder anderer fremder Kräfte, die Lage und Absicht der übergeordneten Führung, der Nachbarn, bei Einsätzen in internationalen Strukturen auch die Lage der Koalitionspartner und die eigene Lage auf allen Führungsgebieten mit eigener Absicht. Bei Bedarf sind ferner vorzutragen: Auswirkungen der Berichterstattung durch die Medien, besondere Führungsprobleme, Anträge und Vorschläge. Der Lagevortrag kann mit einer Zusammenfassung abschließen.

1110. Der *Lagevortrag zur Vorbereitung einer Entscheidung* (LVE) orientiert sich in Gliederung und Inhalt an der Beurteilung der Lage. Er enthält immer die Auswertung des Auftrags, das Feststellen und Abwägen der Möglichkeiten eigenen Handelns und einen Vorschlag der besten Möglichkeit.

Der Lagevortrag ist in den deutschen Streitkräften eine soziale Institution die zum festen Repertoire des Offizierkorps gehört und zählt zu den Grundlagen der taktischen Führung. In den Führungsvorschriften deutscher Heere der mehr als letzten 100 Jahre wird Führung auf die Person des militärischen Führers konzentriert (Keller 2000: 159). Der militärische Führungsvorgang umfasst die Lage-

feststellung, die Planung einschließlich Beurteilung der Lage, Entschluss- und Operationsplan sowie die Befehlsgebung und Kontrolle. Die Schrittfolge besteht aus Lagevortrag zur Unterrichtung, einer Zwischenbesprechung und Lagevortrag zur Vorbereitung einer Entscheidung. In diesen Vorträgen wird die militärische Lage dargestellt und erörtert. Der Ausdruck „In der Lage sein“ im Sinne von Können stammt aus dem Militär, bedeutet im Militär aber an erster Stelle, dass ein Akteur mit der Situation vertraut ist. Lagevorträge finden auf allen Ebenen in der militärischen Organisationshierarchie statt. Überwiegend finden Lagevorträge zwischen militärischen Führern, also Offizieren, in Manövern und im Einsatz statt. Meist wird dem vorgesetzten Offizier von seinen Untergebenen vorgetragen, so dass dieser in der Lage ist einen Entschluss zu fassen. Dieser Entschluss wird den Untergebenen mitgeteilt und entspricht einem Befehl. Aufgrund der preußisch-deutschen Tradition des Führens mit Auftrag, wird jedoch davon gesprochen, den Entschluss des Kommandierenden umzusetzen.

Während des Lagevortrages sind die Teilnehmer zumeist stehend im Halbkreis um den höchsten Dienstgrad oder z.B. im Kreis um einen Kartentisch, oder auch auf Stühlen sitzend vor einer Projektionstafel versammelt. Von den Anwesenden wird Aufmerksamkeit und Ernst erwartet, wobei der kommandierende Offiziere durchaus mit jovialen Bemerkungen zu etwas Heiterkeit beitragen kann. Von den übrigen Anwesenden, insbesondere aber vom Vortragenden wird eine militärisch stramme Körperhaltung erwartet. Während des militärischen Grußes dem Vorgesetzten gegenüber bietet es sich an, dass der Vortragende mit den Hacken knallt, sofern er dazu die richtigen Schuhe trägt. Der militärische Gruß des Vortragenden gegenüber dem Vorgesetzten zeigt hierarchische Unterschiede an, die zwischen Dienstgradgruppen die Klassenunterschiede symbolisieren (Symoms 1989: vii). Die Vortragenden sind Offiziere mit kürzerer Dienstzeit oder niedrigerem militärischen Dienstgrad als der kommandierende Offizier. Mit der ritualisierten Formulierung „Ich habe den Auftrag...“ beginnt ein dienstgradniederer Offizier seinen Vortrag. Dies drückt sowohl Eingliederung und Unterstellung in das militärische Herrschaftssystem als auch rational-bürokratische Rechtmäßigkeit aus. Die Stimme während des Vortrages sollte laut und deutlich sein, die Sätze kurz und prägnant. Auf diese Art und Weise soll dem Zeitdruck und dem Lärm während eines Gefechts entsprochen werden. Die Performanz während des Lagevortrags ist für die Beurteilung eines Untergebenen durch den Vorgesetzten von enormer Bedeutung. Als soziale Institution repräsentiert die Teilnahme am Lagevortrag die Dazugehörigkeit zur herrschenden Gruppe im Militär.

4.4.5 Staatsadel: Korpsgeist der Führer

Der Ehrenkodex des Offizierkorps orientiert sich eng am traditionellen Ehrenverhalten aristokratischer, vorkapitalistischer Gesellschaften. Die Prinzipien dieser Ökonomien symbolischer Güter beruhen „auf der kollektiven Verdrängung des Interesses und, allgemeiner, der Wahrheit von Produktion und Zirkulation und [produziert] tendenziell „interesseffreie“ Habitus, antiökonomische Habitus, die, [...], zur Verdrängung des Interesses im engeren Sinne (das heißt im Sinne der Verfolgung des ökonomischen Profits) neigen“ (Bourdieu 1998: 152). Die Feldeffekte des militärischen Feldes, deren geschichtliche Einflüsse über die das preußische Staatsdienstethos, zurück zur oranischen Heeresreform und bis auf das Heldenethos des kaiserlichen Reichsritterheeres zurückgehen, sind für ein berufständisches Selbstverständnis verantwortlich, das sich am „noblesse oblige“ orientiert. Aber nur in fest gegründeten Ehengesellschaften kann es interessefreie Habitus, die es erlauben interessefrei zu handeln, geben (ebd. 153):

Der Adel ist der Adel als Corps, als inkorporierter Körper, Dispositionen, Habitus gewordenen Gruppe, die zum Subjekt der adligen Praktiken wird und den Adligen verpflichten, adlig zu handeln.

In modernen Gesellschaften geraten diese Prinzipien zum Anachronismus. Die Mechanismen der Statusverteilung in modernen Gesellschaften beruhen hingegen auf einem vermeintlichen Leistungsprinzip.⁵¹ Die Ideologie des Leistungsprinzips dient in der Praxis dazu, die gesellschaftliche Selektion als normativ richtig darzustellen.

Anhand Webers Konzeptionisierung des Militärs als Kriegerstand, dessen leitende Angehörige zugleich Bürokraten bzw. „eine Sonderkategorie des Beamten“ (Weber 1988c: 321) sind, erfasse ich das Offizierkorps mit dem Begriff *Staatsadel*. Während Pierre Bourdieu [1989] das Konstrukt des Staatsadels (*la noblesse d'état*) für die zivile Elite Frankreichs entwickelt hat, die den dortigen Elitehochschulen (*grandes écoles*) entspringt, eignet es sich im deutschen Kontext als Konstrukt vor allem für das Offizierkorps.⁵² Mit diesem Konstrukt lässt

51 Die Selbstzuschreibung von Plutokratien bzw. Klassengesellschaften als Meritokratien bzw. Leistungsgesellschaften geht u.a. auf den soziologisch amorphen Begriff der „Leistung“ zurück.

52 Die *grandes écoles* sind eine spezifisch französische Institution, deren Pendant in Deutschland noch am ehesten die Universitäten der Bundeswehr und die Führungskademie der Bundeswehr darstellen, da sie vornehmlich nur von Offizieren besucht werden können. Hinsichtlich ihrer Funktion als Eintrittskarte für ein Spitzenkarriere in

sich zum einen das soldatische Selbstverständnis der Offiziere, das sich stark vom aristokratischen *Ethos des Dienens* herleitet, und zum anderen deren Affektion zum Staat in geeigneter Weise verstehen.

Das Ethos des Dienens weist über die innermilitärischen Erfordernisse hinaus auf Verpflichtungen und dementsprechend abgeleitete Ansprüche gegenüber Staat und Gesellschaft. Janowitz (1964: 6) verwendet bereits ein Konzept von Militärelite, das alle diejenigen umfasst, die im Militär über Macht verfügen.⁵³ Dem Konstrukt des militärischen Staatsadels, lege ich die spezifische Eliten-Konzeptionalisierung von Janowitz zu Grunde. Das gesamte deutsche Offizierkorps wird im Folgenden soziologisch als Staatsadel konzipiert, da sich mit diesem Konstrukt einerseits die ritterliche Idee des dienenden Kriegers und andererseits das bürokratische Element des Soldatenberufs verbinden lassen. So verbinden sich im militärischen Führer das außeralltägliche Personalcharisma und das rationale Ideencharisma scheinbar natürlicher Rechte (Roth 1987: 147).

In vielen Stehenden Armeen des Okzidents kommt bis heute dem „miles christianus“, dem abendländischen Ritter, eine implizite Vorbildfunktion zu, die sich seit dem Untergang des Rittertums im späten Mittelalter über die feudalen Armeen der frühen Neuzeit bis heute fortgepflanzt hat. Der Ritter wird „zu dem Urbild des abendländischen Soldaten“ (BMVg 1957: 76) erkoren. Die Geschichte des soldatischen Ethos reicht bis in die Zeit des mittelalterlichen Rittertums zurück (Walle 1986: 136). Ritter gingen freilich keinem Beruf nach, sondern entstammten einem Stand, der durch Lehnensbesitz materiell abgesichert war. Lehensritter waren einen begrenzten Kriegsdienst schuldig, besoldete Ritter versahen einen Dienst gegen Lohn. Ehre war fester Teil der ritterlichen Haltung und orientierte sich als persönliche Ehre an Gewissen und Moral, während sie als Kollektivehre auf dem sittlichen Gruppenethos einer Gemeinschaft beruhte (Demeter 1962: 108). In der nach Ehrenregeln geführten mittelalterlichen Schlacht sollte sich die heroische Lebensauffassung der Ritter bewähren.

Das Konstrukt des Staatsadels leistet die Integration der spezifischen Berufsmerkmale des Offiziers, der zum einen in aristokratischer Tradition ein Kämpfer, zum anderen ein moderner Bürokrat in der militärischen Großorganisation ist. Das berufliche Handeln wird in historischen Berufen unter sich wandelnden Bedingungen ausgestaltet (Seyfahrth 1989: 387). Weber hat insbesondere auf die Abhängigkeit der Professionalisierung von der Bürokratisierung hin-

Politik, Verwaltung und Wirtschaft unterscheiden sich diese französischen Institutionen jedoch deutlich von den oben genannten deutschen Institutionen.

53 Generale und Admirale fasst Janowitz (1964: 8) unter dem gesonderten Begriff „military establishment“.

gewiesen und das moderne Militär als bürokratisch-technische Großorganisation analysiert, in der die zivilen Strukturen der funktionalen Organisation an Bedeutung besitzen. Firmierend sind für ihn ein elitäres Bewusstsein, konservativer Denkstil und etatistische Einstellung. Nach Eigeneinschätzung von Offizieren verfügen sie über eine relativ sozialkonservative politische Grundhaltung und sehen sich etwas rechts von der Mitte. Mannschaften und Unteroffiziere sehen sich vorwiegend in der Mitte des politischen Spektrums.

Tabelle 18: „Politische Grundhaltung“

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Links	.9%	.6%	1.0%			.8%
2	2.1%	1.6%	1.6%	2.9%		1.9%
3	11.9%	7.6%	10.6%	11.7%	5.6%	10.5%
Mitte	50.0%	51.3%	46.9%	27.5%	27.8%	47.2%
5	28.4%	32.9%	33.6%	47.1%	61.1%	32.8%
6	5.0%	5.6%	5.8%	9.6%		5.6%
Rechts	1.6%	.5%	.4%	1.3%	5.6%	1.1%
Total N	1225	630	670	240	54	2819
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2003

N = 2819

tau-b = .084**

Die inkorporierten Strukturen derjenigen die zum Militär gehen, tragen dazu bei eine bestimmte Militärkultur beizubehalten oder aber auch zu verändern. Gemäß Bald (1982 passim) und nach eigener Beobachtung und Erfahrung entstammen die Offiziere der Bundeswehr vornehmlich dem ‚exekutiven‘ Kleinbürgertum (vgl. Bourdieu 1982: 549ff) und bringen eine dementsprechend konservative Haltung mit. Ein Mensch mit dementsprechenden Dispositionen wählt den Beruf des Soldaten, da „der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft [...]“ (Bourdieu 1987: 113). Nach Bourdieu wohnt gerade eben dem Habitus eine Trägheit inne, die dazu führt, seine Dispositionen zu verstärken. Diese sich selbst verstärkenden Effekte bieten eine Erklärung für die weit verbreiteten sozial konservativen Vorstellungen im Offizierkorps hinsichtlich der Legitimität der herrschenden Ordnung und der Staatsgewalt bieten.

Der militärische Staatsadel des heutigen Offizierkorps ist ein Gesinnungs- und Schwertadel moderner Spielart. Dennoch bezieht sich dieser Begriff auf hi-

storische Bedingungen unter denen sich aus traditionellem Denken heraus der konservative Denkstil entwickelte. Diese Bedingungen sind durch spezifisch gesellschaftliche Wandlungsprozesse entstanden und betrafen das Militär in besonderem Maße. Der Kapitalismus drang mehr und mehr in traditionelle Lebensbereiche ein, was nicht ohne Widerstand in Form von Entwicklung und Ausarbeitung konservativer Ideen vor sich ging, denn schließlich sorgte der Kapitalismus dafür, dass die althergebrachte, gewachsene Ordnung der Ständesellschaft sich endgültig auflöste. Dem Adel, der mit Machteinbußen fertig werden musste, blieb in Folge des sich ausbreitenden Kapitalismus und der damit immer stärker werdenden Position des Bürgertums nur noch der Verbleib in der Landwirtschaft oder der Rückzug zum Staat bzw. ins Militär. Er begann Werte hochzuhalten, die sich auf die vorkapitalistische, noch nicht rationalisierte Zeit bezogen. Für diesen Vorgang findet Mannheim (1964: 453) die Worte:

Eine kompakte, einheitliche ideologische, irrationalistisch gestimmte Gegenbewegung konnte als Strömung nur zustande kommen, weil in der Aufklärung die Rationalisierungstendenz bis an ihre äußerste Grenze fortgeschritten war. Diese hatte es fertiggebracht, das ganze Weltbild radikal und konsequent von der Vernunft aus zu gestalten. Sie schaltete dadurch in allen Ecken und Enden des Weltbildes das *Irrationale* aus und sonderte zugleich in diesem Siegeszug Lebenselemente aus, die gerade durch diese Aussonderung zu einer Einheit zusammengerinnen und gleichfalls zu einem einheitlichen Gegenpol werden konnten. Aber gerade dieser Elemente nahmen sich jene an, die aus ihren Traditionen heraus zu diesen Erlebnis- und Denkweisen noch Zugang hatten, wie umgekehrt die ursprünglichen Träger des rationalistischen Stromes die fortgeschrittenen Teile des Bürgertums, Königtums und Bureaucratie wurden.

Während die Aufklärung ideologischer Partner bürgerlicher Kreise war, bevorzugten saturierte, traditionelle Gruppen wie der Adel die Romantik, welche von Anfang an nicht nur eine literarische Opposition gegen die aufkommende neue Welt darstellte. Die romantische Denkweise bot viele Analogien zum traditionellen, altständischen Denken. Dies verband die deutsche Romantik mit dem politischen Konservatismus, weswegen sie in Revolutionsgegnerschaft und konservativer Reaktion mündete (ebenda, 453). Altständisches, traditionelles Denken vermischt sich mit romantischem Schwärmen zu konservativem Gedankengut. Die altständische Denkweise, welche praxisorientiert ist, steht für die Annahme einer frei gewachsenen, von Gott so gewollten Wirklichkeit. Je mehr die bürgerlich-kapitalistische Lebensauffassung Einfluss auch in traditionellen Lebensbereichen gewann, desto deutlicher kristallisierte sich das konservative Denken des Wirklichkeitssinns als reale politische Opposition zur liberalistischen Position des Möglichkeitssinns heraus.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts rekrutierte sich das deutsche Offizierkorps vorwiegend aus Angehörigen des Adels. Mit der zunehmenden Bedeutung technischer Truppengattungen wie der Artillerie und den Pionieren, die von den Offizieren eine technische Ausbildung erforderten, und bei gleichzeitiger Schaffung von Massenheeren, ging der relative Anteil des Adels am Offizierkorps zurück. Mit der Öffnung des gesamten deutschen Offizierkorps für die sog. erwünschten Kreise, die im Zuge der Heeresvermehrungen während der preußisch-deutschen Einigungskriege der 1860er Jahre erfolgten, veränderte sich die Rekrutierungsbasis.⁵⁴ Dennoch verstand sich das gesamte preußisch-deutsche Offizierkorps in seinem Selbstverständnis als aristokratischer „Schwertadel“ wie er noch im Mittelalter existierte. Der Ehrenkodex der Offiziere entsprach adligen Werthaltungen. Die Reichswehr der Weimarer Republik stellte aufgrund der Begrenzung des Versailler Vertrages auf 115.000 Mann⁵⁵ noch einmal ein retardierendes Moment im prozentualen Rückgang des Adels im Offizierkorps dar. Bis zum II. Weltkrieg dominierte weiterhin der Adel und das adelige Leitbild des Offiziers blieb ungebrochen. Wie in einer ständischen Sozial- und Wertpyramide rückten die Adligen bevorzugt in die höheren Offiziergrade nach, und der Anteil der Adligen nahm mit der Höhe des Ranges zu (Bald 1982: 93). Bald spricht in diesem Zusammenhang von der *Adelspyramide* als einem strukturierenden Element der Personalrekrutierung, das einen Selektionsmechanismus darstellt.⁵⁶ In der Reichswehr betrug der Adelsanteil der Generalität am 1. Mai 1932 im Heer 45,5 Prozent (Jung 1990: 119). Nach der Heeresvermehrung Mitte der 1930er Jahre hatte das Heer der deutschen Wehrmacht im Kriegsjahr 1943 gerade noch 20 Prozent adelige Generale (Schößler 1977: 181). Auch unter den Spitzenoffizieren der Bundeswehr wirkte in den Anfangsjahren der traditionelle Adelshintergrund und geringe Akademikeranteil stark nach (Jung 1990 *passim*).

Was heute im deutschen Offizierkorps von einer ursprünglich aristokratischen Tradition noch bleibt, ist der Anspruch der Selbstlosigkeit und Uneignen-nützigkeit des militärischen Berufsstandes im Dienst am Staat. Bourdieu untersucht nun vor allem die sozialen und mentalen Strukturen des Staatsadels, welche die Mechanismen der Elitenselektion bedingen. Ein besonderes Augenmerk Bourdieus richtet sich dabei auf die Rolle des *esprit de corps*, der der Formation

54 „1865 konnte der Adel die Mehrheit im gesamten Offizierkorps mit 51,1 % gerade noch – unwiderruflich das letzte Mal in der preußisch-deutschen Militärgeschichte – behaupten“ (Bald 1982: 86).

55 100.000 im Reichsheer und 15.000 Mann in der Reichsmarine.

56 Im deutschen Marineoffizierskorps spielte der Adel allerdings nie eine bedeutende Rolle. Daher stellte der Adel auch nicht sonderlich viele Admirale.

des Staatsadels dient. Der spezifische *Korpsgeist* des Militärs – schließlich stammt der Begriff aus diesem Bereich – ist zu Bourdieus Konzept des Staatsadels besonders gut anschlussfähig. Soldatischer Habitus und *Korpsgeist*⁵⁷ sind zentrale Bestandteile des Staatsadels. Durch das Konzept des Staatsadels können die Eigenart, das Selbstverständnis, der Selektionsmechanismus und der Reproduktionsmechanismus des deutschen Offizierkorps abgebildet werden. Das Militär ist ein äußerst komplexes soziales Feld und der Ansatz des *Korpsgeistes* erlaubt es besser zu verstehen, wie das Militärische im beruflichen Alltag der Soldaten durchgehalten werden kann:

„Die Grundlage der Macht der Worte wird durch die Komplizenschaft gebildet, die mittels der Worte zwischen einem in einem biologischen Körper Fleisch gewordenen sozialen Körper, dem des Wortführers, und den biologischen Körpern sich herstellt, die soziale zugerichtet sind, seine Anweisungen anzuerkennen, aber auch seine Ermahnungen, seine Anspielungen oder seine Befehle, und die die ‚gesprochenen Subjekte‘ sind, die Getreuen, die Gläubigen. Es ist all das, was, wenn man darüber nachdenkt, der Begriff des *Korpsgeistes* wachruft: soziologisch faszinierende und erschreckende Formel“ (Bourdieu 1992c: 84).

Ein korpsartiger Zusammenhalt folgt aus der Rekrutierung aus einer relativ homogenen Basis, den damit verbundenen spezifischen Dispositionen und den gemeinsamen militärischen Erfahrungen während der Ausbildung und der Ausübung des Dienstes (Unterseher 1986: 286). Aus Vertrautheit in der Gemeinschaft sowie der Habitualisierung von Kommunikation und Handeln folgt nebenbei eine effizienzsteigernde Funktion.

57 Das Korps ist durchaus im französischen Sinne als eine Einheit zu verstehen, die sich aus einer Vielzahl von Körpern bildet. Damit sind *Korpsgeist* und *Habitus* begrifflich eng verbunden, da beide sich u.a. durch die Verkörperung bzw. Inkorporation sozialer Bedingungen auszeichnen.

Tabelle 19: „In der Bundeswehr sollte stärker als bisher der Korpsgeist und ein bestimmtes Elitebewusstsein entwickelt werden.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
richtig	21.6%	27.8%	20.5%	24.8%	15.4%	23.1%
eher richtig	51.3%	45.9%	35.7%	31.3%	23.1%	44.2%
eher falsch	23.0%	23.7%	35.7%	37.9%	43.6%	27.7%
falsch	4.1%	2.6%	8.1%	6.1%	17.9%	5.0%
Total N	874	468	409	214	39	2004
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2004

tau-b = .088**

Forderungen nach einem strengeren Korpsgeist und einem größerem Elitebewusstsein werden von einer Mehrheit der Offiziere ganz oder eher unterstützt, jedoch auch von Teilen des Offizierkorps eher abgelehnt. Korpsgeist und soldatischer Habitus zeigen sich auch im militärischen Lebensstil mit all seinen Implikationen. Von Offizieren werden weiterhin die Beherrschung von gesellschaftlichen Verhaltensstandards und ‚höheren‘ Umgangsformen erwartet, die in der militärischen Ausbildung berücksichtigt werden. Diese werden bei internen Veranstaltungen im Casino (Offizierheim) oder seltener bei Bällen gepflegt und fließen u.a. bei offiziellen Anlässen wie Empfängen in die Pflege sozialer Beziehungen ein. Die Offizierschule des Heers gibt den Offizieranwärtern daher folgende Hinweise zu den guten Gepflogenheiten des Offizierkorps:

„Grundsätzlich sind viele Veranstaltungen für den Soldaten Dienst, unserer Ehefrau, Verlobten oder Freundin ist es natürlich grundsätzlich freigestellt, aber wir sollten nicht ständig allein kommen“. (OSH o.J.: 27)

„Es ist gute Sitte, sich unter den Offizierfamilien eines Verbandes oder kleineren Standorten gegenseitig einzuladen, um Kontakt zu pflegen. Darüber hinaus sollte der junge unverheiratete Offizier bei der Familie seines Vorgesetzten zu Gast sein“. (OSH o.J.: 34)

„Das Offizierkorps nimmt mit seinen Damen Anteil an den Ereignissen in den Offizierfamilien. Es hat sich der gute Brauch entwickelt, dass jede Dame zum Geburtstag einen Blumenstrauß überbracht bekommt“. (OSH o.J.: 36)

Der Offizierennachwuchs der Bundeswehr des Jahres 1967 stellte zwar den letzten Jahrgang dar, der noch nach den 100 Jahre vorher eingeführten Kriterien der er-

wünschten Kreise erfasst wurde (Bald 1982: 61) was der Pflege altherbrachter Sitten und Gebräuche aber keinen grundsätzlichen Abbruch getan hat. Das heutige Offizierkorps der Bundeswehr wird vor allem aus vor allem aus Söhnen von Familien des aufstiegsorientierten Kleinbürgertums rekrutiert (Bonneman/Hoffmann-Broll 1999: 23), denen der Offizierberuf als sozialer Aufwärtsmechanismus dient. So stellte schon Eric Waldmann (1963 *passim*) fest, dass sich deutlich mehr als früher junge Männer aus minderbemittelten Schichten für den Offizierberuf in der Bundeswehr interessieren und in ihm eine Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg sehen.

Etwa fünfzehn Prozent der Soldaten der Bundeswehr sind Offiziere und bilden somit eine sektorale Elite. Während Offiziere aufgrund ihrer Position die Elite der Bundeswehr repräsentieren, stellen Generale und Admirale die Elite dieser Elite dar. Der Begriff der ‚Elite der Militärelite‘ wird an dieser Stelle im Sinne des positionalen Ansatzes der Elitenforschung verwendet, so dass General oder Admiral zu sein nicht nur mit sehr guter Bezahlung (B6 bis B10) sondern auch mit Fragen gesellschaftlicher Anerkennung und Einflussmöglichkeiten verbunden sind. Die heutige Elite der militärischen Elite gilt aber in ihren Interaktionsbeziehungen isoliert, so dass sie in die Elitenetzwerke der BRD nur wenig integriert ist (Hoffmann-Lange 1992: 403). Kein Wunder, stammt doch die Generalität und Admiralität im Gegensatz zu anderen „Funktionseliten“ (Stammer 1965: 65) – von Gewerkschaftsführern einmal abgesehen – aus sozio-ökonomisch niederen Schichten. Selbst die Elite der Militärelite der Bundeswehr besteht überwiegend aus sozialen Aufsteigern.

Das große symbolische Kapital des staatlichen Feldes dient den sozialen Aufsteigern in Uniform zumindest im Binnendiffusionskurs zur Legitimation ihres neu erworbenen Status. Mit der Etablierung des Staates und des Stehenden Heeres zu Beginn der Moderne wurde das Militär Teil der politischen Gesellschaft des Staates. Die zivile Klassengesellschaft ist vom militärischen Feld abgespalten, wenngleich doch die Soldaten aus der *società civile* stammen und sich die Klassenstruktur im Militär abbildet. Die meisten Offiziere der Bundeswehr stammen seit Jahrzehnten aus der Volksklasse (Bourdieu) sind aber dem aufstiegsorientierten Kleinbürgertum zuzurechnen.

Das Offizierkorps der Bundeswehr in seiner Gesamtheit sowie die Elite innerhalb dieser militärischen Elite vereinen mehrere Elitentypen in sich. Offiziell stellt das Offizierkorps eine *Funktionselite* dar, da es seinen Aufstieg allein den eigenen Meriten verdankt. Leistung und Können hat demnach diese Funktionselite in einem offenen Leistungswettbewerb unter Beweis gestellt und hebt sich dadurch als Spitzenleistungsträger von anderen gesellschaftlichen Gruppen ab. Ihre Position und die damit einhergehenden Privilegien rechtfertigen sich dann

aus der spezifischen Funktion dieser Berufsgruppe und ihrem unverzichtbaren Beitrag zum Wohlergehen eines Gemeinwesens. Der Selbstanspruch vieler Offiziere sieht den eigenen Berufsstand aber auch als *Wertelite*, die sich aus der moralischen Hochrangigkeit des Offizierberufs herleitet. In der stets betonten Aufopferungsbereitschaft des Militärs für die zivile Gesellschaft kommt den Soldaten eine moralische Vorbildfunktion zu. Eine wichtige Dienstvorschrift des Heeres bestätigt dieses Selbstverständnis:

Seine *Moral* schöpft der Soldat aus der Überzeugung vom Sinn und von der Rechtmäßigkeit seines Einsatzes, aus dem Vertrauen in seine Führer und in sich selbst, aus seiner Ausrüstung sowie aus dem kameradschaftlichen Zusammenhalt. Die Bereitschaft zur Leistung wächst mit der *Einsicht*. Das Bewusstsein, einen rechtmäßigen Auftrag durchzuführen, sowie die Überzeugung, dass für ihn und seine Angehörigen auch in Zeiten besonderer Not gesorgt wird, geben dem Soldaten Kraft, sich auch unter *Opfern* einzusetzen. Moral bildet sich nicht von selbst. Sie zu schaffen und zu festigen bedarf ständiger Bemühungen aller militärischen Führer. Sie wird durch die *Unterstützung der Öffentlichkeit* gefördert (HDv 100/100: Nr. 309).

Gesellschaftliche Führungsgruppen beruhen aber auch auf ihrer Machtposition. Den Aspekt des Machterwerbs und -erhalts von Eliten betont die klassische Elitentheorie von Gaetano Mosca [1896], Robert Michels [1911], und Vilfredo Pareto [1916]. Diese klassischen Theorien der *Machtelite* gehen davon aus, dass Gemeinwesen ohne hierarchische Gliederung oder einen Führer handlungsunfähig sind. Einer oligarchischen Minderheit fällt es daher zu, die breite Masse zu organisieren und zu führen. Machtbasis sind die Beherrschung der Techniken des Machtkampfes, Willensstärke, Ehrgeiz, Durchsetzungskraft, Machtstreben und persuasive Kompetenz. Eine Machtelite zeichnet sich durch Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Machtmittel und Schlüsselpositionen sowie Kontrolle über zentrale Entscheidungsprozesse aus (Wiesendahl 1997: 30). Während die Eigenschaften zum Aufstieg in die Machtelite auch auf die von Offizieren geforderten Eigenschaften zutreffen, so ist das Offizierkorps doch eher eine schlafende Machtelite. Unter regulären Verhältnissen hat die Armee der zivilen Herrschaft zu gehorchen und der Staatführung die notwendigen Machtmittel zur Verfügung zu stellen. Direkte Macht erhält das Militär allerdings in politischen Krisen wie etwa bei Volksaufständen, Revolutionen und Bürgerkrieg. Solche Situationen sind oftmals von der Frage geprägt, auf welche politische Seite sich Militär und Polizei schlagen werden. Militärschläge in denen das Militär selbst zur politischen Führung wird und damit Pertos Modell von Elitenkonkurrenz entsprechen, sind eher die Ausnahme. Vielmehr scheint Michels Annahme, die auch Bourdieu teilt, zuzutreffen, dass Machteliten selten zirkulieren und die herr-

schende Klasse letztlich erhalten bleibt, indem sie potenzielles Führungspersonal aus der Gesamtheit der Volksklasse (Bourdieu) aufnehmen und sich dadurch regenerieren und stabilisieren.

4.5 Zwischenfazit

Der Staat beansprucht nach Bourdieu und in Anlehnung an die bekannte Definition von Max Weber auf seinem Territorium das Monopol legitimer symbolischer Gewalt über die darauf lebenden Menschen. Bourdieu subsumiert aber auch das Monopol der legitimen physischen Gewalt unter sein Konzept der Staatsgewalt. Er beschreibt die Genese des modernen Staates historisch als das Produkt der Konzentration verschiedener Kapitalsorten. Dabei erwähnt er ausdrücklich das „Kapital der physischen Gewalt bzw. der Mittel zur Ausübung dieser Gewalt (Armee, Polizei)“ (Bourdieu 1998: 100). Dieser Prozess der Akkumulation, so Bourdieu weiter, führt unweigerlich zur Bildung eines spezifischen staatlichen Kapitals. Die Entstehung dieses Kapitals zur Bildung symbolischen Kapitals geht einher mit der Entstehung des Feldes der Macht. Dieses Kapital, das genuin ist für das Feld der Macht, bildet eine Art Metakapital, welches wiederum Macht über die anderen Kapitalsorten und ihre Reproduktion hat, da es das Verhältnis dieser zu einander bestimmen kann. Der Staat bzw. das Feld der Macht, in dem um die Herrschaft über den Staat und der ihm eigenen Kapitalsorte gekämpft wird, erhält seine Legitimation durch Verankerung in den sozialen und mentalen Strukturen die vergessen haben, dass der Staat aus einer langen Prozessreihe von Setzungsakten hervorgegangen ist, weswegen er sich mit allem Anschein der Natürlichkeit präsentieren kann. Auch die Ausdifferenzierung der Mittel der Gewaltanwendung in Militär und Polizei sind Resultat historischer Entwicklungen.

Die innere Gestalt der sozialen Felder ist aufgrund der ihnen innenwohnenden antagonistischen oder komplementären Kräfte geordnet. Das Feld der Macht beeinflusst die unterschiedlichen Praxisfelder, die Bourdieu auch als Kraft- und Kampffelder bezeichnet, da es sich aus denjenigen Akteuren oder Institutionen zusammensetzt, die über notwendige Kapitalien zur Einnahme von beherrschenden Stellungen in unterschiedlichen sozialen Feldern verfügen. Dies führt innerhalb der sozialen Felder zur bipolaren Differenzierungen in herrschend/beherrscht (Bourdieu 1982: 732). Damit sind soziale Felder stets hierarchisch strukturiert; Bourdieu versteht aber soziale Felder auch immer als Kampffelder. Mir scheint, dass er dabei nicht zureichend zwischen einerseits den Kämpfen der herrschenden Akteure des Machtfeldes, die diese in ein soziales Feld hineintragen und dort austragen, und andererseits den bloßen Positionsunterschieden in-

nerhalb eines sozialen Feldes differenziert. Längst nicht jeder absolut beherrschte Akteur innerhalb eines sozialen Feldes – sogar die deutliche Mehrheit – verhält sich kämpferisch. Ganz im Gegenteil zeichnet sich die Mehrheit der Menschen in Arbeitsorganisationen durch Einordnung in die herrschenden Verhältnisse aus. Ohnehin gibt es für die Mehrheit der abhängig Beschäftigten keine Karrieren, sondern allenfalls kleine Beförderungen.

Auf Grundlage der Dichotomie von „Restaurateuren“ und „Reformern“ (BMVg 1957: 75) und den spezifischen Konzeptionalisierungen des militärischen Berufstandes lassen sich idealtypisch zwei rivalisierende Modelle darlegen. Diese beiden Modelle gehen insbesondere auf die angelsächsische Diskussion in der modernen Militärsoziologie zurück, wie sie im Anschluss an Huntington und Janowitz geführt wurde, doch auch die deutschsprachige Nachkriegsdiskussion über das Berufsbild hauptberuflicher Soldaten abbilden. Grundsätzlich bestehen zwei konkurrierende Konzeptionen von soldatischem Berufsbild und militärischem Professionalismus: *The Profession of Arms* (Huntington 1957; Abrams 1965) und *The Pragmatic Military Profession* (Janowitz 1960; Segal 1986: 363), wie sie in der angelsächsischen Militärsoziologie bezeichnet werden. Der Vorstellung vom Soldatenberuf als ‚Beruf sui generis‘ entspricht das angelsächsische Modell der ‚Profession of Arms‘. Dem gegenüber lässt sich das soldatische Berufsbild des ‚professionellen Bürgersoldaten‘ ausmachen, dem das angelsächsische Modell der ‚Pragmatic Military Profession‘ entspricht. Diese beiden Idealtypen wurden knapp dargestellt, da diese Leitbilder für ein besseres Verständnis des militärischen Feldes in Deutschland und anderen westlichen Staaten von großer Bedeutung sind, wohnen ihnen doch die Hauptkonfliktlinien feldinterner Kämpfe und Spannungen inne.

Der prinzipielle Unterschied zwischen diesen Konzeptionen liegt in der Bewertung individueller Freiheitsrechte des einzelnen Soldaten. Beide Konzeptionen finden sich auf der einen Seite in den soldatischen Idealtypen des heroic leader/combat-warrior/martialischer Kämpfer und auf der anderen Seite im managerial leader/Gendarm/Staatsdiener in Waffen wieder. Letztlich steht in diesen konkurrierenden Konzeptionen die zentrale Frage zur Disposition, ob das militärische Prinzip von Befehl und Gehorsam durch die Möglichkeit eines bedingten Gehorsams gegenüber der militärischen und politischen Führung zu erweitern ist. Wird Soldaten das Recht auf Gewissensprüfung zugebilligt, so wird gleichzeitig der Primat der Politik eingeschränkt. Der Primat der Politik ist jedoch für Stehende Heere von grundsätzlicher Bedeutung für die Legitimation von militärischer Gewaltanwendung. Durch das demokratische Recht auf Gewissensprüfung wird hingegen die *absolute* politische Legitimität einer Regierung und des Staates in Zweifel gezogen. Damit ergeben sich aus dem jeweiligen soldatischen

Berufsbild weitgehende gesellschaftspolitische Konsequenzen für das Politik- bzw. Demokratieverständnis eines Landes.

Im Sinne Bourdieus ist nicht zu erwarten, dass ein ‚sekundärer‘ (Beruf-)Habitus (Lettke 1995: 46), vom ‚primären‘ grundsätzlich Habitus abweicht, da der Habitus praktisch die zweite Natur eines Individuums darstellt und somit unteilbar ist. In Bourdieus Konzept schließt der Habitus eben die lebensgeschichtlichen Bildungsprozesse insgesamt sowie die allgemeinen und schichtspezifischen kulturellen Wissensbestände mit ein. Zum einen führt zwar die Trägheit des Habitus dazu, dass er mittels seiner Vorangepasstheit die ihm angemessenen sozialen Felder sucht, andererseits erlauben die Felder nur dem mit dem richtigen Habitus ausgestatteten Akteur den Verbleib. Mithin muss das, was als Berufshabitus bezeichnet wird, als *feldspezifischer Habitus* betrachtet werden. Der Habitus wird nach der Primärsozialisation des Elternhauses und Sekundärsozialisation durch Peers im Laufe eines Lebens durch Berufsbiographien und die jeweiligen sozialen Felder erweitert und verändert. Es findet sich bei Bourdieu kein Hinweis darauf, dass von einem geteilten Habitus ausgegangen werden kann. Die Untersuchung des militärischen Feldes Deutschlands bestätigt diesen Befund und zeigt hinsichtlich des soldatischen Habitus, dass dieser ein feldspezifischer Habitus ist, der aber in den Akteuren fest verankert ist. In einem anderen Zusammenhang spricht Japp (2003: 80) von „Passungen“, die sich ergeben, wenn man nicht allein vom Individuum her denkt, sondern gleichzeitig das jeweilige Sozialsystem mit seinen ethischen Normen berücksichtigt. Die Passung ist ein angemessener Begriff, um die Funktion des feldspezifischen Habitus zu verstehen.

Wie oben beschrieben ist die Struktur des militärischen Feldes durch spezifische Kapitalien geprägt und hängt von der Verteilung dieser Kapitalsorten ab. Dem einzelnen Soldaten erscheint das militärische Feld dabei als ein Komplex von Voraussetzungen und Zwängen, zugleich aber auch endlicher Menge möglichen Nutzens. Selbst in der dienstlichen Alltäglichkeit sind die Außeralldäglichkeit des soldatischen Berufstandes und die gesamte Geschichte des militärischen Feldes über soziale Institutionen präsent und vergegenständlicht. Durch die Einbettung in eine Gesamtheit von Regeln und Regularitäten ist die dauerhafte Existenz von sozialen Institutionen möglich. Der relationale Ansatz Bourdieus betont jedoch, dass auch die objektivierte Geschichte der Praxis eines Feldes veränderbar ist, weil alle aktuellen Praxisformen zur Fortschreibung oder Veränderung der feldspezifischen Praxis beitragen.

Die staatliche Bürokratie gibt aufgrund eines allgemeinen Rationalisierungsprozesses ein Modell für die Organisation der Armee ab, womit der Offizier zu einer „Sonderkategorie des Beamten“ wird (Weber 1988: 321). In diesem Zu-

sammenhang hat Weber insbesondere auf die Abhängigkeit der Professionalisierung von der Bürokratisierung hingewiesen, die gemäß den Prinzipien eben dieser Bürokratie wiederum die Amtstätigkeit als Beruf voraussetzt. Das bürokratische Prinzip der Seniorität besitzt im militärischen Laufbahnsystem bis zu genau bestimmten Gabelungen der Laufbahnentwicklung absoluten Vorrang vor Expertise. Damit trägt das bürokratische Laufbahnsystem bedingt zum Prinzip der Hierarchie im Militär bei. Diesbezüglich ist besonders bedeutend, dass mit dem Professionalismus auch ein ständisches Moment im beruflichen Selbstverständnis von Beamten – und dem Offizier als einer Sonderkategorie des Beamten – verbunden ist und sich aus ihrer Stellung gegenüber den Beherrschten ableitet (Weber 1972: 550ff). Das harmonisch gerundete Standessystem des Militärs besitzt einen vormodernen Kern, insofern es einen vorgezeichneten und vorbestimmten Weg darstellt, der nach Übernahme auf Lebenszeit prinzipiell nicht mehr individuell auszufüllen ist.

Erst für den Karriereoffizier werden gänzlich die Anforderungen der Moderne relevant. Man verlässt sich nicht mehr auf das Laufbahnsystem, sondern muss individuell an seinem Aufstieg arbeiten. Ob man Karriere macht oder nicht, besitzt einen prinzipiell offenen Ausgang. Damit bekommen die offiziellen und inoffiziellen Beurteilungskriterien für die Karriere eines ehrgeizigen Offiziers eine herausragende Bedeutung. Seiteneinstiege sind nur ausnahmsweise für Fachleute vorgesehen und führen fast nie in die Militärelite der Generale und Admirale. Militärorganisationen wie die Bundeswehr, in denen man zum Soldat auf Lebenszeit werden kann, sind einerseits durch die Vorbestimmtheit einer vorgezeichneten militärischen Laufbahn geprägt, andererseits zeichnet sich das militärische Laufbahnsystem durch eine enorme Verästelung aus. Von Anfang an erfolgreich zu bestehende Lehrgänge und notwendige Verwendungen in bestimmten Funktionen sind erforderlich, um im permanenten Selektionsprozess die nächste Hürde zu nehmen: entweder Förderung oder „Ende der Karriere“⁵⁸. Das dahinter stehende offizielle Prinzip ist in allen Dienstgradgruppen das der Bestenauslese.

Vom Abschneiden in Lehrgängen und vor allem von der Beurteilung des Vorgesetzten hängt es ab, welche Richtung die Laufbahn nehmen wird. Beurteilungskriterien sind z.B. gemäß deutschem Soldatengesetz *Eignung*, *Befähigung* und *Leistung*. Im Idealfall ist der Vorgesetzte in der Lage, diese Kriterien sachlich anzuwenden und durch Erfahrung sowie persönliche Kenntnis der Person des zu Beurteilenden zu einem ausgewogenen Urteil zu kommen. In der Praxis spielt allerdings die persönliche Werthaltung des Vorgesetzten eine nicht zu un-

58 Salopp in der Bundeswehr auch „EdeKa“ genannt.

terschätzende Rolle bei der Beurteilung eines Untergebenen. Eignung, Befähigung und Leistung sind relative Größen.

Der besondere Stellenwert von Führung als spezifischem Kulturkapital im Militär, wurde oben dargelegt. In diesem Sinne ist unter militärischem Kapital in erster Linie die Beschaffenheit der militärischen Ideologisierung von Führung zu verstehen. Dieses militärische Kapital dient der Konstitution und Reproduktion personal gebundener symbolischer Macht. Alltägliche, symbolische Machtstrukturen werden im militärischen Feld charismatisch vermittelt. Betrachtet man den Zusammenhang der Konzepte des Feldes und der Kapitalsorten, so lässt sich festhalten, dass die Verfügungsgewalt über die im jeweiligen Feld als legitim anerkannten Kapitalsorten die eigene Position in Relation zu den anderen Akteuren des Feldes bestimmt. Dies erklärt, dass die Struktur eines Feldes zumindest theoretisch nicht unumstößlich festgelegt ist, sondern aufgrund des relationalen Charakters der die Struktur des Feldes bildenden Positionen, ständigen Veränderungen gegenüber offen ist.

Die Innere Führung ist die Summe aller Maßnahmen zur Verwirklichung des Staatsbürgers in Uniform. Das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform stellt das militärische Pendant zum zivilen Ideal des „mündigen Bürger“ eines Gemeinwesens dar. Daher fasse ich die Konzeption der Inneren Führung als Teil des weitgehenden und umfassenderen Konstrukt vom Staatsbürger in Uniform. Die Bundeswehr befindet sich seit den 1990er Jahren unabewislich in einer Transformation, doch ist weithin offen wohin und ob zum besseren. Soll gemäß der Inneren Führung die Würde des Menschen als Individuum und Persönlichkeit tatsächlich über allen Forderungen an den Soldaten stehen, der Uniformträger seinem Gewissen verpflichtet sein, beim Überschreiten von bestimmten Grenzen die Pflicht zum Widerstand bestehen, Recht auch der Begrenzung von Macht dienen und der Soldat aus Verantwortung als Staatsbürger mit der anvertrauten Macht gewissenhaft umgehen, so wäre dies vermutlich das Ende zentraler Prinzipien in Stehenden Armeen. Die Entwicklung der „Neuen Bundeswehr“ (Biehl 1998) spricht nicht dafür, dass es nach dem Ende des Kalten Krieges zu einer Renaissance der Inneren Führung gekommen ist. Die Weisung „Anforderungen an den Offizier des Heeres“ von 1994 sollte vielmehr erneut korporative Geschlossenheit begründen und ein Abrücken des Heeres vom Leitbild des Staatsbürgers einleiten (Bald 1999: 31f). „Was in Coesfeld im November 2004 zunächst aufgedeckt wurde und dann wie ein Brand nahezu die gesamte Republik erfasste, zeigt, wie sehr der Bundeswehr der „Staatsbürger in Uniform“ verloren gegangen ist“ (Bald 2005: 187). Dieses Berufsleitbild und die damit einhergehende Konzeption Innere Führung weiter zu marginalisieren, würde zu einer stärkeren gesellschaftlichen Isolierung der gesamten Bundeswehr führen.

Im traditionellen Berufsmodell des Soldaten findet Kontrolle durch Rollenzuschreibung statt, so dass Autorität auf der erfolgreichen Verankerung der jeweiligen Verhaltensmuster beruht. Die akzeptierten Mitglieder des Berufstandes wissen in diesem Modell was von Ihnen erwartet wird und wem gegenüber Respekt zu zollen ist. Wird die Vertrautheit mit dieser soldatischen Verhaltensangemessenheit nicht bereits bei Eintritt ins Militär mitgebracht, so wird ein Sinn für angemessenen Habitus spätestens in den militärischen Bildungsanstalten vermittelt, eingimpft und oftmals auch angenommen. Die erwünschte Orientierung und Gesinnung wird den Rekruten und jungen Soldaten in einer ersten Sozialisierungsphase vorgegeben und durch diese mehr oder weniger gut angenommen. Die Einfachheit oder Schwierigkeit mit der dieser ‚Lernprozess‘ geschieht, hängt mit den bereits in der Primärsozialisation erworbenen Dispositionen zusammen.

Im militärischen Sozialleben wird charakterlicher Eignung, Leistung und Befähigung sowie Dienstethos ein hoher Stellenwert zugesprochen. Wer diese Dispositionsmuster verinnerlicht, hat gute Chancen auf positive Beurteilungen und eine erfolgreiche Karriere. Für einen aufstrebenden Soldaten kommt es daher darauf an, sich die von Vorgesetzten als erwünscht wahrgenommenen Werthaltungen anzueignen und im mündlichen wie körperlichen Verhalten zu repräsentieren. In einem langjährigen Prozess, in dessen Verlauf die Angemessenheit und die Richtigkeit dieser Werthaltungen überprüft, bestärkt oder verworfen wird, verfestigen sich diese soldatischen Dispositionen und werden weiter internalisiert.

Bourdies Theorie der Praxis bestimmt die Praxisformen der einzelnen sozialen Felder abhängig von den Handlungen und Handlungsdispositionen der auf bestimmten Positionen in einem Feld befindlichen sozialen Akteure ohne eine bloße Handlungstheorie zu sein. Handeln ist für Bourdieu sehr stark durch Interessen und Konkurrenz bestimmt, wenn auch sein Interessebegriff weitaus tiefgründiger ist, als beispielsweise in der rational-choice Theorie. Felder entstehen wo unterschiedliche Interessenkonstellationen aufeinander treffen. Da Bourdieu dem Kampf um Macht eine überragende Bedeutung zur Erklärung der Sozialwelt beimisst, besteht kein Raum für Aspekte die nicht ausschließlich aus dem Kampf um die Definitionsmacht innerhalb eines Feldes abgeleitet werden können. Die Analyse des militärischen Feldes zeigt, dass die theoretischen Grundlagen der Theorie der Praxis zur Weiterentwicklung von Bourdieus Feldkonzept verwendet werden sollten, so dass man die Sozialwelt noch besser als ein in unterschiedliche Praxisfelder sozial differenziertes Ensemble begreifen kann. Die Ausdifferenzierungsprozesse spezifischer Felder in Richtung auf eine höhere Autonomie einzelner sozialer Felder, wie dies Bourdieu beispielsweise am Feld

der Literatur oder Kunst demonstriert hat, ganzheitlich zu systematisieren, wäre der Feldtheorie dienlich und würde ihr zusätzlich eine evolutionssoziologische Komponente verleihen.

5. ZIVIL-MILITÄRISCHE GEWALT

5.1 Eine gewaltsame Körperschaft

Das Militär trachtet das Verhalten seiner Mitglieder weit über das bei anderen Sozialverbänden übliche Maß hinaus und bis in die persönlichsten Angelegenheiten hinein zu formen. Dies wird mit den besonderen Anforderungen in Einsatz und Gefecht und dem grundsätzlichen Problem des permanenten Vorhaltens von Kampfkraft begründet.

Trotz der steilen Hierarchien innerhalb der Streitkräfte⁵⁹ wird hinsichtlich des berufsständischen Aspekts der Kollegialität im Militär von *Kameradschaft* gesprochen, worin sich die für das Militär typische Gleichzeitigkeit von Hierarchie und Gemeinschaft ausdrückt. Diese Gleichzeitigkeit von Vertikalität und Horizontalität bei gleichzeitig totaler Vereinnahmung durch den Beruf sprengt die Grenzen einer formellen Organisation, so dass das Militär von hier an in Gestalt und Wesen als *gewaltsame Körperschaft*⁶⁰ betrachtet werden soll.

Ich diskutiere im nun Folgenden die in Verbindung zueinander stehenden soziologischen Konstrukte der „total institution“ (Goffman 1961) und der „greedy institution“ (Coser 1974) um deren Implikationen für ein besseres Verständnis von Militär als gewaltsamer Körperschaft zu betrachten. Die „total institution“⁶¹ zeichnet sich dadurch aus, dass sie Wohnsitz und Arbeitplatz ist und dass in ihr viele Einzelpersonen, mehr oder weniger abgeschnitten von der breiteren Gesellschaft während eines beträchtlichen Zeitabschnitts, zusammen ein abgeschiedenes, formal reguliertes Leben führen (Goffman 1961: xiii). Erste Hinweise auf dieses Phänomen finden sich bereits bei Weber (1972: 684), wenn er unter historisch-gesellschaftlichem Blickwinkel gewisse Körperschaften zur Stärkung der Kriegsdisziplin betrachtet:

Die Existenz der Kriegerschaft ist unter diesen Bedingungen ein vollkommenes Pendant zur Mönchsexistenz, deren Klosterkasernierung und Klosterkommunismus ja ebenfalls dem Zweck der Disziplin im Dienste ihres jenseitigen (und im Gefolge davon eventuell

59 Kernic (2001c: 258) weist darauf hin, dass die Rede von den ‚Streitkräften‘ bereits eine die militärische Gewalt legitimierende Konnotation besitzt, da sie auf Gewalt im Sinne von *potentia* und nicht *violentia* rekurriert.

60 Bezogen auf das juristische Feld spricht Bourdieu (1998: 122) von einer „Körperschaft der Besitzer von juristischer Kompetenz“.

61 Goffmans (1961) Konstrukt kann auf Deutsch mit „Totale Institution bzw. Anstalt bw. Körperschaft“ übersetzt werden.

auch: diesseitigen) Herrn dient. Auch außerhalb der direkt nach Analogie der Mönchsorden geschaffenen zölibatären Ritterorden geht es bei voller Entwicklung der Institution die Loslösung aus der Familie und von allen privatwirtschaftlichen Sonderinteressen oft bis zum völligen Ausschluss von Familienbeziehungen.

Ohne auf Weber einzugehen, aber über diesen hinausgehend unterscheidet Goffman (1961: 5) zwischen den Funktionen der verschiedenen Typen von ‚total institutions‘. Zu den „institutions purportedly established the better to pursue some technical task and justifying themselves only on these instrumental grounds“ zählt er Kasernen und Schiffe. In den meisten ‚total institutions‘ werden große Personengruppen durch das Leitungspersonal kontrolliert, um so einen effizienten Ablauf zu gewährleisten. Dies führt zu einer dichotomen Strukturierung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, was mit erheblicher sozialer Distanz der beiden Gruppen einhergeht. Der Prozess der *Mortifikation* der Mitglieder bzw. Insassen einer „total institution“ besteht darin, dass das alte Selbst mittels verschiedener Techniken zum Absterben gebracht werden soll und so ein neuer Mensch entstehen kann. Hinsichtlich der scharfen Trennung in Vorgesetzte und Untergabe in „total institutions“ weist Battistelli (1991: 7f) darauf hin, dass sich das Militär grundsätzlich durch ein dreigliedriges Kastensystem auszeichne, wobei der größte Abstand zwischen Offizieren auf der einen Seite und den beiden unteren Dienstgradgruppen auf der anderen Seite liege. Der diesbezügliche strukturelle Isomorphismus (DiMaggio/Powell 1991b) ist weltweit in allen Armeen gleich unter welchem politischen System zu beobachten (Geser 1983 *passim*).

Lewis Coser entwickelte seine Idee von den ‚greedy institutions‘ ähnlich Goffman durch Überlegungen zu Menschen, die vereinnahmenden Herrschern, Kollektiven oder der Familie dienen (Mafia, katholische Orden, utopistische Gruppen, Eunuchentum, Mätressen, Hofjuden, Dienstboten, Hausfrauen). Er geht davon aus, dass Individuen in modernen Gesellschaften nicht mehr ganzheitlich leben, sondern stets einander entgegenstehenden Anforderungen ausgesetzt sind. Coser (1974: 4) erläutert, dass Individuen mit diesen Anforderungen aber umgehen können, da „modern social institutions tend to make only limited demands on the person“. In differenzierten Gesellschaften bewegt sich der Einzelne in mehreren Lebenssphären, wobei jede einzelne Sphäre nur begrenzte Ansprüche an Zeit und Energie des Einzelnen stellt. Dennoch sind auch in modernen arbeitsteiligen Gesellschaften bestimmte Sozialgebilde anzutreffen, die sich nicht an die charakteristische Begrenztheit moderner Organisationen halten, wie Coser (1974: 4) darstellt:

Yet the modern world, just like the world of tradition, also continues to spawn organizations and groups which, in contradistinction to the prevailing principle, make total claims on their members and which attempt to encompass within their circle the whole personality. These might be called *greedy institutions*, insofar as they seek exclusive and undivided loyalty and they attempt to reduce the claims of competing roles and status positions on those they wish to encompass within their boundaries. Their demands on the person are omnivorous.

Coser (1974: 6) sieht zwar zwischen seinem und Goffmans Konstrukt gewisse Überschneidungen, aber auch wichtige Unterschiede. Er stellt zwischen beiden Konstrukten gewisse Gemeinsamkeiten fest, betont aber, „Goffman focuses on physical arrangements separating the ‚inmate‘ from the outside world“ während er betont, dass „greedy institutions, though they may in some cases utilize the device of physical isolation, tend to rely mainly on non-physical mechanisms to separate the insider from the outsider and to erect symbolic boundaries between them.“

Es soll nicht darum gehen das Militär als Gefängnis, Bande, psychiatrisches Krankenhaus, Sekte, Orden etc. zu qualifizieren. Stattdessen lassen sich mit Goffmans und Cosers Ansätzen eingefahrene Sichtweisen auf das Militär überprüfen und bislang unberücksichtigte Aspekte am Militär erkennen. Ziel ist es, Goffmans und Cosers Ansätze zu etwas Drittem zusammenzuführen, da aufgrund der militärspezifischen Gegebenheiten diese beiden Konstrukte erst integriert in Form des Konstrukt des *gewaltsame Körperschaft* zu einem besseren Verständnis von Militär dienen können.

Herkömmlicherweise wird das moderne Militär lediglich als bürokratisch-technische Großorganisation bzw. als *sozialer Verband* im Sinne Webers (1985: 466f) betrachtet, da der Eintritt ins Militär für Zeit- und Berufssoldaten ein Einverständnishandeln darstellt. Aus Sicht des freiwilligen Soldaten⁶² ändert sich mit Eintritt in das Militär aber die Perspektive gegenüber dieser sozialen Gesellungsform, da anders als in der Privatwirtschaft und dem zivilen öffentlichen Dienst der Vertrag mit dem Dienstherrn kaum vor Ablauf der meist mehrjährigen Verpflichtungszeit beendet werden kann. Auch nach Ausscheiden aus dem Militär behält der Soldat einen Status als Reservist, der im Ernstfall zwangsverpflichtet werden kann. Wehrpflichtige stehen im Prinzip erst gar nicht vor der Wahl, sich dem Militär anzuschließen oder nicht; für sie ist der Dienst im Militär zunächst einmal ein Zwang, den sie aber durchaus bejahen können, indem sie

62 Von ‚Söldner‘ spricht man hingegen, wenn ein Soldat in den Diensten eines Landes steht, dessen Staatsangehörigkeit er nicht besitzt.

ihn als patriotische Pflichterfüllung verstehen. Da die Militärorganisation sich gegenüber anderen sozialen Verbänden durch ihre höhere Zwanghaftigkeit auszeichnet, ließe sich das Militär im Sinne Webers als soziale Anstalt bezeichnen.⁶³ Dieser Begriff besagt aber noch nichts über den organisationalen Charakter des Militärs, sondern verweist lediglich auf das Kriterium der Zwanghaftigkeit einer Gesellschaftsform.

Nun hat James Coleman (1979 *passim*) beschrieben, wie im späten Mittelalter ein neues soziales Gebilde entstanden ist, das als *Körperschaft* bezeichnet wird, auch wenn der heute übliche soziologischer Begriff hierfür Organisation ist. Der Begriff der Körperschaft im soziologischen Sinne eignet sich meines Erachtens jedoch zur genaueren Bestimmung von Sozialverbänden wie dem Militär, die nicht gänzlich die Schwelle zur Moderne überschritten haben, da sie das Kriterium der bloßen Teilmitgliedschaft nicht völlig erfüllen. Darüber hinaus ist der moderne Staatsbegriff sehr eng mit der allmählichen Aufstellung von Stehenden Heeren im Laufe des 15. Jahrhunderts und der Herausbildung der Steuerhoheit durch den Landesherrn in Europa verbunden (Sombart 1913: 24ff); an der Schwelle des ausgehenden Mittelalters und des Beginns der Moderne entsteht nicht umsonst das Stehende Heer.

Eine Aufzählung dessen, was sich im herkömmlichen Sinne unter Institutionen verstehen lässt, berücksichtigt sowohl Regelsysteme im Sinne von *Normen* (soziale Institutionen) als auch im Sinne von *Körperschaften* (politische Institutionen) (Göhler 1987b: 18). *Soziale Institutionen* oder *Normen* sind „relativ auf Dauer eingestellte, durch Internalisierung verfestigte Verhaltensmuster und Sinngebilde mit regulierender und orientierender Funktion“ (ders. 1994b: 22).

Körperschaften besitzen sowohl einen Orientierungs- und Integrationsaspekt („Norm“) als auch einen Ordnungs- und Steuerungsaspekt („Organisation“). *Körperschaften* bzw. *Politische Institutionen* als spezielle Form von sozialen Institutionen sind als „Regelsysteme der Herstellung und Durchführung verbindlicher, gesamtgesellschaftlich relevanter Entscheidungen und Instanzen der symbolischen Darstellung von Orientierungsleistungen einer Gesellschaft“ (ebd.: 39) zu verstehen. Grundsätzlich sind Institutionen strukturbildende und handlungsleitende Elemente sozialer Ordnung. Körperschaften setzen sich aus einer Anzahl von Einzelpersonen zusammen und sind mitgliedschaftlich organisiert, bestehen

63 Eine *Anstalt* wird von Max Weber (1985: 466) folgendermaßen definiert: „Wir wollen solche Gemeinschaften, bei denen [...] die Existenz solcher rationaler von Menschen geschaffener Ordnungen und eines Zwangsapparates als einer das Handeln mitbestimmenden Tatsache, – [gegeben ist,] als ‚Anstalten‘ bezeichnen.“ Weber (1985: 467) selbst weist darauf hin, dass der Übergang von Verband zu Anstalt fließend sei.

aber unabhängig vom Wechsel ihrer Mitglieder. Viele Einzelkörper bilden also einen Gesamtkörper bzw. eine Körperschaft. Auch in diesem Aspekt wird der Gemeinschaftscharakter stärker betont als im Organisationsbegriff, der sich eher an Rationalitätskriterien der modernen Gesellschaft misst.⁶⁴

Totalität wird insbesondere hinsichtlich der Eingliederung in die militärische Gemeinschaft verlangt. Offene Kritik an Vorgesetzten und dem Dienstherrn oder Zweifel an der Legitimität des Auftrages widersprechen daher dem militärischen Realitätsprinzip. Der militärische Grundsatz von Befehl und Gehorsam bedingt Totalität. Gewaltsam erscheint diese Körperschaft nicht zuletzt auch durch ihre besondere und fast einheitliche Bekleidung, wobei die besondere Betonung von Rangunterschieden wiederum anhand der Militäruniform dauernd sichtbar ist. Die ungleichen Privilegien der einzelnen Dienstgradgruppen stehen dabei in einem merkwürdigen Kontrast zur stark betonten Gemeinschaftlichkeit der militärischen Kameradschaft. Meyer (2005: 116) betont:

Uniform und *Waffen* sind nicht nur funktionale Ausrüstungsgegenstände des Militärs, vielmehr gehören sie auch zu dessen Kernsymbolen.

Wesen und Gestalt des Militärs lasen sich mit den Konstrukt ‚gewaltsame Körperschaft‘ fassen. Schon der Alltag im Friedensbetrieb der bürokratisch-technischen Militärorganisation besitzt Züge einer gewaltsamen Körperschaft. Durch die Teilnahme an Manövern, Übungen und durch Auslandseinsätze sind Soldaten aller Dienstgradgruppen oftmals wochen- und monatelang vom Zivilleben getrennt. Durch Lehrgänge und häufige Versetzungen führen viele Soldaten ohnehin eine Wochenendbeziehung und verbringen die Woche in militärischen Unterkünften, wo der Dienstherr für den Soldaten eigentlich zivile Funktionen wie Haushaltsführung, Verpflegung, medizinische Versorgung und Freizeitgestaltung übernimmt und einen dienstlichen Lebensstil vorgibt. „Greedy institutions aim at maximizing assent to their styles of life by appearing highly desirable to the participants“ (Coser 1974: 6). Die militärische Liegenschaft im In- oder Ausland bietet einen Lebensraum mit Rundumversorgung. Zivile Rollenverpflichtungen können derweil suspendiert werden.

In greedy institutions, conflicts arising from contradictory expectations are being effectively minimized because outside role-partners have, so to speak, been surgically removed or because their number has been sharply limited. These institutions concentrate the commitment of all their members, or of selected members, in one overall status and its associated central role relationships (ebd.: 7).

64 Grundlegend zum Gemeinschafts- und Gesellschaftsbegriff Tönnies [1887].

In einigen Armeen ist es darüber hinaus üblich, dass die Familie des Armeearmeeangehörigen innerhalb der abgezäunten Liegenschaft wohnt und somit für den Soldaten der Arbeits- und Wohnplatz fast nicht getrennt sind. In Hinsicht auf diese nicht-vorhandene *sozialräumliche Segregation* kontrastiert Goffman die ‚total institution‘ – z.B. das Militär – mit dem was er als generelle Sozialordnung in modernen Gesellschaften beschreibt, wo der einzelne Mensch an unterschiedlichen Plätzen, mit unterschiedlichen Mitmenschen und in unterschiedlichen Ordnungen lebt, schläft, spielt und arbeitet.

The central feature of total institutions can be described as a breakdown of the barriers ordinarily separating these three spheres of life. First, all aspects of life are conducted in the same place and under the same single authority. Second, each phase of the member's daily activity is carried on in the immediate company of a large batch of others, all of whom are treated alike and required to do the same thing together. Third, all phases of the day's activities are tightly scheduled, with one activity leading at a prearranged time into the next, the whole sequence of activities being imposed from above by a system of explicit formal rulings and a body of officials. Finally, the various enforced activities are brought together into a single rational plan purportedly designed to fulfill the official aims of the institution (Goffman 1961: 5f).

Als Angehöriger der Streitkräfte ist man aufgrund von räumlicher Trennung vom Privat- und Zivilleben oder auch aus innerer Überzeugung 24 Stunden Soldat, ob im Dienst oder außer Dienst. Der kasernierte Soldat lebt gewissermaßen in einer Parallelwelt zur zivilen Welt in der die Militärorganisation die Lebensbereiche verschiedener ziviler Institutionen dupliziert: Arbeit, Haushalt, Freizeit, medizinische Versorgung, soziales Umfeld und Seelsorge. Bereits in friedensstabilisierenden Auslandseinsätzen, die durch ständige sozialräumliche Trennung von Familie und privatem Umfeld, das Leben im Feldlager, der permanenten Anwesenheit anderer Soldaten sowie der Gefahr von Attentaten geprägt sind, und vollends durch die Bedrohung von Leib und Leben des Einzelnen in Kampfeinsätzen entwickeln sich Teile der Militärorganisation gänzlich zur gewaltsausübung. Coser (1974: 8f) drückt dies folgendermaßen aus:

Being insulated from competing relationships, and from competing anchors for their social identity, these selected status-occupants find their identity anchored in the symbolic universe of the restricted role-set of the greedy institution.

Das Leben im Feldlager zeichnet sich oftmals nicht nur durch das Getrenntsein von der zivilen Umwelt des Lagers aus, sondern vor allem von der Trennung vom heimatlichen Umfeld. Die virulenten Gefahren eines Auslandseinsatzes und

die militärische Ordnung schaffen neben der militärischen Teilkultur zusätzlich eine spezifische Subkultur des Feldlagers. Bedingt durch den Auslandseinsatz ist ein Trend zur Verselbstständigung genereller militärischer Einsatzbereitschaft auszumachen (Tomforde 2006 *passim*). Diese Subkultur des Feldlagers im Auslandseinsatz hat Rückwirkungen auf die militärische Teilkultur im Heimatland. Auf dem außeralltäglichen Boden der charismatischen Gesinnung ruht, was Weber (1972: 660; 684) mit den Begriffen *Lager- und Beutekommunismus* bzw. *Kriegerkommunismus* beschrieben hat. Der als unmittelbar gefühlte Solidarität auftretende *Kameradschaftskommunismus des Heeres* (*ebd.*: 88)⁶⁵ findet sich in den charismatischen Kriegerorganisationen, zu denen sich das moderne Militär im (Auslands-)Einsatz in unterschiedlichem Maße zurückentwickelt, aller Zeiten:

„Nur die gemeinsame Gefahr des Feldlagers oder die Liebesgesinnung weltfremder Jüngerschaft hält den Kommunismus zusammen, und nur dieser garantiert die Reinheit des Charisma gegenüber den Interessen des Alltags.“

Im Vorfeld von Auslandseinsätzen spielt bereits die Zeit der allgemeinen Grundausbildung für die Sekundärsozialisierung im Militär eine bedeutende Rolle, da in diesem kurzem Zeitraum aus Zivilisten Soldaten gemacht werden sollen. Neben der Vermittlung einer allgemeinen militärischen Ausbildung zur Handhabung von Waffen und zum Teil einer fachlichen Ausbildung für die spätere Verwendung sollen die Rekruten lernen wie Soldaten zu gehen, zu grüßen und zu sprechen.⁶⁶ Letztlich liegt der Schwerpunkt der allgemeinen Grundausbildung darauf das Prinzip von Befehl und Gehorsam bei den Rekruten zu verankern. Es geht darum die Werte und Loyalitäten der Rekruten mittels psychologischer Manipulation oder auch kurzer, aber intensiver Indoktrination nachhaltig zu verändern (Dyer 2005: 34f). Schließlich sollen alle Rekruten eines Tages in der Lage sein, erfolgreich ein Gefecht durchzustehen.

Hinsichtlich der dichotomen Strukturierung zwischen Vorgesetzten und des Untergebenen wie sie sich im Prinzip von Befehl und Gehorsam auch ausdrückt, beschreibt Goffman (1961: 16f) die Interaktion zwischen den Statusgruppen folgendermaßen:

65 Weber (1972: 660) versteht hier unter ‚Kommunismus‘ „das Fehlen der „Rechenhaftigkeit“ beim Güterverbrauch und nicht die rationale Organisation der Güterproduktion für eine – irgendwie – gemeinsame ‚Rechnung‘ („Sozialismus“).

66 Ein Spruch in der deutschen Bundeswehr lautet: „Wir sind ein Unternehmen wie andere auch, nur gehen, grüßen und sprechen wir anders“.

Staff often feel that a recruit's readiness to be appropriately deferential in his initial face-to-face encounters with them is a sign that he will take the role of the routinely pliant inmate. The occasion on which staff members first tell the inmate of his deference obligations may be structured to challenge the inmate to balk or to hold his peace forever. Thus these initial moments of socialization may involve an ‚obedience test‘ and even a will-breaking contest: an inmate who shows defiance receives immediate visible punishment, which increases until he openly ‚cries uncle‘ and humbles himself.

Die Formalausbildung während der allgemeinen Grundausbildung trägt zur Verinnerlichung des Prinzips von Befehl und Gehorsam bei, indem mittels des drillmäßigen Befolgens von Befehlen der Rekrut den Gehorsam körperlich einübt, um ihn nicht nur in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, sondern vor allem geistig zu verinnerlichen. Johannes v. Heiseler (1966: 122) macht darauf aufmerksam, dass das moderne Militär nicht auf die Haltungsdisziplin des vortechnischen Militärs verzichten könne, da die durch *Drill* erzeugte Haltungsdisziplin beim Ausfall des technischen Apparates wieder ihre volle Funktion zurückerhielte. Daher sei auch das moderne Militär gezwungen Haltungsdisziplin mittels Drill einzuüben. Dies geschieht noch immer wie im vortechnischen Militär:

Der Drill geschieht in zwei aufeinanderfolgenden Stadien. Im ersten Stadium wird beschrieben, daß der lernende Untergebene auf ein bestimmtes Kommando eine genau beschriebene Bewegungsfolge auszuführen hat, wenn er sich nicht scharfen Sanktionen aussetzen will; der Vorgesetzte gibt das Kommando und korrigiert die Rekruten in der Weise, daß er jede Abweichung von der vorgeschriebenen Bewegungsfolge als „Fehler“ beschreibt; er gibt das Kommando erneut, nachdem er auf die Fehler aufmerksam gemacht hat; er wiederholt das Kommando lange und zwingt damit den Rekruten so oft zur Wiederholung der Bewegungsfolge, bis die Fehler in der Ausführung sich vermindert haben und schließlich verschwunden sind; der Drill dieses Kommandos wird so oft wiederholt, bis das Kommando „sitzt“, d.h. bis sich der Rekrut entlastet hat, die Verbindung zwischen diesem Zeichen und dieser Reaktion bewußt herzustellen. Im zweiten Stadium werden verschiedene, einzelne „eingedrillte“ Bewegungsfolgen hintereinander und abwechselnd vollzogen, indem der Vorgesetzte nacheinander verschiedene Kommandos gibt; die einzelnen Bewegungsfolgen des Rekruten werden eingesetzt und je nach dem Plan des Vorgesetzten in verschiedener Weise komponiert. (v. Heiseler 1966: 117)

Um regelkonformes Verhalten herzustellen, bedient sich das Militär als gewaltsame Körperschaft während der allgemeinen Grundausbildung einer weiteren Technik, die Treiber (1973: 45f) als *Überlastung* fasst. Man komme sich während dieser Zeit „einfach zu oft als Sträfling im Gefängnis“ vor, was auch daher führe, dass „bewusst übertriebener Drill mittels äußerster Strenge, bisweilen so-

gar mit ein bisschen Schikane“, zum Einsatz komme. Dieses „bisschen Schikane“ drücke sich darin aus, dass nicht selten Anforderungen gestellt würden, „die (zumindest vollendet) auch beim besten Willen nicht zu erfüllen“ seien, womit „der Vorgesetzte de facto eine ungeheure Macht“ erhalte (Kreß 1986: 90f). Mit dieser Methode der Rekrutenerziehung sollen allgemeine soldatische Verhaltensmuster eingeübt werden. Eine diesbezügliche zentrale Erziehungstechnik beschreibt Heiseler (1966: 118) als den so genannten Maskenball:

Die im Arbeitsanzug auf dem Hof angetretenen Rekruten der Ausbildungskompanie erhalten den Befehl, innerhalb einer sehr kurz bemessenen Zeit sich umzuziehen und im Dienstanzug wieder anzutreten. Die angegebene Zeit ist so knapp, daß von vorneherein gewiß ist, daß nur wenige in dem Gedränge, das nun entsteht, rechtzeitig fertig werden können. Ein guter Teil der Rekruten braucht zu lange, und so wird die ganze Kompanie wieder auf ihre Stuben geschickt, um diesmal im Kampfanzug mit Sturmgepäck, im Ausgehazug, im Sportanzug etc. wieder auf dem Hof zu erscheinen. Das wird solange fortgesetzt, bis etwa alle zur gleichen Zeit wiederkehren und der Vorgesetzte den Eindruck hat, daß sich nun alle Mühe geben, den Befehl so gut wie möglich auszuführen, ohne weiter darüber nachzudenken.

Der Rekrut lernt dabei, Befehlen prompt zu gehorchen, im Durcheinander ruhig zu bleiben und anhand seines Spindes die militärische Ordnung zu schätzen. Gleichzeitig beginnen die Rekruten sich gegenseitig zu disziplinieren, da langsame Kameraden Anlass für die Wiederholung des Befehls sind. Weitere Techniken zur „mortification of the self“ (Goffman 1961), die der Übernahme der neuen Rolle in der gewaltsamen Körperschaft dienen sollen bestehen in der *Überkontrolle* durch detaillierte Regelungen z.B. wie ein ‚Bock gebaut‘⁶⁷ wird, das Marschgepäck zu packen ist, wo und wie die Kleidung im Spind zu sein hat, ob man sich gut rasiert hat, kurze saubere Fingernägel hat, die Haare nicht auf dem Hemdkragen aufliegen oder über die Ohren ragen, ob der Schuhputz und die Uniform in Ordnung sind, sowie die Rekruten durch sehr frühes und hektisches Wecken unter Stress zu stellen. Selbst das Marschieren im Gleichschritt, obwohl es seine Funktion in der modernen Kriegsführung längst verloren hat, soll laut Gwynne Dyer (2005: 46f) dazu beitragen den Rekruten den Glauben an zwei Dinge beizubringen: Befehle müssen automatisch und umgehend ausgeführt werden; man ist kein Individuum mehr, sondern Teil einer Gruppe.

Das Zuschauen der Macht des Vorgesetzten hat die Einschüchterung der Rekruten zur Folge und so verwundert es nicht, dass kaum einer wagt, „sich durch eine Beschwerde den Zorn des Vorgesetzten zuzuziehen“ (Kreß 1986: 92).

67 In deutscher Militärsprache bedeutet dies „das Bett zu machen“.

Zumal selbst das richtigen Sprechen neu erlernt werden muss. Sagt ein Rekrut „Ich würde ...“, so bekommt er oder sie rasch zur Antwort: „Ihre Würde ist mir ganz egal!“. Der Rekrut soll lernen sich militärisch, also so kurz als möglich auszudrücken. Fragesätze beginnt man mit „Frage: ...“. Die Sprache im militärischen Alltag orientiert sich also an der Gefechtssituation bzw. der fernmündlichen Kommunikation unter Gefechtsbedingungen. Diese militärische Sprache wird in der allgemeinen Grundausbildung eingeübt.

Der bei Treiber (1973 *passim*) beschriebene Mortifizierung von Rekruten der Bundeswehr gestaltet sich laut einer Untersuchung von Piecha (2006 *passim*) in der Gegenwart weitaus schwieriger, da der damals bei den überwiegend Wehrdienstleistenden realisierte permanente Kontrollverlust über das eigenen Handeln bei den heute vorwiegend Freiwilligen schwächer gegeben ist (*ebd.* 97). Dennoch hält auch Piecha (2006: 98) fest, „dass trotz der abgeschwächten Form einer totalen Institution die Rekruten die Differenz zwischen Zivil- und Militärleben in der Anfangszeit als sehr gravierend und verunsichernd erleben und diese Unterschiede an den Kategorien der totalen Institution und der verbalen Sanktion festmachen.“ Auch nach der Grundausbildung, trotz der zumeist darauf folgenden deutlichen Lockerungen im Umgang mit den jungen Soldaten stellt die erlebte Machtdemonstration ein erhebliches Hemmnis dar, unerwünschte Kritik zu äußern oder aufzufallen.

Die im Sinne maximaler Schlagkraft und Kampftüchtigkeit harte Grundausbildung hat die Nebenfunktion, den Soldaten „die Unvereinbarkeit von zivilen Interessen und militärischen Verhaltenserwartungen“ zu demonstrieren; spätere Beschwerlichkeiten erscheinen dann als leicht ertragbar (Thielen 1970: 18).

In der eindringlichen Atmosphäre der allgemeinen Grundausbildung werden den jungen Rekruten die maßgeblichen militärische Vorstellungen, Werte und Eigenschaften eingeimpft. Militärorganisationen sind durch Normierung und eine gewisse Totalität gekennzeichnet. Innerhalb wie eingeschränkt auch außerhalb des Dienstes bestehen für Soldaten zum Teil minutiose Reglementierungen. Im Rahmen der sekundären Sozialisation vermittelt das Militär dem Rekruten diejenigen Kenntnisse, Fertigkeit, Fähigkeiten, Einstellungen und Wertvorstellungen, die für die Ausführung der Soldatenrolle erforderlich sind (Puzicha/Flach 1977: 321). Durch die militärspezifischen Implikationen des Prinzips von Befehl und Gehorsam unterscheiden sich Streitkräfte von anderen hierarchischen Organisationen. Darüber hinaus zeichnet sich das Militär durch die besondere Betonung von Rangunterschieden, die anhand der Uniform stets sichtbar sind, sowie die ungleichen Privilegien der Dienstgradgruppen. Zwar sind als Kameraden alle

Soldaten gleich,⁶⁸ nur sind die gleichen Soldaten in ihrer Position als Offizier, Unteroffizier und Mannschaftsdienstgrad ungleich. In dieser Hinsicht spiegelt das Militär die zivile Klassengesellschaft wieder, und symbolisiert zugleich auch die impliziten Erwartungen von Kreisen der zivilen Gesellschaft auf die Bewahrung der Klassenstruktur.

Durch den militärischen Handlungsauftrag der Bereitstellung von Mittel zur physischen Gewalt sind selbst Offiziere privilegierte Außenseiter der zivilen Gesellschaft (Geyer 1990: 191). Im Zuge der Regulierung und Reglementierung fast aller Lebensbereiche durch Dienstvorschriften soll die Steuerung und Kontrolle der Masse erfolgen. Detaillierte Regulierungen wie Bettenordnung, Packordnung, Spindordnung, Schuh- und Anzugsordnung, Hygienekontrollen, gemeinsames Duschen und Unterbringung mit anderen im selben Raum reduzieren die Privatsphäre während der Grundausbildung, während Manövern, im Einsatz und teilweise noch während des allgemeinen Dienstbetriebes im Inland. Das ‚besondere Gewaltverhältnis im Militär‘ zeichnet sich dadurch aus, dass es für den Soldaten vor der militärischen Ordnung kein Entrinnen gibt. Diese Bedingungen führen zur *Mortifizierung des Selbst* (Goffman 1961) sowie zur Konstituierung eines soldatischen Wir. Diese Ich-Entgrenzung des Soldaten während der allgemeinen Grundausbildung wird im Einsatz durch die Kampfhandlung vollendet, in der die kleine Kampfgemeinschaft zur ‚symbiotischen Körperschaft‘ (Shatan 1983) verschmilzt. Konformität wird erwartet, während der Verstoß gegen die militärischen Regeln von der Militärpsychologie als ‚Wehrdevianz‘ (Puzicha/Flach 1977) gewertet und von den Disziplinarvorgesetzten durch unterschiedliche Strafmaßnahmen geahndet wird. Disziplin und des Prinzips von Befehl und Gehorsam besitzen im Militär einen sehr hohen Stellenwert (Bröckling 1997: 9):

Aufgabe des Militärs ist es, den Gegner durch effizienten Einsatz physischer Gewalt kampfunfähig zu machen oder ihm zumindest glaubwürdig damit zu drohen. Für die Exekutoren des Gewaltmonopols ist das Tötungstabu partiell aufgehoben. Soldaten sind gezwungen, den objektiven Widerspruch zwischen allgemeinem Gewalt*verbot* und auf die staatlichen Organe beschränkte Gewalt*befugnis* subjektiv auszubalancieren. Sie nehmen auf Befehl hin Handlungen vor, die allen übrigen Gesellschaftsmitgliedern schwerste Bestrafung einbringen würden. Ihre Tätigkeit bleibt, so sehr im Zeitalter technisierter Kriegsführung die konkrete Verrichtung auch industrieller Arbeit gleichen möge, Kampf auf Leben und Tod oder Vorbereitung darauf. Hier liegt der Grund für die Rigidität militärischer Gehorsamsanforderungen: Nichts markiert so deutlich die Grenze aller Gesellschaftlich-

68 Vgl. § 12 Soldatengesetz.

keit wie der Tod. Weil dieser schlechthin antisozial ist, müssen jene, die in seiner unmittelbaren Nähe agieren sollen, in besonderem Maße sozialisiert werden.

War bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts die soziale Herkunft das zentrale Kriterium für Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Hierarchie, so wurde es im Zuge der Professionalisierung des Militärs zunehmend die Bewährung im Kampfeinsatz. Daraus leitet sich ab, dass innerhalb und außerhalb des militärischen Feldes die Kampfverwendungen mit dem höchsten Prestige verknüpft sind (Kernic 2001a: 76ff). Da grundsätzlich nicht nur Kampftruppe,⁶⁹ sondern auch alle weiteren Truppenarten (Kampfunterstützungstruppe, Führungstruppe, Einsatzunterstützungstruppe etc.) in Gefechte verwickelt werden können, ist das Militär als Ganzes durch die Logik des Kampfauftrages geprägt. Andererseits besteht ein wesentliches Charakteristikum des Militärs darin, dass der bewaffnete Kampf oder das Gefecht als Mittel zur Herstellung „militärischer Sicherheit“ nur in Ausnahmefällen erfolgt (König 1968b: 12). Diese potenzielle Wandlungsmöglichkeit der bürokratisch-technischen Großorganisation zum völlig vereinnahmenden sozialen Gebilde kennzeichnet bereits den Alltag der gewaltsamen Körperschaft im militärischen Friedensbetrieb, da der originäre Organisationszweck des Militärs im Vorhalten möglichst hoher Kampfkraft liegt. Diesem Zweck unterliegen alle Bereiche des Militärs, da sie der Unterstützung der Kampftruppe dienen. Aus diesem Sachverhalt heraus ist auch die hervorgehobene Position der Kampftruppe gegenüber allen anderen Truppenarten zu erklären. Gleichzeitig ist der allgemeine Kampfauftrag des Militärs das spezifische Merkmal durch das sich auch Soldaten mit Aufgaben, die denen der zivilen Arbeitswelt vergleichbar sind von ihren zivilen Kollegen unterscheiden. Somit steht nicht nur für Kampftruppe sondern für alle übrigen Truppenarten die Außergewöhnlichkeit des potentiellen Kampfeinsatzes im Vordergrund und durchzieht selbst dann den alltäglichen Friedensbetrieb wo manche kampforientierte Regel oder Verhaltensweise scheinbar nicht direkt zu erklären ist.

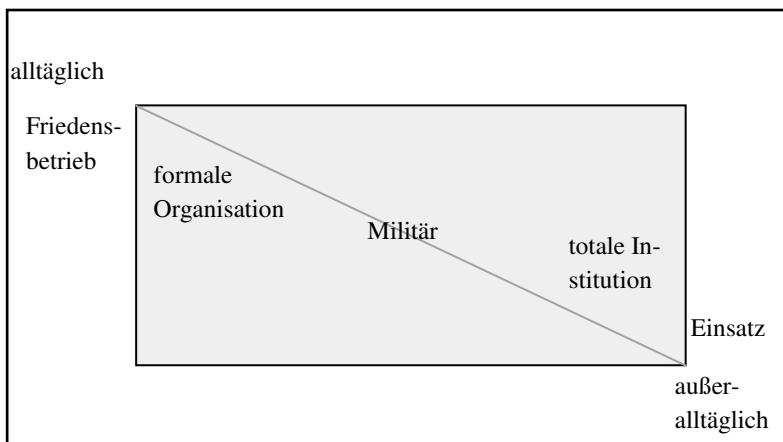
Aus all dem folgt, dass das Militär eine janusgesichtige Organisation (Geser 1983: 149) ist, die sich durch ihre spezifische Aufgabenstellung auch von anderen staatlichen Großbürokratien unterscheidet. So zeichnet sich das Militär dadurch aus, dass es Organisation und Profession in einem ist (van Doorn 1975 passim). Das liegt daran, dass das Kriegshandwerk seit dem Dreißigjährigen Krieg staatlich monopolisiert wurde. Zudem unterscheiden sich die Militärs als Berufstand von anderen Professionen, da je nach organisationalem Aggregatzu-

69 Dieser Begriff und die folgenden Bezeichnungen stammen aus dem militärischen Fachjargon.

stand die beruflichen Anforderungen den Tod des Berufsinhabers zur Folge haben können. Den beiden Konzepten ‚Organisation‘ und ‚Profession‘ liegen ähnliche Annahmen wie universelle Standards, Spezifität der Expertise und affektive Neutralität zu Grunde (Blau/Scott 1962: 60ff). Beide Konzepte sind im Militär untrennbar miteinander verbunden und machen die Kultur des Militärs aus.

Der Spannungsbogen von alltäglichem Berufshandeln in einer rationalen, formalen Organisation und den außeralltäglichen Berufsbedingungen in einer totalen Institution unter Einsatzbedingungen wird in Schaubild 4 dargestellt. Das Konstrukt der gewaltsamen Körperschaft ergibt sich aus den diametral unterschiedlichen Aggregatzuständen des Stehenden Heeres als einem ganz spezifischen Sozialverband. Jeder der beiden Aggregatzustände des Militärs ist aber auch bei momentan stärkerer Ausprägung des anderen Merkmalbündels in gewissem Masse stets vorhanden.

Schaubild 4: Die Dualität der gewaltsamen Körperschaft



© UvH

Das Militär ist in Wesen und Gestalt durch Dualität geprägt. In denjenigen Phasen in denen sich das Militär nicht ‚im Einsatz‘ befindet, ist der dienstliche Alltag im sog. Friedensbetrieb durch die Regelmäßigkeit einer bürokratischen Arbeitsorganisation gekennzeichnet. Dieser Zustand stellt für das Militär der meisten Länder die Regel dar. Aber die Ausnahmesituation des Einsatzes (unter-

schiedlicher Intensitäten) von Teilen des Militärs prägt diese gewaltsame Körperschaft am nachhaltigsten.⁷⁰

Aufgrund der Möglichkeit der plötzlichen Veränderung der Problem- und Umweltkonstellation ist eine erhebliche Flexibilität erforderlich, d.h. es ist ein rascher Wechsel des militärischen Aggregatzustandes notwendig (Elbe/Richter 2005: 137). Daher haben Streitkräfte grundsätzlich auch im Friedensbetrieb einsatzbereit zu sein. Im Einsatz können die Organisationsmitglieder (Soldaten) in Situationen geraten, die im äußersten Fall zu körperlicher Versehrung und Tod führen können. Diese funktionalen Aspekte der ‚Kriegswaffe‘ prägen das Militär selbst noch in seiner legal-rationalem Ausprägung im Friedensbetrieb. In Ausbildungslehrgängen und Manövern wird versucht diese Situationen so realistisch wie möglich zu simulieren, um die Einsatzbereitschaft der Streitkräfte zu wahren oder zu erhöhen. Der außeralltägliche Ausnahmefall ist dadurch bereits Bestandteil des alltäglichen Friedensbetriebes.

In einem *traditionellen Modell* des Militärs besteht eine reziproke Loyalitätsbeziehung zwischen dem Staat, als dem Garant der Fürsorge in Alter, Verwundung und Tod sowie dem Soldaten mit seiner Opferbereitschaft, unter dem Risiko seines Lebens, die Sicherheit dieses Staates und seine Interessen zu verteidigen und durchzusetzen. Demgegenüber besteht in einem *rationalen Modell* von Seiten des Staates ein Interesse an der Nutzung soldatischer Leistungskraft im jungen Alter und somit nur zeitlich begrenzt. Soldatischer Dienst in Stehenden Freiwilligenheeren zeichnet sich daher durch eine pekuniär vergütete, zeitlich begrenzte Vertragsbeziehung zwischen Staat und Individuum aus. Aufgrund der besonderen Arbeitsinhalte von Soldaten und dem speziellen Organisationszweck des Militärs unterscheidet sich dieser Sozialverband jedoch deutlich von üblichen Organisationen, so dass sowohl das traditionelle und das rationale Modell in der sozialen Praxis des militärischen Feldes miteinander verwoben sind.

70 Der Übergang vom Friedensbetrieb im Inland zum Einsatzbetrieb kann zur Verteidigung des Territoriums an den eigenen Grenzen (Artikel 51 Charta der VN) oder des Einsatzes im Rahmen von Kapitel 7 (Maßnahmen bei Bedrohung oder Bruch des Friedens und bei Angriffshandlungen) der Charta der VN, beim Einsatz im Rahmen im Zuge eines völkerrechtlich illegalen Angriffskrieges geschehen. Der Einsatz des Militärs gegen Bevölkerungsgruppen im Inneren ist in demokratischen Ländern an die Ausrufung des Notstands gebunden.

5.2 Eine Gestalt institutioneller Gewalt

Das Militär als Teil der Staatsgewalt und zentraler Ort institutioneller Gewalt integriert das Bedingungsverhältnis von Herrschaft, Macht und „Gewaltsamkeit“ (Weber) wie kaum eine andere politische Institution. Soldaten sind Repräsentanten und Träger des staatlichen Gewaltmonopols, die sich von Berufs wegen mit dem „management of violence“ (Lasswell 1941) befassen. Die Mechanismen zur Umsetzung von Gewaltsamkeit im Rahmen politischer Institutionen wie dem Militär, die den konstitutiven Prozess gesellschaftlicher Ordnung mitprägen, gilt es daher in der Analyse des Feldes der Macht zu berücksichtigen. Mit dem Militär besteht eine politische Institution, für die just die elementare Erfahrung des Kämpfens, Tötens und Sterbens von zentraler Bedeutung für ihr Selbstverständnis ist. Selbst in der bürokratischen Militärorganisation des Friedensbetriebs bleibt dieses gewaltorientierte Selbstverständnis durch die Einsatz erfahrung, durch Legenden, durch explizit normative Forderungen sowie durch die Pflege kriegerischer Traditionen erhalten. Das Militär ist eine maßgebliche Gestalt institutioneller Gewalt und die Gestalt des Homo militaris repräsentiert das Ganze des Militärs mehr als die Summe seiner einzelnen Teile.

Gewaltsame soziale Institutionen wie Sklaverei, Folter, öffentliche Marter, Mensur, Satisfaktion im Duell oder Krieg stellen Formen von Gewalt dar, die entweder abgeschafft sind oder in den meisten westlichen Gesellschaften zum moralischen Anathema geworden sind. Mit der scharfen Ablehnung von Gewaltsamkeit im liberalistischen Weltbild geht eine gewisse Bagatellisierung ihrer tatsächlichen Präsenz einher (Joas 2000: 72). Der liberalistische Zivilisierungsprozess ging mit der Entheroialisierung des Krieges im Zuge der Entwicklung von Distanzwaffen und Massenvernichtungsmitteln einher (van Crefeld 1991 passim). Mit Martin Shaw (1991 passim) kann man diesbezüglich westliche Industrienationen als post-militärischen Gesellschaften bezeichnen. Das Militär, Mittel der Selbstbehauptung des Staates nach außen und bisweilen auch nach innen, ist aber einerseits eine politische Institution und gleichzeitig besonders deutliche Gestalt institutionalisierter Gewalt. Weber (1972: 30) unterscheidet zwischen aktueller und eventueller Gewaltsamkeit. Das Konzept der institutionellen Gewalt integriert hingegen *aktuelle und eventuelle Gewaltsamkeit* (Weber) sowie *symbolische Gewalt* (Bourdieu) und wird von Peter Waldmann (1995: 430f) wie folgt definiert:

Der Begriff der institutionellen Gewalt, [...], geht insofern über das direkte, personelle Verständnis von Gewalt hinaus, als er nicht allein auf eine spezifische Modalität sozialen Handelns, sondern auf dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse abstellt. Man kann ihn definieren als eine durch physische Sanktionen abgestützte Verfügungs-

macht, die den Inhabern hierarchischer Positionen über Untergebene und Abhängige eingeräumt ist. [...] Prototyp institutioneller Gewalt in der Moderne ist der Hoheits- und Gehorsamsanspruch, mit dem der Staat dem einzelnen gegenübertritt.

Diese Definition betont, dass das staatliche Gewaltmonopol eine Form von institutioneller Gewalt ist. Institutionelle Gewalt umfasst daher die „Staatsgewalt“. Ausprägungen des staatlichen Gewaltmonopols bzw. der Staatsgewalt sind somit ebenfalls eine Gestalt institutioneller Gewalt. Politische Institutionen wie Parlament, Justiz, Polizei, Streitkräfte etc. stellen Unterformen der Staatsgewalt dar und sind mit Antonio Gramscis Konzept der „politischen Gesellschaft“ vergleichbar.

Vor dem Hintergrund der Defizite der modernen, positivistischen Militärsoziologie regt Eric Ouellet (2005b: 23ff) an, die sozialwissenschaftliche Forschung zum Militär in Richtung einer „Soziologie der organisierten Gewalt“ fortzuentwickeln, da Formen von Gewalt das latente Konstrukt der Militärsoziologie darstellen und die berufliche Tätigkeit der Soldaten ohnehin als Ausübung bzw. Management von physischer Gewalt definiert wird (Lasswell 1941). Ein kritischer militärsoziologischer Ansatz, der institutionelle Gewalt in unterschiedlichen Aggregatzuständen⁷¹ (*direkt, potenziell, symbolisch*⁷²) zum Ausgangspunkt nimmt, ist in der Lage das Militär als eine zentrale Gewaltinstitution der gesamten Gesellschaft zu verstehen und das Bedingungsverhältnis von gesellschaftlicher Herrschaft, Macht und Gewaltksamkeit deutlich zu machen. Das Militär bündelt diese drei Ausprägungen institutioneller Gewalt, da ihm als Institution nicht nur eine ordnungsstiftende sondern auch orientierungsstiftende Funktion sowohl in den Außenbeziehungen eines Landes als auch innergesellschaftlich zukommt. So bezeichnet Waldmann (1995: 431) institutionelle Gewalt als

71 Vgl. hierzu Ouellet (2005: 23), der diese Gliederung für seinen Vorschlag von „organizational violence“ zwar entwirft, aber konzeptionell nicht weiter ausarbeitet. Nach mündlicher Auskunft basiert seine Gliederung zum einen auf der positivistischen Perspektive Durkeims und zum anderen auf einer Zweiteilung einer phänomenologischen Perspektive in „gelebten und beabsichtigten Symbolismus“ im Sinne des Lebensweltkonzepts von Husserl.

72 Vgl. hierzu Bourdieu/Passeron (1973b), Bourdieu (1987), Bourdieu/Wacquant (1996b: 175-211) sowie Bourdieu (1997: 164): Zunächst strukturiert symbolische Macht die symbolische Ordnung homolog zu physischen, ökonomischen und kulturellen Machtstrukturen. Sodann setzt die *symbolische Gewalt* die symbolische Ordnung durch, indem gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse quasi in Natur verwandelt werden.

„eine durch physische Sanktionen abgestützte Verfügungsmacht, die den Inhabern hierarchischer Positionen über Untergebene und Abhängige eingeräumt ist“. Institutionelle Gewalt zielt zwar auf dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse ab, kann sich dazu aber auch direkter Gewalt als einer spezifischen Modalität sozialen Verhaltens bedienen. Dadurch erhält sie eine stark ordnungsstiftende Funktion, die auf der Darstellung herrschaftlicher Macht und letztlich auf der möglichen Ausübung körperlichen Zwangs beruht. Bezogen auf das Militär schreibt Oberst Franz Kernic (2003: 110) diesbezüglich:

Die militärische Gewalt ist vielmehr als eine zu bestimmen, die zwar im Krieg zu ihrer vollen Entfaltung gelangt, die aber schon im Frieden ihre gesellschaftliche Wirksamkeit und soziale Bedeutung hat und letztlich auf eine Totalität jenseits des Krieges abzielt.

Eine herrschaftssoziologisch informierte Militärsoziologie berücksichtigt *direkte Gewalt*,⁷³ wie sie in der militärischen Ausbildung trainiert und unter Umständen im Einsatz bzw. Gefecht als aktuelle physische Gewalt in Form des Kampfes im Krieg stattfindet. Diesbezüglich ordnet Carl v. Clausewitz [1832] der direkten Gewalt des Krieges eine spezifische Trinität zu. Die „wundersame Dreifaltigkeit“ setzt sich aus den drei Tendenzen des Krieges 1.) dem Primat der Politik, 2.) dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls im Gefecht sowie 3.) der ursprünglichen Gewaltsamkeit, Hass und Feindschaft zusammen (v. Clausewitz 1966: 212f). Diese drei für den Krieg intrinsischen Kräfte wirken getrennt, stellen als Trinität letztlich jedoch eine Einheit dar. Die verstandesmäßige Unterordnung, die Reduktion des Zufalls durch professionelle Ausbildung sowie die Gewaltsamkeit der „wundersamen Dreifaltigkeit“ des Krieges finden sich naheliegenderweise alle drei im Militär wieder.

Jedes Militär zeichnet sich dadurch aus, dass die Anwendung von direkter Gewalt trainiert werden muss, da nur so die konstante Einsatzbereitschaft gewährleistet werden kann. Die militärische Organisation ist eine staatliche Einrichtung, in der die geradezu natürlich-kreatürliche Angst vor dem Töten und dem selbst getötet zu werden (Krippendorff 1988: 13), zu überwinden trainiert

73 Ein Gewaltbegriff, der vor allen Dingen auf absolute bzw. entgrenzte Gewalt oder auf unmittelbare Aktionsmacht bzw. Verletzungsmächtigkeit abhebt – so wie er von Neidhardt (1986), Popitz (1992), Sofsky (1994) und bedingt von v. Trotha (1997b) propagiert wird – berücksichtigt die Wechselseitigkeit von Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit nur unzureichend. Selbst diese ‚innovativen‘ Ansätze der Gewaltsoziologie der 1990er Jahre streben lediglich ein mikrosoziologisches Studium von Gewalt als sozialer Aktion an. Gesellschaftliche Zwangsstrukturen bleiben überwiegend unberücksichtigt.

wird. In der zivilen Realität wird das Töten eines Menschen als Mord oder Totschlag geahndet, wohingegen das befohlene Töten im militärischen Einsatz nicht nur straffrei bleibt, sondern Teil des Auftrages ist. Für den Soldaten ergibt sich die Schwierigkeit mit dem grundsätzlichen Gewaltverbot außerhalb von Kampfeinsätzen und der gleichzeitigen Notwendigkeit zum Training von Gewaltanwendung umzugehen. Im Gefecht muss der Soldat nicht nur auf Befehl direkte Gewalt anwenden, er erhält auch einen zeitlich wie räumlich begrenzten Dispens vom allgemeinen Gewaltverbot (Bröckling 1997: 10). Das Militär fordert die Fähigkeit zur begrenzten Gewaltanwendung im Sinne bewussten Totschlags des Gegners, verbietet jedoch den individuellen Mord. Darüber hinaus besteht selbst in hochdramatischen Gefechts situationen die Vorgabe kontrollierter Gewaltanwendung im Rahmen von Befehl und Gehorsam. Die langsame, kontrollierte Gewaltsteigerung gehört heute zu den zentralen Ausbildungsinhalten für Auslandseinsätze. Um das hierarchische Befehl-Gehorsam-Prinzip zu wahren, muss direkte Gewalt stets kontrollierbar bleiben. Selbst wenn in der Praxis sich Gefechte und Schlachten durch Unübersichtlichkeit und Friktion auszeichnen, so fordert und fördert gerade das Stehende Heer vom Soldaten eine Kaltblütigkeit, die der Funktionsfähigkeit im Einsatz und der Wahrung der Hierarchie dient und als „professionelle Kühle des Soldaten“ (Lippert 1988: 3)⁷⁴ zu bezeichnen ist. Dementsprechend kann das ‚Betriebsklima‘ des professionellen Stehenden Heeres in egal welchem Aggregatzustand gar nicht anders als kühl sein. Die potenzielle Gewaltsamkeit des modernen Soldatenberufes verlangt kühle, rationale Disziplin.

Mittels seiner Funktion als Garant der Landesgrenzen und der herrschenden Ordnung institutionalisiert das Militär schließlich die ihm eigene *potenzielle Gewalt*, die es in ihrer Bedeutung für die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Herrschafts- und Machtverhältnisse zu bedenken gilt.⁷⁵ Das bloße Vorhandensein von Sanktionsmöglichkeiten reicht oftmals aus, um das jeweilige Herrschaftsverhältnis zu etablieren. Diesbezüglich argumentiert Apelt (2004: 29):

Das Militär stellt den legitimen Ort der aus der bürgerlichen Gesellschaft hinausdefinierten Gewaltausübung dar. Es soll die äußere Sicherheit der Bürger garantieren, zugleich

74 Lippert (1988: 4) macht dafür allerdings eine aus der Logik der Abschreckung während des Kalten Krieges herrührende Kälte verantwortlich. Es geht ihm vor allem um das soziale Miteinander in der Streitkräfteorganisation.

75 In privatwirtschaftlich geprägten Gemeinwesen dienen Privateigentum der Produktionsmittel und ungleich verteilte Privatvermögen als Grundlage der herrschenden Ordnung.

grenzt es sich aber durch ein spezifisches Sozialisationsprogramm von der zivilen Gesellschaft ab, in dem es die Ausübung physischer Gewalt vorbereitet und systematisch einübt.

Als besonderes Merkmal des Militärs nennt Geser (1983: 144), die Ausrichtung der gesamten Organisation auf ein äußerst seltenes Ausnahmeereignis bei Aufrechterhaltung permanenter Einsatzfähigkeit, die potentielle Todesgefahr der Organisationsmitglieder und die Notwendigkeit ihrer Ersetzbarkeit. Ludwig v. Friedeburg (1977: 204) verweist darauf, dass wegen der Funktion des Militärs im Ernstfall alle fachtechnische Berufsausbildung die Gewaltanwendung als spezifisches Organisationsziel sowie wie die entsprechenden Folgen gegnerischen Handelns einschließen muss. Die Orientierung an potenzieller Gewaltanwendung stellt das Bindeglied zwischen den zum Teil äußerst unterschiedlichen Tätigkeiten innerhalb moderner Streitkräfte dar. Die militärische Berufsständigkeit wird durch den Kampf- bzw. Verteidigungsauftrag legitimiert, weswegen von jedem Soldaten erwartet wird, dass er das kleine Einmaleins der Infanterie beherrscht, obwohl die Mehrheit der Soldaten keinen originär militärischen Aufgaben nachgeht. Das Militär konzentriert staatliche Gewaltmittel und stellt demzufolge eine verdinglichte Erscheinungsform von Staatsgewalt dar (Krippendorff 1988: 15). Dieses Potenzial an Staatsgewalt kann je nach Anweisung der jeweils herrschenden Regierung sowohl nach außen als prinzipiell auch nach innen eingesetzt werden. Die Armee ist demnach nicht nur in Kriegs- und Krisenzeiten, sondern bereits in Friedenszeiten politisches Instrument und politische Institution.

Symbolische Gewalt (Bourdieu/Wacquant 1996c) ist die verborgen wirkende, aber stillschweigend anerkannte Kraft, welche die Durchsetzung der herrschenden Deutungsmuster legitimiert, da sie „offiziell sanktioniert und gewährleistet sowie durch offizielle Benennung beziehungsweise Normierung juridisch institutionalisiert“ wird (Bourdieu 1992b: 149f). Die symbolische Gewalt bezweckt die Legitimität des Gewaltmonopols des Staates sowohl nach Innen als auch nach Außen.

Auf der anderen Seite kann die symbolische Gewalt offiziell sanktioniert und gewährleistet sowie durch offizielle Benennung beziehungsweise Normierung juridisch institutionalisiert werden. Die offizielle Benennung oder Normierung, das heißt der Akt, kraft dessen jemand ein Titel, eine sozial anerkannte Qualifikation verliehen wird, ist eine der typischsten Manifestationen des Monopols auf legitime symbolische Gewalt, das dem Staat und dessen Mandatsträgern zukommt (Bourdieu 1992b: 149f).

Wird der Staat als etwas Natürliches angesehen, so wird das Militär zum selbstverständlichen Bestandteil des öffentlichen Lebens, da es den Staat verteidigt.

Klaus Eder (1999) nennt die Trinität von Volk, Territorium und Staat als zentral für die Aufrechterhaltung symbolischer Gewalt in der Moderne. Durch die Integration von Volk, Territorium und Staat (Eder 1999: 44) im Militär als einem Ort, der diese Trinität wie keine andere politische Institution repräsentiert, kommt den Streitkräften eine besonders ordnungsstiftende und bewahrende Rolle zu. Das Militär dient daher zu mehr als nur zur Landesverteidigung oder der Interessendurchsetzung gegenüber anderen Staaten und Völkern. Durch die Repräsentation dieser säkularen Dreifaltigkeit tragt das Militär letztlich zur Legitimation des Staates bei.

Die symbolische Gewalt im Militär und des Militärs drückt sich unter anderem in Gestalt von Uniformen, martialischer Dekoration in Kasernen und militärische Zeremonien aus, denn in ihnen spiegeln sich die Macht und der Herrschaftsanspruch des Staates wider. Es handelt sich also um unsichtbare Machtanwendung, welcher sich die Menschen nicht bewusst sind, denn die symbolische Gewalt ist in den Symbolsystemen eingelagert und kaschiert damit die Herrschaftsverhältnisse. Symbolische Gewalt kann sich darüber hinaus in der sozialen Praxis im Militär etwa auch durch Verwendung einer spezifischen Sprache, die Reproduktion von Geschlechterzuschreibungen,⁷⁶ durch staatsbürglerlichen Unterricht oder auch durch selektive Presse- und Informationspolitik eines Verteidigungsministeriums gegenüber der Öffentlichkeit manifestieren und muss hinsichtlich ihrer Wechselbeziehung zur zivilen Gesellschaft berücksichtigt werden. Des Weiteren kommt symbolische bzw. kulturelle Gewalt⁷⁷ in offiziellen Militärritualen zum Vorschein (Euskirchen 2005 passim). So richten sich öffentliche Militärzeremonielle als Stärkebeweis an die eigenen Soldaten, die zivile Gesellschaft und das Ausland.

Im Weiteren soll anhand des feierlichen Rituals des Kommandowechsels eine typische militärische Zeremonie erörtert werden. Das Beispiel zeigt wie Formen symbolischer Gewalt durch die bewaffneten Träger des staatlichen Gewaltmonopols ausgeübt werden. Militärische Zeremonien bieten sich in besonderer Weise an, um die Besonderheiten eines spezifischen Feldes zu beobachten, denn ihnen kommen strukturierende und ordnungsstiftende Funktionen zu, welche die als gültig betrachteten Deutungsmuster kommunizieren und stabilisieren.

⁷⁶ Vgl. dazu Bourdieu (1997b), der Geschlechterdifferenz, gesellschaftliche Macht und die Wirkungsweise von Herrschaftsverhältnissen in Körpern in den Konzeptionen von *symbolischer Macht* und *symbolischer Gewalt* in einen Zusammenhang bringt.

⁷⁷ Galtungs Konzept der kulturellen Gewalt (Galtung 1998: 341f) soll zur Offenlegung von Rechtfertigungs- bzw. Verschleierungsmechanismen direkter und struktureller Gewalt dienen.

Die einschlägige Dienstvorschrift ZDv 10/8 legt außerdem nahe, dass militärische Formen nicht nur innerhalb des Militärs eine institutionalisierte, mithin objektiv gewordene Form symbolischer Gewalt darstellen, da militärische Formen nicht nur die Identifikation und das Selbstverständnis im Sinne der Organisation positiv beeinflussen und den „Soldaten in die hierarchische Ordnung der Streitkräfte“ einbinden, sondern auch Außenwirkungen auf die zivile Umwelt haben. Das Fallbeispiel der Kommandoübergabe an dem die Analyse des militärischen Zeremoniells gut festzumachen ist, besitzt zwei Ebenen hinsichtlich der Rolle des Militärs als Träger des staatlichen Gewaltmonopols. Die Ebene der *direkten Gewalt* steht augenscheinlich nicht im Mittelpunkt dieser Zeremonie. Das klassische Organisationsziel des Militärs, nämlich die Vorhaltung der Fähigkeit zur direkten Gewaltanwendung, also *potentielle Gewalt*, wird allerdings durch das Mitführen von Handfeuerwaffen symbolisiert. Auch kann die Bedeutung des Aspektes der Gewaltanwendung durch die Wahl der befohlenen Uniform, Flecken-tarnanzug oder Dienstanzug mit Hemd und Langbinder, durchaus variabel gestaltet werden. Wie Tabelle 20 belegt, besitzt die Uniform für alle Soldaten große Bedeutung. Soldaten im Dienst sollen an ihrer Militäruniform erkennbar sein.

Tabelle 20: „Ich bin stolz, als Soldat eine Uniform tragen zu dürfen.“

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. M.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
trifft voll und ganz zu	39.3%	54.7%	46.5%	44.4%	28.3%	44.4%
trifft eher zu	38.7%	33.6%	34.3%	36.1%	52.2%	36.7%
trifft eher nicht zu	15.0%	10.1%	14.5%	15.1%	15.2%	13.9%
Trifft überhaupt nicht zu	7.0%	1.6%	4.7%	4.4%	4.3%	5.0%
Total N	931	435	428	205	46	2045
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2059

tau-b = -.051*

Eine *Zeremonie* (lat. *caeremonia*) ist eine Bezeichnung für feierliche, offensichtliche Rituale und bestehen aus einer festgelegten Folge ritueller Handlungen. In militärischen Zeremonien finden sich Formen symbolischer Gewalt, welche nicht offensichtlich in die Zeremonie eingeschrieben sind.

In die symbolischen Kämpfe um die Schaffung des Alltagsverständes oder, genauer, um das Monopol auf legitime Benennung setzen die Akteure das symbolische Kapital ein, das sie in den vorangegangenen Kämpfen errungen haben und das gegebenenfalls juridisch abgesichert wurde. (Bourdieu 1992b: 149)

Im Sinne der Theorie des Sozialen ist nun die *symbolische Gewalt* eine verborgene wirkende, aber stillschweigend anerkannte Macht, die auf symbolischem Kapital beruht und die Durchsetzung herrschender Deutungsmuster erlaubt. Über dieser Analyse militärischer Zeremonien spannt sich ein Bogen auf, der die Pole der Innen- und der Außenwirkung symbolischer Gewalt besitzt. So ist der Große Zapfenstreich nicht nur die am meisten herausgehobene zeremonielle Veranstaltung der Bundeswehr, sondern gilt auch als höchste Auszeichnung, die die Bundeswehr einer Zivilperson zu Teil werden lassen kann. Er spiegelt in musikalischer Form von Liedern, Gebeten, Hornsignalen und Trommelwirbeln die deutsche Militärtradition wider. Der Große Zapfenstreich ist neben dem Begräbnis mit militärischen Ehren das einzige militärische Zeremoniell in Deutschland, bei dem die Soldaten den Gefechtshelm zum Großen Dienstanzug tragen, was dieser Zeremonie eine besonders militärische Note verleiht. Insbesondere Offiziere befürworten die Beibehaltung dieser Zeremonie in ihrer traditionellen Art und Weise.

Tabelle 21: „Soll der Große Zapfenstreich nach ihrer Meinung als feierliches militärisches Zeremoniell genauso beibehalten werden wie er ist?“

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. M.P.	Offz. (jun.)	StOffz.	Total
Ja	70,7%	81,1%	79,7%	90,6%	89,3%	77,2%
Nein	29,3%	18,9%	20,3%	9,4%	10,7%	22,8%
Total N	543	285	315	96	28	1267
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1267

tau-b = -.127**

Die integrative Wirkung der Zeremonie für die angetretenen Soldaten konstituiert sich im Verlauf der Zeremonie. Bereits durch die räumliche Ordnung der Zeremonie wird eine Grenze zwischen Teilnehmern und Zuschauern gezogen. Die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster werden dabei nicht unwesentlich von der Stellung des Betrachters innerhalb der Aufstellung der Zeremonie beeinflusst. Beachtet man, dass in militärischen Zeremonien die Übereinstimmung symbolischer und objektiver Positionierung innerhalb des militärischen Feldes überaus

auffällig ist, so wird die besondere Bedeutung solch feierlicher Rituale für die Stabilisierung der Ordnung des sozialen Feldes deutlich.

Die relationale Positionierung des einzelnen Teilnehmers innerhalb des Feldes wird deutlich, wenn etwa die bisherige Hauptfigur des Rituals, der scheidende Kommandeur, durch das Eintreffen seines Vorgesetzten auch räumlich wieder in die militärische Hierarchie eingeordnet wird, indem er an dessen Linken die Formation abschreitet. Die kommunikativen Inhalte der Zeremonie der Kommandoübergabe fasst Meyer (2005: 118) in vier Aussagen zusammen: 1.) „*Wir unterscheiden uns von anderen*“; 2.) „*Wir demonstrieren die bedeutsamsten wichtigsten Funktionsprinzipien* wie Disziplin, Befehl und Gehorsam und Einheitlichkeit, denen alle Militärangehörige unterliegen“; 3.) „*Vorgesetzte sind etwas besonderes*“; 4.) „*Wir sind Teil deutscher Militärtradition*“. Rituale dienen dazu Macht und Autorität zu symbolisieren und bestehende Herrschaftsordnungen zu legitimieren (Soeffner 1992 passim). In Ritualen und Zeremonien wird der Gemeinschaftsgedanke beschworen, welcher dazu dient Selbstverpflichtung und Solidaritätsgefühle.

Nicht nur durch die räumliche Ordnung der Zeremonie und der hervorgehobenen Stellung der Vorgesetzten, sondern auch im Gebrauch einer Berufssprache in Form festgelegter Befehle der Formalausbildung, sowie der fest eingebüten körperlichen Verhaltensweisen werden die Grundprinzipien der militärischer Praxis, nämlich Befehl und Gehorsam in einem hierarchisch strukturierten Feld, in stilisierter Form symbolisch reproduziert. Darüber hinaus stellen das Spielen des Deutschlandliedes und die Präsentation der Truppenfahne wesentliche Kernsymbole der Einbindung der Armee in Staat und Nation dar. Während des Einmarsches der Truppenfahne durch den Befehl „Stillgestanden! Zum Einmarsch der Truppenfahne – die Augen – links“ wird die Wahrnehmung der teilnehmenden Soldaten auf deren herausgehobene Bedeutung gelenkt, wodurch dieses Kernsymbol als besonders wahrgenommen wird. Die Truppenfahne ist vom Bundespräsidenten verliehen und zeigt auf schwarz-rot-goldenem Grund den Bundesadler im Wappenschild. Die Fahne drückt im Militär vor allem militärische Ehre und Treue dem Souverän gegenüber aus; „in der Bundesrepublik Deutschland sollen Truppenfahnen darüber hinaus die Integration der militärischen Macht in das Staatsgefüge und ihre Verpflichtung auf die freiheitlich demokratische Grundordnung ausdrücken (vgl. ZDv 10/8 Anlage 2/5 zu Kapitel 8)“.

Durch die Erzeugung von Emotionen wird eine persönliche Identifikation mit den kommunizierten Botschaften hergestellt, die aber gleichzeitig durch ihr Auftreten in einem bereits strukturierten Raum in eine bestimmte Richtung gezwungen werden. Da diese Emotionen so in ihrem Zusammenfallen mit anderen

den Raum selbst wieder strukturieren, handelt es sich um eine Form der Reproduktion. Darüber hinaus werden die angetretenen Soldaten, durch die Teilnahme an der Übermittlung der im Ritual eingelagerten Botschaften, zudem dazu gebracht, diese Botschaften zumindest tendenziell für sich anzunehmen. Unter Verweis auf die emotionalen Aspekte der Zeremonie schreibt Meyer (2005: 118): „[...] die Teilnehmer werden zumindest tendenziell bestimmt, sich auf die übermittelten Botschaften einzulassen, in dem sie an der Übermittlung beteiligt werden.“ Hier wird deutlich wie symbolische Gewalt funktioniert. Diese Zeremonien vermitteln eine Botschaft über die sozio-strukturellen Beziehungen der angetretenen Soldaten untereinander und gegenüber der zivilen Gesellschaft, weswegen sie sowohl Innen- als auch Außenwirkung besitzen. Formen symbolischer Gewalt wie sie im militärischen Ritual und Zeremoniell eingeschrieben sind und die Verfügung über physische Zwangsgewalt gehen Hand in Hand. Die Sicherung von Herrschaftspositionen geschieht über symbolisch vermittelte Formen. Dies bedeutet, dass Herrschaftsansprüche auf symbolischer Gewalt begründet sind, aber letztlich auch durch den Einsatz von direkter Gewalt erhalten werden könnten. Dies äußert sich nicht nur in der hervorgehobenen Stellung der Vorgesetzten innerhalb des Ablaufs der Zeremonie und der Aufstellung der Soldaten, sondern auch in der Abgeschlossenheit der Formation gegenüber den (zivilen) Zuschauern. Im Gegensatz zu den verbindenden Elementen, die die räumliche Anordnung bei den angetretenen Soldaten während der Zeremonie betonen, werden die Zuschauer durch diese ausgeschlossen. Gleichwohl ist auch das Publikum ein Adressat der Zuschaustellung symbolischer Gewalt, denn militärische Zeremonien sind Demonstrationen des Staates in der zivilen Bevölkerung.

Die Repräsentation symbolischer Gewalt führt bei Individuen und Gruppen oftmals zur Identifikation mit just den politischen Institutionen, von denen diese Gewaltsamkeit ausgeht. So sieht Bröckling (1997 *passim*) die Fabrikation des Soldaten als Teil gesellschaftlicher Disziplinierung in den Zusammenhang von Kriegsbild sowie Staats- und Heeresverfassung. Die diesbezügliche Kombination von symbolischer Gewalt und der Trinität von Volk, Territorium und Staat wirkt abgrenzend auf die gesellschaftlichen Individuen untereinander, da Zusammenhalt und Gemeinschaft nur durch den Staat gestiftet wird und sich die Staatsgewalt nur gegen vermeintliche Abweichler richtet.

Schon die indirekte Androhung von Sanktionen mittels einer Machtdemonstration kann ausreichen, um eine Normierung zu erzielen und somit institutionelle Gewalt auszuüben. „Auch bei institutionellen Gewaltverhältnissen, die scheinbar von innerem Frieden und Harmonie geprägt sind, darf nicht übersehen werden, daß die Überlegenheit der Herrschenden letztlich auf dem möglichen Einsatz brachialer Durchsetzungsmittel beruht“ (Waldmann 1995: 431). Aber

auch die Rolle des Militärs als Ort gesellschaftlicher Reproduktion von Disziplinierung und gewaltsamen Konfliktlösungsmustern ist für ein Forschungsprogramm institutioneller Gewalt von besonderer Bedeutung. So betrachtet Günther Wachtler (1983b: 20) das Militär als einen „Indikator für die Gewaltksamkeit der je existierenden sozialen Verhältnisse“.⁷⁸ Daher ist es sinnvoll das Militär nicht bloß gesondert als formale Organisation, oder als spezifischen Berufstand, sondern stets im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlicher Gewaltksamkeit als Gestalt institutioneller Gewalt zu betrachten.

78 Auch besteht eine positive Korrelation zwischen niedrigem sozialen Status und der Wahrscheinlichkeit, in Gefechtsituatonen verwundet oder getötet zu werden. Janowitz/Little (1965 passim) belegen die bewusste Verwendung afroamerikanischer Einheiten in gefährlichen Frontstellungen während des 2. Weltkrieges und Vietnam-Krieges, welche höhere Verluste unter dieser sozialen Gruppe zur Folge hatte.

Teil III: Resümee

Wenn Interessenfreiheit überhaupt soziologisch möglich ist, dann nur durch das Zusammentreffen von Habitus, die zur Interessenfreiheit prädisponiert sind, und Universen, in denen die Interessenfreiheit belohnt wird.

BOURDIEU 1998: 153f.

Das militärische Feld besitzt in fast jedem Land einen besonderen Stellenwert in Gesellschaft und politischem System. Streitkräfte legitimieren sich aus der Aufrechterhaltung militärischer Sicherheit nach Außen und ihrem Beitrag zur Wahrung staatlicher Interessen. Einerseits ist das Militär ein staatliches Instrument zur Vertretung souveränen Interessen des Staates nach außen, vor allem der Durchsetzung des territorialen Herrschaftsanspruches, gleichzeitig symbolisiert es neben der Polizei den Geltungsanspruch des staatlichen Gewaltmonopols nach innen und der mit dem Staat übereinstimmenden Werte. Gegenüber der zivilen Gesellschaft tut sich ein Spannungsbogen spezifisch militärischer sowie gleichartiger Normen und Werte auf. Der einzigartige Charakter des Stehenden Heeres entspringt dem Umstand, dass seine Mitglieder autorisierte Spezialisten der Gewaltanwendung und der Vernichtung gegnerischen Lebens sind, deren Dienstverhältnis durch ständige Einsatzbereitschaft für den außeralltäglichen Ernstfall gekennzeichnet ist. Die gesamte militärische Feld ist somit von den Folgen der Vorbereitung auf kommende Einsätze und Kämpfe sowie der Auswirkungen vergangener Einsätze und Kämpfe durchdrungen. Aufgrund spezifischer Zugangsbeschränkungen wie etwa bei Bildung oder Geschlecht ist das militärische Feld aber auch ein Ort der Reproduktion und Produktion zivilgesellschaftlicher Herrschaftstrukturen. So sind es bis in das späte 20. Jahrhunderts nur Männer, die bei der zögerlichen, aber beständig fortschreitenden Öffnung hierarchisch höherwertiger Positionen für Angehörige unterer Schichten sozial aufsteigen

können. Die enorme Ausstrahlungskraft des Militärs auf die zivile Gesellschaft in Europa im 19. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts resultierte aus der Verknüpfung von Nationalismus mit der geschlechtsspezifischen Konstruktion des opferbereiten, männlichen Kämpfers. So drückt das Soldatentum die höchste Verpflichtung gegenüber Gemeinschaft und Gesellschaft aus und überbrückt in dieser Hinsicht klassenspezifische Unterschiede (Klein 2001b passim).

Die erste These dieser Arbeit besagt, dass innerhalb des militärischen Feldes der *Idealtypus des Homo militaris* gilt. Haltung und Typus des Homo militaris entsprechen dem martialischen Kämpfer wie er vornehmlich in Stehenden Heeren anzutreffen ist. Der Umstand, dass Soldaten grundsätzlich darauf vorbereitet sein müssen, ihre Aufgaben auch unter Kriegsbedingungen zu erfüllen, hat zur Folge, dass das Idealbild des Soldaten durch den Kampfauftrag des Militärs geprägt ist. Daher gilt dieser Idealtypus unabhängig von Epoche oder politischem System für alle Stehenden Heere ganz gleich was das offizielle Berufsbild einer Armee besagen mag.

Die zweite These lautet, dass das Militär eine *gewaltsame Körperschaft* darstellt, denn das Militär ist eine Fusion von Sozialverband und Profession. Als Sozialverband stellt das Militär eine *dualistische Organisation* dar, die zwei sehr unterschiedliche Aggregatzustände kennt: Alltagsbetrieb und Einsatz. Permanente Einsatzbereitschaft stellt das Ziel des militärischen Friedensbetriebes des Stehenden Heeres dar. Somit gilt das militärische Realitätsprinzip der Totalität eines Einsatzes in mancher Hinsicht bereits für den Alltag der bürokratisch-technischen Militärorganisation. Durch die potenzielle Totalinklusion des militärischen Individuums in die Armee üben Soldaten eine *totale Profession* aus. Im Rahmen der beruflichen Tätigkeit muss in Kauf genommen werden, dass der Soldat in seiner körperlichen Existenz beeinträchtigt bzw. vernichtet wird. Dieses Maß an geistiger und körperlicher Hingabe verlangt fast keine andere berufliche Tätigkeit. Just durch das soldatische Privileg keine ‚Arbeit‘ zu haben, sondern sich im Rahmen des ‚Dienstes‘ auf den Einsatzfall vorzubereiten und bereitzuhalten, zeichnet sich aber das Militär als Berufstand aus. Im Militär findet daher eine Integration des Spannungsverhältnisses von *vertikaler*, bürokratischer Rationalität und *horizontaler*, berufständischer Gemeinschaftlichkeit statt. Das Militär soll daher aufgrund der spezifischen Fusion von Organisation und Berufstand als eine *gewaltsame Körperschaft* gekennzeichnet werden.

Ich stelle drittens die These auf, dass das Militär ein *zentrales Feld institutioneller Gewalt* ist. Innerhalb des gesellschaftlichen Machtfeldes besteht ein Feld staatlichen Gewaltmonopols, dessen elementarer Bestandteil das Militär ist. Als Teil des Staatsapparats besitzt das Militär als Gewaltinstitution weit reichende Bedeutung für die politische Sphäre, denn der Staatsapparat verkörpert

schließlich politische Macht und stabilisiert die herrschenden Gesellschaftsverhältnisse. Diese institutionelle Gewaltsamkeit stellt auf dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse ab, die durch auf physische Sanktionen abgestützte Verfügungsmacht erreicht werden. Die militärische Ausprägung des staatlichen Gewaltmonopols bzw. der Staatsgewalt ist eine Gestalt institutioneller Gewalt. Die Legitimierung des Gewaltmonopols des Staates sowohl nach Innen als auch nach Außen wird durch das Militär erreicht. Das Militär integriert die Vorstellung von Volk, Territorium und Staat in einzigartiger Weise, so dass ihm eine besonders ordnungsstiftende und bewahrende Rolle zukommt. Durch die Repräsentation dieser säkularen Dreifaltigkeit legitimiert das Militär den Staat und sich selbst.

Im militärischen Feld übt die Dienstgradgruppe der Offiziere aufgrund ihres inhärenten Anspruchs den soldatischen Berufstand darzustellen sowie mittels der steilen Hierarchien einen prägenden Einfluss auf alle Bereiche dieses sozialen Feldes aus, weswegen Offiziere als maßgebliche Kraft für die Gestaltung von Militärkultur betrachtet werden können. Ihre Werte und Praktiken prägen die Praxisformen des militärischen Feldes besonders nachhaltig, da das Offizierkorps aufgrund seiner dominierenden Stellung im militärischen Feld den Ton angibt. Durch die niedrigere Stellung der Unteroffiziere in der Militärstruktur prägen sie die herrschende Militärkultur weniger stark als dies Offiziere tun. Gleichwohl kommt ihnen sehr große Bedeutung für den militärischen Dienstbetrieb zu, da Unteroffiziere zahlenmäßig stärker vertreten sind als Offiziere, mehr Kontakt mit der Masse der Mannschaftsdienstgrade haben und für längere Zeiten in den Einheiten stehen. Insbesondere junge Offiziere nehmen in der Truppe eine besondere Position zwischen formell unterstellten Unteroffizieren – die oftmals über mehr Erfahrung als sie selbst verfügen – und ihnen vorgesetzten Offizieren ein, die es erforderlich macht eine vorbildliche militärische Haltung zu beweisen. Ein angemessener Habitus ist dabei von zentraler Bedeutung. Junge Offiziere befinden sich oftmals in einer strapazierenden Sandwich-Position: Auf ihnen lasten die Erwartungen der Untergebenen und der Vorgesetzten in außergewöhnlichem Maße. Auch liegt ihre militärische Sozialisation in den Offizierschulen nur wenige Jahre zurück. Sie neigen daher zur besonderen Betonung des Militärischen. Daher lässt sich an der Statusgruppe der Nachwuchsoffiziere der Kern von Militärkultur besonders gut empirisch nachvollziehen.

Zwei zentrale Dimensionen (Hierarchie, Gemeinschaft) mit insgesamt sechs Elementen (Disziplin, Formalismus, Konservatismus; sozialräumliche Segregation, Tradition & Konvention, Maskulinität) bestimmen die Praxisformen des Militärs. Das Militär stellt eine hierarchische, bürokratische Großorganisation des Staates dar, die durch ein eigenes Realitätsprinzip von Herrschaft, Macht und

Laufbahn geprägt ist, und deren bestimmende Aufgabe die Ausrichtung auf den bewaffnete Konflikt ist. Ein aus der Logik der Bürokratie resultierendes ständisches Denken der verbeamteten Krieger geht heute bei Offizieren mit dem Lebensstil sozialer Aufsteiger einher. Es besteht eine permanente Spannung zwischen moderner Rationalität wie sie sich in der militärischen Disziplin ausdrückt und der vormodernen Vorstellung vom Kämpfer, der dem Bild der charismatischen Führerpersönlichkeit entspricht. Militärkultur lässt sich an den Praktiken festmachen durch die das Korps der Berufsoffiziere selektiert bzw. formiert wird. Ein angemessener Habitus ist für den Aufstieg dabei von zentraler Bedeutung. Die Mechanismen der bürokratischen Logik und der impliziten Referenz an aristokratisch-kämpferische Tugenden und Werte machen den körperschaftlichen Charakter des Militärs aus. In dieser Ordnung konstituieren sich die Praxisformen des militärischen Feldes.

In einer stark hierarchischen Institution wie dem Militär üben die Offiziere prägenden Einfluss auf alle Bereiche aus und können daher als hauptsächliche Träger von Militärkultur betrachtet werden. Zur Analyse der objektiven Relationen des militärischen Feldes wurden in einer Sekundäranalyse die Daten der Streitkräftebefragung des SOWI der Bundeswehr genutzt. Die statistische Analyse ist ein wichtiges Mittel, um die Struktur der Positionen des sozialen Raumes aufzuzeigen. Zur Dokumentenanalyse wurden die relevanten Dienstvorschriften sowie Publikationen der Teilstreitkräfte und des BMVg untersucht. Verschiedene Forschungs- bzw. Erhebungsmethoden wurden in der vorliegenden Arbeit kombiniert, um Militärkultur zu untersuchen und den Homo militaris zu rekonstruieren. Grundsätzlich ist bei der Triangulation von einer hohen Validität des Datenpools auszugehen, denn das interessierende Phänomen wird durch verschiedene Erhebungsmethoden erfasst. Alles in allem ist dadurch eine methodologische Wertediagnostik entstanden, die in den relevanten Bundeswehrinrichtungen und Dienstgradgruppen erhebt, welche Codes, Normen, und Praktiken nach Ansicht der militärischen Führung und der Soldaten bestimmen für das soldatische Handeln und Selbstverständnis sind oder sein sollen. Die Leitorientierung für die Reproduktion der spezifischen Stellungnahmen und Standpunkte der Akteure bleibt das Verstehen, mittels dessen eine Genese der jeweiligen Sichtweisen möglich ist.

Mittels Bourdieus reflexiver Sozialtheorie und seine erkenntnistheoretische Methode, die hierarchische gesellschaftlicher Bedingungen berücksichtigt, lässt sich die Kultur des Militärs theoretisch konzeptionalisieren. Um die militärischen Praxisformen festzumachen, galt es die expliziten Regeln und implizite Regularitäten, die diese spezifische Arena ausmachen, zu bestimmen. Diesbezüglich lässt sich Militärkultur unter anderem an den sozialen Praktiken festma-

chen, durch die gerade das Korps der Berufsoffiziere selektiert bzw. formiert wird. Das Offizierkorps wird durch ständige Selektion formiert und bildet daher die gängige Vorstellung vom guten Offizier ab. Im Korpsgeist drückt sich gleichzeitig die Kohäsion, aber eben auch der Konformismus derjenigen aus, die es geschafft haben im Offizierkorps wahre Aufnahme zu finden. Diese Mechanismen machen unter anderem den ‚korporativen‘ Charakter des Militärs aus. Grundsätzlich gelten diese Mechanismen auch für das Unteroffizierkorps, wenn auch hier teilweise andere Regeln und Regularitäten gelten, die sich aus der niedrigeren Stellung im sozialen Raum herleiten.

Das Militär beinhaltet als Sozialverband grundsätzlich eine mehr oder minder große Anzahl von Kämpfern, doch erst durch seine feste Einbindung in einen Staat ist die hinreichende Bedingung für den Schritt von bewaffneten Heerscharen zum Militär gegeben. In der Moderne entwickelte sich das Militär immer mehr zur bürokratischen Großorganisation des Staates. Das Militär verkörpert staatliche Herrschaft und kann nicht nur in staatlichen Außenbeziehungen eingesetzt werden, sondern auch zur Bekämpfung innerer Unruhen. Verfügen Staaten über ein Stehendes Heer, so besteht für deren Regierungen grundsätzlich die Gefahr militärischer Umsturzversuche, da im Militär große physische Machtmittel mit einer eingespielten Organisation verbunden sind, die zum Putsch genutzt werden können. Um gleichzeitig die potenzielle Möglichkeit militärischer Umsturzversuche zu unterbinden, legt die Exekutive großen Wert auf die Verinnerlichung des Primats der Politik im Militär. Dies geschieht durch die Verankerung des Prinzips von Befehl und Gehorsam auf allen Ebenen des Stehenden Heeres, was vordergründig als militärisches Effizinsprinzip erscheint.

Die Unterordnung der Streitkräfte und der Soldaten unter die Herrschaftsgewalt der zivilen Autoritäten gilt für alle Staaten durchweg als „conditio sine qua non“, da das Militär aufgrund seiner physischen Machtmittel prinzipiell versucht sein könnte, die Regierung zu erpressen, oder sie auch gewaltsam zu ersetzen. Dieser Primat der Politik ist für jede Regierung im Verhältnis zu ihrem Militär konstitutiv. Für die Exekutive besteht nun die Schwierigkeit darin, einen möglichst hohen Stand militärischer Sicherheit bei gleichzeitigem Schutz vor politischer Einflussnahme des Militärs miteinander zu verbinden. Um die Dispositionen des Militärs zur innenpolitischen Intervention zu reduzieren ohne die militärische Kampfkraft einzuschränken, muss daher Gehorsam als zentraler militärischer Wert von ziviler Seite implementiert werden, wodurch sich das Militär sodann dem Primat der zivilen Politik unterordnet und letztlich selbst diszipliniert. Zum Zwecke dieser Disziplinierung erweist es sich als sehr zweckmäßig dem soldatischen Berufsverständnis das Prinzip von Befehl und Gehorsam zu Grunde zu legen, so wie sich dies in soldatischen Eiden wiederfindet. Auch die Beto-

nung eines sinnstiftenden Zweckes – wie etwa der Glaube an die eigene Nation – kann dazu dienen, im Militär Gehorsam zu schaffen. Diese Funktion hat allerdings über das militärische Feld hinausgehende Konsequenzen. Durch sein bloßes Bestehen symbolisiert das Militär den Anspruch auf nationale Identität und Souveränität. Es besitzt daher eine integrative und identitätsstiftende Funktion gegenüber anderen Ländern und aktiviert und stabilisiert eine gemeinschaftliche Wertebasis.

Da zivile Gesellschaft und staatliche Exekutive die Unterordnung des Stehenden Heeres verlangen und mittels des Prinzips von Befehl und Gehorsam absichern, wird eine organisationale Kultur angelegt, die teilweise nicht konform ist mit den Freiheitsnormen von demokratischen Gesellschaften. Hauptberufliche Soldaten gefährden ihre Karriere, wenn sie einen Befehl verweigern, selbst wenn dies aus Gewissensgründen geschieht. Der Referenzpunkt der Loyalität von hauptberuflichen Soldaten ist daher nicht nur in disziplinarer (wehrrechtlicher) Hinsicht, sondern auch aufgrund wirtschaftlicher Logik der Dienstherr, sprich der Staat. Die Logik des Dienstes an der Allgemeinheit spielt auch bei hauptberuflichen Soldaten eine bedeutende Rolle für ihr berufliches Selbstverständnis, wenn auch Berufssoldaten ihre Tätigkeit in erster Linie als Staatsdienst auffassen und für ihre Loyalität daher andere Gesichtspunkte maßgeblich sind als beim Bürgersoldat. Zur Gewährleistung der zivilen Kontrolle des Stehenden Heeres sind im Rahmen der Arbeitsteilung aber Hierarchie und Unterordnung als zentrale militärische Werte funktional notwendig und in diesem Sinne kompatibel mit einem gesellschaftlich differenzierenden, liberalistischen Gesellschaftsmodell.

Anders verhält es sich im Republikanismus, der dem allgemeinen Wehrdienst den Vorzug gibt und nur einen Kader von hauptberuflichen Soldaten zur militärischen Grundorganisation der Miliz akzeptiert. Im republikanistischen Gesellschaftsmodell ist der Wehrdienst ein Teil der Verantwortung des Individuums gegenüber dem Gemeinwesen und dient der Pflege politischer und sozialer Tugenden. Hierbei sei angemerkt, dass die Idee des Gemeinwohls und der Tugenddiskurs insbesondere im klassischen Republikanismus eine herausragende Bedeutung besitzen. Wehrdienstleistende und Reservisten sind Bürgersoldaten und daher kann von ihnen im Prinzip keine Bedrohung einer demokratisch legitimierten Regierung ausgehen. Bis heute ist jedoch dieses Modell nur selten in Reinform anzutreffen. Häufig kam es in der Vergangenheit zu einer wehrstrukturellen Mischform, wo eine stehende Wehrpflichtarmee über eine große Anzahl hauptberuflicher Soldaten verfügt. Der Militärdienst war und ist in dieser Mischform von Berufsarmee und Wehrpflichtarmee für die zumeist männlichen Bürger vor allem eine Pflicht. Die zwangsverpflichteten Rekruten bilden den Löwenanteil der Mannschaftsdienstgrade und sind damit die Untergebenen der

hauptberuflichen Unteroffiziere und Offiziere. In einer Milizarmee sind die Vorgesetzten weitgehend selbst Bürgersoldaten die lediglich als Reservisten für einige Wochen im Jahr den Waffenrock anziehen oder gehören einem kleinen Kader hauptberuflicher Soldaten an. Die Milizarmee soll nicht nur dem Schutz und der Sicherung des Landes dienen, sondern soll auch zur charakterlichen Formung der jungen Bürger eines Gemeinwesens beitragen und das gesellschaftliche Verantwortungsgefühl der Reservisten aufrechterhalten. Der Bürgersoldat der Miliz- bzw. Wehrpflichtarmee ordnet sich idealiter in nicht einem abstrakten Staat unter, sondern als Bürger und Soldat ordnet er sich erster Linie in sein Gemeinwesen ein, so dass er fast den Eindruck vermittelt zwischen Staat und Gesellschaft bestehe kein Unterschied. Im republikanistischen Modell hat sich der Staat einer Assoziation der gesellschaftlichen Menschheit unterzuordnen.

Der Organisationsherr des Militärs ist der Staat, den Weber (1972 passim) als einen Herrschaftsverband auffasst, denn als Zwangsanstalt ist jeder Staat auf Gewaltsamkeit gegründet, und physische Gewalt ist ihm als spezifischem Mittel zu Eigen. Das Militär und seine Prinzipien sind auf Engste mit dem Staat verknöpft. Zur Durchführung und Kontrolle seiner Anordnungen bedarf der – mit Befehlsgewalt sowie Sach- und Gewaltmitteln ausgestattete – staatliche Herrscher eines Verwaltungsstabes. Dies führt zur Triade von Herrscher/Verwaltungsstab/Beherrsche. Da die klassische Organisations- und Herrschaftssoziologie Webers aus der Sicht des Organisationsherrn konzipiert ist, fragt sie denn auch konsequent, welche organisatorischen Strukturen es erlauben, dass die Befehle der Spitze mit dem geringstmöglichen Reibungsverlust vom ‚Apparat‘ ausgeführt werden. Dieser Anforderung, so Weber, wird allein die moderne, rationale Bürokratie gerecht, die im reinen Typus ein System von miteinander gekoppelten zweckrationalen Handlungen repräsentiert, zu deren Entstehung und Entfaltung u.a. die Konzentration der sachlichen Betriebsmittel in der Hand des Herren eine Voraussetzung darstellt. Damit ist aber der leitende Gesichtspunkt gerade nicht die objektive Effizienz, die Fähigkeit zur Erzielung eines bestimmten Outputs, sondern vielmehr die Sicherung bzw. Perfektionierung der Herrschaft. Somit ist die historische Bürokratisierung der Armee fundamental für ein Verständnis des Militärs als Herrschaftsinstrument.

Militär ist ein soziales Feld im Ensemble des Feldes der Macht und daher mehr als eine rein funktionale Organisation. Organisationen erbringen Orientierungsleistungen, die ziel- und mittelgebunden sind. Der Organisationsbegriff bezieht sich unter Hervorhebung unterschiedlicher Aspekte und in unterschiedlichen theoretischen Zusammenhängen auf die geregelte Kooperation von Menschen. Ein soziales Feld konstituiert sich durch die objektiven und subjektiven Strukturen, die in einem Wechselverhältnis stehen. Sozialverbände bzw. Organi-

sationen wie das Militär wurden allzu lang als zweckrationales Instrument zur Umsetzung funktionaler Ziele verstanden, während sie eher Bedeutungs- und Symbolsysteme darstellen. So formuliert weist selbst der Organisationsbegriff eine deutliche Nähe zu Bourdieus Feldbegriff auf.

Aufgrund unterschiedlicher Wehrstrukturen, außenpolitischer Lagen und gesamtgesellschaftlicher Ordnung können Militärorganisationen im internationalen Vergleich variieren. Wegen der spezifischen Zielvorgaben für Militärorganisationen sind die Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen von heutigen Streitkräften aber deutlich größer als die Unterschiede, so dass durchaus von einer transnationalen Basiskultur des Militärs gesprochen werden kann. Diese führt nicht nur aus den strukturell einzigartig gemeinsamen Besonderheiten dieser Sozialverbände, sondern auch maßgeblich aus dem Umstand, dass der Kombattantenstatus von Soldaten durch internationales Recht einheitlich geregelt ist. Dies führt zu strukturellem Isomorphismus zwischen diesen Organisationen und ergibt ein transnationales militärisches Feld. Zusätzlich können die Sicherheitskräfte zur Wahrung der inneren Ordnung (Polizeikräfte) zum organisationalen Feld institutionalisierter Gewalt gezählt werden, da auch sie direkte Instrumente des Gewaltmonopols des Staates darstellen. Darüber hinaus gehören diejenigen Einrichtungen zu einem solchen Feld, die zwar keine vergleichbaren Strukturen besitzen, aber durch interorganisationale Machtbeziehungen, durch geteilte Informationen oder durch ein gemeinsames Zusammengehörigkeitsgefühl miteinander verbunden sind; so lassen sich Inlands- und Auslandgeheimdienste zum Feld des staatlichen Gewaltmonopols zählen, da sie horizontal zu Militär und Polizei verlaufen.

Die klassische Trennung von Polizei und Militär aufgrund einer innen- und außensicherheitspolitischen Arbeitsteilung wird allerdings zunehmend relativiert, da „angesichts der wachsenden Bedrohung des deutschen Hoheitsgebiets durch terroristische Angriffe der Schutz der Bürgerinnen und Bürger und der Infrastruktur an Bedeutung gewinnt“ (BMVg 2006: 10). Historisch führten die Notwendigkeit die Herrschaftsansprüche anderer Gebietskörperschaften mit Gewalt abzuwehren, sowie die Verbreiterung innergesellschaftlicher Konfliktpotenziale mit dem Erstarken der Arbeiterschaft und der Formulierung der sozialen Frage zu einer Differenzierung der auf physischer Gewalt beruhender Herrschaftsmittel. Dass diese Ausdifferenzierung auch in der Bundesrepublik Deutschland fortbestehen soll, ist vor dem Postulat der Gewaltenteilung parlamentarischer Demokratien nahe liegend, beruht aber dennoch auf einer politischen Setzung. Die veränderten Organisationsstrukturen staatlicher Mittel physischer Gewalt in anderen westlichen Ländern und die schwelende Diskussion um einen Beitrag der Bundeswehr zur „Inneren Sicherheit“ deuten darauf hin, dass

auch das deutsche Militär in absehbarer Zeit eine direkte Rolle im Bezug auf innergesellschaftliche Herrschaft spielen könnte. Die Existenz eines organisationalen Feldes staatlichen Gewaltmonopols geht heute einher mit der postmodernen Entdifferenzierung der Welt unter dem Vorzeichen eines erweiterten Sicherheitsbegriffes. Ein Blick in die Geschichte sowie die totalisierende Entgrenzung staatlicher Machtmittel im Rahmen des Kampfes gegen Terrorismus lassen es möglich erscheinen, dass deutsche Truppen nicht nur wieder im Ausland sondern bald auch im Inland eingesetzt werden. In Auslandseinsätzen, die durch ständige räumliche Trennung von Familie und privatem Umfeld, das Leben im Militärlager und die mögliche Bedrohung von Leib und Leben des einzelnen Soldaten geprägt sind, entwickeln sich bereits jetzt Teile der Militärorganisation zur ‚Totalen Institution‘. Die potenzielle Wandlungsmöglichkeit der Militärorganisation des alltäglichen Friedenbetriebs zur totalen Institution des Einsatzes kennzeichnet bereits den Dienstalltag im militärischen Alltag. Daraus folgt, dass das Militär eine dualistische Organisation ist, die sich durch ihre spezifische Aufgabenstellung von anderen staatlichen Großbürokratien unterscheidet. Grundsätzlich kann nicht nur ‚Kampftruppe‘, sondern können auch alle weiteren Truppenarten (,Kampfunterstützungstruppe‘, ‚Führungstruppe‘, ‚Einsatzunterstützungstruppe‘ etc.) in militärische Gefechte verwickelt werden, weswegen letztlich das Militär als Ganzes durch die totalisierende Logik der Außeralltäglichkeit geprägt ist.

In ihrer sozialen Praxis zeigt das militärische Feld im Friedensbetrieb die Charakteristika von ‚greedy institutions‘ (Coser 1974) und im Einsatz der totalen Institution im Sinne Goffmanns [1961]. Es konstituiert eine soziale Welt, in welcher der Sozialverband die Privatsphäre des Individuums mittels permanenter formaler und informeller Kontrolle selbst bis in den Spind durchdringt. Das militärische Feld setzt einen festen Handlungsrahmen, der kaum Freiräume für die Ausgestaltung einer eigenen, selbstbestimmten Rolle ermöglicht, denn abweichendes Verhalten wird sowohl von der Organisation als auch in den informellen Kleingruppen bestraft. Besonders das Ausbildungssystem und die autoritäre Befehlsstruktur forciert die Herausbildung einer spezifisch militärischen Kultur. Unter dem Begriff der Teilkultur wird ein speziell ausgeprägtes ‚Milieu‘ innerhalb von Sektoren der Gesamtgesellschaft verstanden, in denen sich von der Gesamtgesellschaft divergierende Deutungsmuster, Wertvorstellungen und Normen entwickeln. Die in der modernen Militärsoziologie geläufigen Konstrukte ‚total institution‘ und ‚greedy institution‘, die zur Kennzeichnung des Militär oftmals herangezogen werden, können gewinnbringend in das neu entwickelte Konstrukt *gewaltsame Körperschaft* integriert werden. Eingefahrene Sichtweisen auf das Militär lassen sich anhand dieses Konstrukts überprüfen und bislang unberücksichtigte Aspekte am Militär erkennen.

Gegenüber anderen sozialen Verbänden zeichnet sich das Militär nicht nur durch höhere Zwanghaftigkeit aus, sondern dadurch dass es das für Organisationen entscheidende Kriterium der bloßen Teilmitgliedschaft nicht völlig erfüllt. Vielmehr ist es für das Militär, zunächst begrenzt im Friedensbetrieb und gänzlich im Einsatz, konstitutiv, dass es die ganze Person des Soldaten für sich beansprucht. Damit geht einher, dass das Militär eher eine Gemeinschaft als eine bloße Gesellungsform darstellt, denn viele Einzelpersonen bilden im Militär sprichwörtlich einen gemeinsamen Körper. Da das Militär sich nicht nur rein äußerlich, sondern insbesondere das militärische Realitätsprinzip sich durch eine besondere Totalität auszeichnen, ist es sinnvoll diese Körperschaft als gewaltsam zu charakterisieren. Im Rahmen dieser organisationalen Besonderheiten zeichnet sich dann der Soldatenberuf als eine *totale Profession* aus, die durch die ständige direkte Anwesenheit überwiegend anderer Soldaten, ein besonderes Maß an Kontrolle durch Vorgesetzte und die Möglichkeit von Tod und Verwundung im Rahmen der beruflichen Tätigkeit geprägt ist.

Schon in Webers Berufsanalytik ist die grundlegende Spannung von Alltäglichkeit und Außeralltäglichkeit als zentrales Moment angelegt. Mechanismen zur Herausbildung von professionellen Berufen werden mittels der ‚Berufung‘ zu außeralltäglichen Leistungen vor dem Hintergrund des möglichen Eintretens außeralltäglicher Situationen erklärt. Es ist offensichtlich, dass dabei Charisma in Webers diesbezüglichen Überlegungen eine große Rolle spielt. Die aus der Spannung von Orthodoxie und Häresie hervorgehenden Prozesse gestatten es gemäß Bourdieu, die Strukturen und Dynamiken eines sozialen Feldes zu untersuchen und zu erkennen. Dabei erscheint der Habitusbegriff besonders tragfähig die Verbundenheit eines Akteurs mit einem sozialen Feld zu verstehen. Betrachtet man ein soziales Feld wie das Militär, dann wird der Zusammenhang von Beruf und Feld besonders deutlich, da hier alltägliche Bürokratie und außeralltägliche Todeserfahrung aufeinander treffen. Die grundlegende Spannung von Außeralltäglichkeit und Alltäglichkeit manifestiert sich in den feldspezifischen Regeln eines Berufstandes, die innerhalb eines sozialen Feldes vor allem in den sozialen Praktiken dieser Spannungsbewältigung deutlich werden. Gerade einer dualistischen Organisation wie dem Militär wohnt diese Spannung inne.

Die laut Bourdieu für alle sozialen Felder konstitutive Konkurrenz in Form des Gegensatzes von Orthodoxie und Häresie findet sich bereits in Webers berufssoziologischen Überlegungen. Weber unterscheidet zwischen der Außeralltäglichkeit und der Veralltäglichung des einstig charismatischen Handelns zu einer traditionalen Legitimation des schöpferischen Handelns in Form eines Berufstandes. Zwar ist die alltägliche Erbringung von ehedem außeralltäglichen Leistungen das Hauptcharakteristikum des ständischen Berufes, doch bleibt das

charismatische Kernelement erhalten. Es entsteht eine Spannung zwischen Banalisierung und Entbanalisierung, Routinisierung und Entroutinisierung, die sich im Kampf zwischen den Verteidigern der bestehenden symbolischen Ordnung und denen, die zur Rückkehr zu einer vermeintlich ursprünglichen Reinheit tendieren. Dies mag ein sehr guter Ansatzpunkt für Bourdieus Annahme sein, dass die neu eingetretenen Akteure eines Feldes sich durch Teilrevolutionen von den Altvorderen zu distanzieren wissen. Dies kann durch Forderungen nach Reform oder aber nach Regeneration durch Rückbesinnung auf verlorene Werte geschehen. Die uneigennützigen Werte der soldatischen Ehrengesellschaft, welche sich aus Tradition sowie Feldeffekt konstituiert, und die eigennützigen Werte der kapitalistischen ‚Leistungsgesellschaft‘ stoßen in diesem sozialen Feld zusammen und führen zur immanenten Widersprüchlichkeit von Militärkultur und bürgerlicher Kultur sowie einer gewissen Scheinheiligkeit bei einigen Akteuren des militärischen Feldes. Der Idealzustand der bürgerlichen Sicherheit, besteht in der Vernunft die die Quellen der Gefährlichkeit zum versiegen bringen soll. Niemals wird der bürokratische Vorgesetzte sich daher getrieben fühlen, das Schicksal in Gefahr freiwillig aufzusuchen, denn das Elementare des Kampfes liegt jenseits seiner Lebensordnung und erscheint als sinnlos und unvernünftig.

Im bürokratisierten Stehenden Heer einer modernen Klassengesellschaft kann freilich kaum jemand gemäß den Vorstellungen eines militärischen Gesinnungssadels interesselos oder ehrenhaft handeln. Desto wichtiger ist es, dementsprechend formelle Praxisformen der Ehre zu pflegen. In der praxeologischen Sozialtheorie Bourdieus kommt den Praxisformen eine besondere Bedeutung bei, um die Wurzeln von Macht und Herrschaft zu erkennen. Der besondere Kniff bei Bourdieus Ansatzes ist, dass er mit Hilfe des Habitusbegriffs zeigen kann, wie die sozialen Akteure die Struktur des sozialen Raums durch ihre soziokulturelle Praxis ständig reproduzieren, denn die Strukturen des sozialen Raums, die bereits vor der Geburt eines sozialen Akteurs vorhanden sind, formen die Dispositionen des Einzelnen zu einem Habitus, der sich zur zweiten Natur eines Menschen verfestigt. Der Habitus generiert also die soziokulturelle Praxis der sozialen Akteure in Form von Lebensstilen, die wiederum die durch soziale Ungleichheit gekennzeichnete Sozialstruktur des sozialen Raums reproduzieren. Dennoch behauptet Bourdieu nicht, die relativ stabilen Strukturen sowie die Habitus seien zeitlos gegeben und könnten sich daher überhaupt nicht wandeln. Genau an dieser zentralen Stelle wäre es wichtig, die spezifischen Gründe für die Entstehung von Situationen herauszufinden, die aufgrund ihrer Äußeralltäglichkeit den Wandel von Strukturen und Habitus begünstigen. Die von ihm sogenannten Teilrevolutionen in den sozialen Feldern können hier als ein Hinweis gelten, doch nimmt Bourdieu nicht an, dass durch diese Teilrevolu-

tionen ein grundlegender Wandel transhistorischer Herrschaftsverhältnisse eintritt, da die Revolten innerhalb eines sozialen Feldes den Grundstock letzter Überzeugungen, auf denen das Spiel beruht, nicht in Frage stellen. Dennoch erwähnt Bourdieu auch die Möglichkeiten des Wechsels in Lebensläufen, bedingt durch kollektive oder individuelle Ereignisse, als einen Faktor, der zu Veränderung führen kann. So kann ein Habitus auf Strukturen von guten oder schlechten Chancen stoßen, was mittels der Veränderungen im Erwartungsniveau zu einer Veränderung des Habitus beitragen kann. Dies kann zu sozialen Krisen und unruhigen Zeiten führen. Leider vermisst man bei Bourdieu weitere Ausführungen zur sozialen Dynamik von Konflikten. Ob oder wie es zu gesamtgesellschaftlichen Veränderungen kommt oder kommen könnte, bleibt somit nur angedeutet.

Doch durch die Einführung technischer Entwicklungen in ein soziales Feld kann sich der Kontext für die Regelanwendung ändern, wodurch für die Akteure Freiräume zur innovativen Anwendung hergebrachter Regeln entstehen. Im Militär wird dies besonders deutlich, wenn man an die weit reichende Bedeutung der Einführung neuer Waffen für die Art der Kriegsführung und für die Machtverteilung nicht nur gegenüber dem äußeren Gegner, sondern auch innerhalb einer Armee denkt. So wurde im Zuge der Einführung der Artillerie als regulärer Waffengattung das Offizierkorps der absolutistischen Armeen auch für Bürgerliche geöffnet, da u.a. nur sie über das notwendige mathematische Wissen durch ihre schulische Vorbildung verfügten. Aristokraten und Bürgerliche traten im Offizierkorps fortan in Konkurrenz zueinander. Dadurch konnte und kann es zu einer kreativen Interpretation bestehender Regeln kommen, welche der Kontextualität von Strukturen eine größere Bedeutung zukommen ließe, als Bourdieu ihr einräumen würde. Die interpretative Deutung und Anwendung von Regeln ermöglicht gerade denjenigen Akteuren, die sich u.a. technische Innovationen zu Eigen machen, neuartige Formen der Sinndeutung bestehender Regeln. Entwicklungen also, die zwar außerhalb eines bestimmten sozialen Feldes stattfinden, aber durch kreative Akteure aufgenommen und interpretiert werden können. Das Handeln von Akteuren wäre dann zwar noch immer interessensorientiert konzipiert, doch erlaubt eine solche Erweiterung des handlungstheoretischen Gehalts von Bourdieus praxeologischen Ansatzes, die Bedeutung von Lernprozessen besser zu verstehen und damit Veränderungen in der sozialen Praxis besser zu erklären. Das *soldatische Entbehrungsethos*, das sich aus vielen traditionellen Vorstellungen und Bildern vom Soldaten zusammensetzt und dem Repertoire konservativen Denkens und soldatischer Tugenden von Gehorsam, Treue, Disziplin, Anstand, Wahrhaftigkeit, Ehre und Opferbereitschaft entspringt, prägt den *soldatischen Habitus*. Just diese Orientierung an den militärischen Werten, Prinzipien und Tugenden der Aufopferungsbereitschaft und Uneigennützigkeit mö-

gen das scheinbare Paradox eines objektiven Sinns ohne subjektive Intention, den der Habitus verkörpert, hinsichtlich angemessenen und erfolgreichen Handelns im Militär an deutlichsten beschreiben.

Die feldspezifischen Effekte auf Habitus, Interaktionsformen etc. und die symbolische Ordnung als Reproduktionsmechanismus der Feldeffekte sind in einem engen sozialen Feld wie dem Militär schwer trennbar. Es zeigte sich daher bei der Analyse des militärischen Feldes von Deutschland, dass die Aufteilung der Ebenen in Feldeffekte und ihrer symbolischer Reproduktionsmechanismen empirisch schwer darstellbar sind, obwohl sie analytisch richtig ist. Deutlich ist hingegen, dass ein passendes Auftreten eines Neuankömmlings und die Zur-schaustellung der richtigen Charaktereigenschaften dann gelingt, sobald der angemessene *soldatische Habitus* entwickelt ist. Der *Korpsgeist* der Offiziere erlaubt es insbesondere dieser Statusgruppe das militärische Prinzip des *Homo militaris* selbst im bürokratischen Dienstalltag durchzuhalten.

Die Dauerhaftigkeit von Strukturen stellt für Bourdieu die Voraussetzung für den Vollzug der Handlungsrelationen dar. Während sich die Bestimmung des Ensembles von Machtfeldern, in denen um die Etablierung zwingender Normen gekämpft wird, auf Webers Diktum vom Staat als Träger des „Monopols der legitimen, d.h. als legitim angesehen, Gewaltsamkeit“ bezieht, geht Bourdieu mit seiner Differenzierung von einerseits permanent unsichtbar wirkenden strukturalen Relationen und andererseits in Feldern zu aktualisierenden Handlungsrelationen jedoch über Weber hinaus. Dass die bestehenden Ordnungen der Ungleichheit von den Unterprivilegierten überwiegend nicht als Problem betrachtet werden, stellt für Bourdieu eine Angelegenheit dar, die er begreifen möchte. Die höchst erstaunliche Leichtigkeit, mit der die Herrschenden ihre Herrschaft durchsetzen, erklärt Bourdieu nicht wie Weber als Anerkennung der Legitimität in einem freien Bewusstseinsakt, sondern mittels der unmittelbaren, präreflexiven Übereinstimmung zwischen inkorporierten und objektiven Strukturen.

Mit der Monopolisierung der Gewalt in den Händen des Staates wurde das Militär neben den Polizeikräften zur einzigen Instanz, die staatlich legitimiert ist, direkte Gewalt anzuwenden und das gesellschaftliche Tötungstabu brechen darf. Um seine Funktionsweise sicherzustellen, wird dem Militär zugebilligt, Regeln und Strukturen auszubilden, die von den übergeordneten gesellschaftlichen Sitten abweichen und bisweilen kollektive Normen durchzusetzen, die innerhalb der zivilen Gesellschaft weniger Bedeutung besitzen oder sogar negativ bewertet werden – somit eine Teilkultur auszubilden. Diese einzigartige Stellung innerhalb des politischen Systems lässt insbesondere das Stehende Heer zu einer zentralen Institution werden, welche politische Herrschaftsverhältnisse etablieren

und aufrechterhalten kann. Umso wichtiger ist für die Herrschenden die Kontrolle über die Funktionsweise, Normen und Mitglieder des Militärs.

Das militärische Feld bündelt *institutioneller Gewalt* in ihren die drei Ausprägungen (direkt, potenziell, symbolisch), da ihm als Institution nicht nur eine ordnungsstiftende sondern auch orientierungsstiftende Funktion sowohl in den Außenbeziehungen eines Landes als auch innergesellschaftlich zukommt. Das Konzept der institutionellen Gewalt ist in der Lage das Stehende Heer als einer zentrale Gewaltinstitution der gesamten Gesellschaft zu verstehen und das Bindungsverhältnis von gesellschaftlicher Herrschaft, Macht und Gewaltksamkeit deutlich machen. Von der modernen Militärsoziologie ist die gesellschaftliche Bedeutung institutioneller Gewalt sowie die Phänomene der Repräsentation, der Anwendung und des Erleidens verschiedener Formen von Gewaltksamkeit in Militär und ziviler Gesellschaft bislang kaum berücksichtigt worden. Obwohl auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch zu ganzheitlichen – das Militär einbeziehende – gesellschaftstheoretischen Analysen aufgerufen wurde (v. Wiese 1950; Below 1957), kam es nach 1945 zu einem Bruch im akademischen Interesse am Zusammenhang von Sozialordnung und Militär. Die im Zuge des Zweiten Weltkriegs entstehende moderne Militärsoziologie hat sich weniger intensiv und grundsätzlich mit dem Verhältnis von Militär, ziviler Gesellschaft und Ökonomie beschäftigt als vielmehr mit Fragen, welche die individuelle Motivation und das Verhalten des Soldaten, gruppenbezogene Prozesse im Militär, den soldatischen Beruf sowie die Kontrolle des Militärs durch Exekutive und Legislative betreffen (v. Friedeburg 1977 passim).

Ein kritischer militärsoziologischer Ansatz, der „Gewaltksamkeit“ (Weber) zum Ausgangspunkt hat, ist in der Lage das Militär als eine zentrale Gewaltinstitution der gesamten Gesellschaft verstehen. Der Zusammenhang von Militär und institutioneller Gewalt ist auch heute noch ein von den Sozialwissenschaften vernachlässigtes Gebiet. Institutionelle Gewalt ist eine durch physische Sanktionen abgestützte Verfügungsmacht, die den Inhabern hierarchischer Positionen über Untergebene und Abhängige eingeräumt ist (Waldmann 1996 passim). Das Militär bündelt die Ausprägungen institutioneller Gewalt in einzigartiger Weise, da ihm nicht nur eine ordnungsstiftende sondern auch orientierungsstiftende Funktion sowohl in den Außenbeziehungen eines Landes als auch innergesellschaftlich zukommt. Eine ‚Soziologie institutioneller Gewalt‘ – die Herrschafts- und Gewaltsoziologie sowie Militär- und Kriegssoziologie bündelte – besäße den unschätzbaren Vorteil, dass Gewaltksamkeit nicht nur als direkte Gewalt zwischen Individuen, Gruppen oder Staaten verstanden wird, sondern auch das Bindungsverhältnis von gesellschaftlicher Herrschaft, Macht und Gewaltksamkeit deutlich wird. Das Militär als integrale Institution gesellschaftlicher Gewaltksam-

keit zu betrachten, birgt den Auftrag und die Chance den Skeptizismus des Verstandes mit dem Optimismus des Willens zu verbinden.

Anhang

Anhang 1: unvollkommene Liste Militärdeutsch

aufschlagen: an einem Ort ankommen

im Zulauf: bestellt

aufsitzen: in ein Fahrzeug einsteigen

absitzen: aus einem Fahrzeug aussteigen

Essen fassen: Essen holen

Stehzeit: Verweildauer auf einem Dienstposten

mit Masse: vor allem; schwerpunktmäßig

eintackten; einsteuern: auf den Dienstweg bringen; einen Soldaten auf den richtigen Dienstposten platzieren, um seine Laufbahn positiv zu gestalten.

in der ‚Lage‘ sein: unterrichtet/informiert sein; mit etwas Vertraut sein

zielführend: zweckmäßig

aus der Bewegung dazu stoßen: sich unterwegs anschließen

koppeln: etwas miteinander besprechen

verlegen: den Ort wechseln

einrücken: hineingehen

empfangen: erhalten

Verwendung: einen Dienstposten bekleiden

Literatur

- Abrams, Philip (1965): The Late Profession of Arms. Ambiguous Goals and Deteriorating Means in Britain. *European Journal of Sociology*, 6, 238-261.
- Ahrens, Jens-Rainer, Maja Apelt & Christiane Bender (Hg.) (2005): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Andersen, Uwe & Wichard Woyke (Hg.) (1992): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Arenth, Joachim & Siegfried Westphal (1993): Gesucht: Weltbürger in Uniform - Gedanken zum Selbstverständnis des deutschen Soldaten. *Information für die Truppe*, 6, 64-67.
- Arenth, Joachim & Siegfried Westphal (1994): „Staatsbürger in Uniform“ + „out-of-area“ = „Weltbürger in Uniform“ – Ein kritischer Beitrag zum Politikbegriff im Reformkonzept Innere Führung, in: Hartmann/ Strittmatter (1994), 125-136.
- Ashkanasy, Neal, Celeste Wilderom & Mark Peterson (Hg.) (2000): Handbook of Organizational Culture and Climate. Thousand Oaks; London: Sage.
- Bahrdt, Hans (1987): Die Gesellschaft und Ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs. München: Beck.
- Bald, Detlef (1982): Der deutsche Offizier. Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Offizierkorps im 20. Jahrhundert. München: Bernard & Graefe.
- Bald, Detlef (1997): Sechs Legenden über Wehrpflicht. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 6, 731-741.
- Bald, Detlef (1999): Paradigmenwechsel der Militärpolitik. *Mittelweg 36*, 5, 23-32.
- Bald, Detlef (2002): Die Reform der Bundeswehr und eine zeitgemäße Innere Führung. Fünfzehn Thesen und Anregungen. In: Bald/Prüfert (2002): 13-22.

- Bald, Detlef (2005): Die Bundeswehr. Eine kritische Geschichte 1955-2005. München: Beck.
- Bald, Detlef & Andreas Prüfert (Hg.) (2002): Innere Führung. Ein Plädoyer für eine zweite Militärreform. Baden-Baden: Nomos.
- Barrett, Frank (1999): Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine. In: Eifler/Seifert (1999): 71-91.
- Barth, Peter (Hg.) (1982): Die Bundeswehr in Staats und Gesellschaft. München: Bayerische Landeszentrale für Politische Bildung.
- Bass, Bernard (1997). Transformational Leadership: Industrial, Military, and Educational Impact. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.
- Battistelli, Fabrizio (1991): Four Dilemmas for Military Organizations. In: Kuhlmann/Dandecker (1991): 1-19.
- von Baudissin, Wolf Graf (1969): Soldat für den Frieden. Entwürfe für eine zeitgemäße Bundeswehr. Hg. von Peter v. Schubert. München: Piper.
- von Baudissin, Wolf Graf (1982): Nie wieder Sieg! Programmatische Schriften 1951-1981. Hg. von Cornelia Bührle & Claus v. Rosen. München: Piper.
- von Baudissin, Wolf Graf (1986): Dreißig Jahre Bundeswehr – Licht und Schatten. In: Borkenhagen (1986): 12-24.
- Beck, Ulrich (Hg.) (1982): Soziologie und Praxis. Sonderband 1, *Soziale Welt*, Göttingen: Schwarz.
- Becker, Susanne (2004): Die Medaillenmacher. *Y. Magazin der Bundeswehr*, 4: 3, 60-63.
- Below, Fritz (1957): Armee und Soldat im Atomzeitalter. Karlsruhe: Stahlberg.
- Benda, Ernst (1992): Freiheitlich-demokratische Grundordnung. In: Andersen/Woyke (1992), 162-163.
- Benjamin, Walter (1991a): Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann & Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1991b): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Dritte Fassung). In: Ders., 471-508.
- Berger, Peter & Thomas Luckmann (2000 [1969⁵]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berlin, Isaiah (1969 [1958]). Four Essays on Liberty. Oxford University Press.
- Biehl, Heiko (1998): Die neue Bundeswehr. Wege und Probleme der Anpassung der deutschen Streitkräfte an die außen- und sicherheitspolitischen Herausforderungen nach dem Ende des Kalten Krieges. SOWI-Arbeitspapier Nr 112. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Biehl, Heiko & Nina Leonhard (2005): Militär und Tradition. In: Leonhard/Werkner (2005): 216-239.

- Birk, Eberhard (2004): Geschichte, Historische Bildung und Tradition – ein integrativer Ansatz. *Information für die Truppe. Zeitschrift für Innere Führung (IFDT)*, 2, 40-47.
- Bondy, Harry (2002): Selection, Personality Type and Culture in the Army and the Canadian Forces. Vortragsmanuskript; Inter-University Seminar on Armed Forces and Society Canada, Kingston, Kanada.
- Bondy, Harry (2004): The New New Regimental System. *Canadian Army Journal*, Vol. 7, 1: 76-85.
- Bonnemann, Arwed & Christine Posner (2000): Das Offizierberufsbild im Wandel? Teilbericht aus der UniBw-Studentenbefragung 1999. HDZ der Universität der Bundeswehr Hamburg, Manuskript.
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1976 [1972]): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'éthnologie kabyle*).
- Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *La distinction. Critique sociale du judgement*).
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel (1983), 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987 [1980a]): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Le sens pratique*).
- Bourdieu, Pierre (1989): Antworten auf einige Einwände. In: Eder (1989), 395-410.
- Bourdieu, Pierre (1991): Die Intellektuellen und die Macht. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Bourdieu, Pierre (1992a [1984]): Homo academicus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992b [1987]): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Choses dites*).
- Bourdieu, Pierre (1992c): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Bourdieu, Pierre (1993a [1980b]): Soziologische Fragen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Questions de sociologie*).

- Bourdieu, Pierre (1993b [1982]): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bourdieu, Pierre (1996a [1989]): The State Nobility. Elite Schools in the Field of Power. Cambridge: Polity Press (frz.: *La noblesse d'État. Grandes écoles et esprit de corps*).
- Bourdieu, Pierre (1996b): Über die Beziehung zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael. *Geschichte und Gesellschaft*, 22: 62-89.
- Bourdieu, Pierre (1997a): Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Bourdieu, Pierre (1997b): Die männliche Herrschaft. In: Dölling/Krais (1997), 153-217.
- Bourdieu, Pierre (1998 [1994]): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*).
- Bourdieu, Pierre (2000): Das religiöse Feld. Konstanz: Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre & Jean-Claude Passeron (Hg.) (1973a): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre & Jean-Claude Passeron (Hg.) (1973b): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. In: Dies. (1973a), 7-87.
- Bourdieu, Pierre & Loïc Wacquant (Hg.) (1996a [1992]): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Réponses. Pour une anthropologie réflexive*).
- Bourdieu, Pierre & Loïc Wacquant (1996b): Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Dies. (1996a), 95-249.
- Bourdieu, Pierre & Loïc Wacquant (1996c): Die symbolische Gewalt. In: Dies. (1996a), 175-211.
- Borkenhagen, Franz (Hg.) (1986): Bundeswehr – Demokratie in oliv?: Streitkräfte im Wandel. Berlin et al.: Dietz Nachfahren.
- Burghardt, Anton (1979): Einführung zur Militärsoziologie. Wien: Österreichische Gesellschaft zur Förderung der Landesverteidigung.
- von Bredow, Wilfried (1983): Moderner Militarismus. Analyse und Kritik. Stuttgart: Kohlhammer.
- von Bredow, Wilfried & Gerhard Kümmel (2000): Krieger und Diplomaten. *Die politische Meinung*, 45, 368: 5-11.

- Breuer, Stefan (1991): Max Webers Herrschaftssoziologie. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Fink.
- Brozsat, Martin, Klaus-Dietmar Henke & Hans Woller (Hg.) (1988): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland. München: Oldenbourg.
- Brunner, Otto, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hg.) (1972-1990): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Budde, Hans-Otto (2004a): Im Verbund die Herausforderungen meistern. *Bw aktuell* 40, 13: 8-9.
- Budde, Hans-Otto (2004b): Die Weiterentwicklung des Heeres. *Soldat und Technik* 6: 8-12.
- Bundeskriminalamt (Hg.) (1986): Was ist Gewalt? Auseinandersetzungen mit einem Begriff, Bd. 1: Strafrechtliche und Sozialwissenschaftliche Darlegungen. Wiesbaden.
- Burghardt, Anton (1979): Einführung zur Militärsoziologie. Wien: Österreichische Gesellschaft zur Förderung der Landesverteidigung.
- Burk, James (1999): Military Culture. In: Kurtz (1999): 447–462.
- Burk, James (2002): Theories of Democratic Civil-Military Relations. *Armed Forces & Society*, 29, 1: 7-29.
- Burnheim, John (1985): Is Democracy Possible? The alternative to electoral politics. Berkely; Los Angeles: University of California.
- Caforio, Giuseppe (Hg.) (2003): The Handbook of the Sociology of the Military. New York: Kluwer.
- von Clausewitz, Carl (1966 [1832]): Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Bonn: Dümmler.
- Cockshott, W. Paul & Allin Cottrell (1993): Towards a New Socialism. Nottingham: Spokesman.
- Coleman, James (1979): Macht und Gesellschaftsstruktur. Tübingen: Mohr.
- Collmer, Sabine & Gerhard Kümmel (Hg.) (2005): Ein Job wie jeder andere? Zum Selbst- und Berufsverständnis von Soldaten. Baden-Baden: Nomos.
- Coates, Charles & Roland Pellegrin (1965): Military Sociology: A Study of American Military Institutions and Military Life. Maryland: The Social Science Press.
- Coker, Christopher (2002): Waging War without Warriors? The Changing Culture of Military Conflict. London: Lynne Rienner.

- Comte, Auguste (1923²): Die Soziologie. Drei Bände. Jena: G. Fischer Verlag (frz.: *La sociologie*).
- Conze, Eckart & Monika Wienfort (Hg.) (2004): Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert. Köln: Böhlau.
- Coppi, Hans & Geetje Andresen (Hg.) (1999): Dieser Tod paßt zu mir. Harro Schulze-Boysen – Grenzgänger im Widerstand. Briefe 1915 bis 1942. Berlin: Aufbau.
- Cornell, Saul (1999): The Other Founders. Anti-Federalism and the Dissenting Tradition in America, 1788 - 1828. Chapel Hill: The University of North Carolina Press.
- Coser, Lewis (1974): Greedy institutions: Patterns of undivided commitment. New York: Free Press.
- van Creveld, Martin (2001): Frauen und Krieg. München: Gerling (engl.: *Men, Women, and War*).
- Däniker, Gustav (1992): Wende Golfkrieg. Vom Wesen und Gebrauch künftiger Streitkräfte. Frauenfeld: Huber.
- Däniker, Kathrin (1999): Die Truppe – ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende. In: Eifler/Seifert (1999), 110-134.
- D'Amico, Francine (2003): Staatsbürgerstatus und Militär in den USA: Die Bedeutung von Klasse, Gender und Sexualität für den staatsbürgerlichen Status. In: Seifert/Eifler (2003), 278-292.
- DeGroot, Gerard (2000): Introduction: Arms and the Woman. In: DeGroot/ Peniston-Bird (2000), 3-17.
- DeGroot, Gerard & Corinna Peniston-Bird (2000): A Soldier and a Woman. Sexual Integration in the Military. Harlow: Pearson Education.
- Demeter, Karl (1965 [1930/1962]): The German Officer-Corps in Society and State 1650-1945. London: Weidenfeld and Nicolson (dt.: *Das Deutsche Offizierkorps in seinen historischen-soziologischen Grundlagen/Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945*).
- Diefenbach, Karl (2001): Von Himmerod zum Kosovo. Kontinuität der Inneren Führung. *Information für die Truppe*, Reader Sicherheitspolitik VII.4., 10-24.
- DiMaggio, Paul & Walter Powell (Hg.) (1991a): The New Institutionalism in Organizational Analysis, Chicago: University of Chicago Press.
- DiMaggio, Paul & Walter Powell (1991b): The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields. In: Powell/DiMaggio (1991a), 63-82.

- Döge, Peter & Michael Meuser (Hg.) (2001): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Dölling, Irene & Beate Krais (Hg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- van Doorn, Jacques (1975): The Soldier and Social Change. Beverly Hills; London: Sage.
- Dörfler-Diercken, Angelika (2005): Ethische Fundamente der Inneren Führung. *SOWI-Berichte* Nr. 77. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Dyer, Gwynne (2005): War. Toronto: Vintage Canada.
- Ebeling, Klaus, Anja Seiffert & Rainer Senger (2002): Ethische Fundamente der Inneren Führung. SOWI-Arbeitspapier Nr. 132, Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Ebrecht, Jörg & Frank Hillebrandt (Hg.) (2002): Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft – Anwendungen – Perspektiven. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Eder, Klaus (Hg.) (1989a): Klassenlage, Lebensstil uns kulturelle Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (1989b): Klassentheorie als Gesellschaftstheorie. Bourdieus dreifache kulturtheoretische Brechung der traditionellen Klassentheorie. In: Ders. (1989a), 15-42.
- Eder, Klaus (1999): Multikulturalität als Dilemma. In: Hess/Wulf (1999): 39-46.
- Eder, Klaus (2001): Institution. In: Liebau et al. (2001): 19-34.
- Eifler, Christine & Ruth Seifert (Hg.) (1999): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Elbe, Martin (2004): Der Offizier – Ethos, Habitus, Berufsverständnis. In: Gareis/Klein (2004), 418-431.
- Elbe, Martin & Gregor Richter (2005): Militär: Organisation und Institution. In: Leonhard/Werkner (2005a), 136-156.
- Elias, Norbert (1997 [1939]): Über den Prozess der Zivilisation. 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elzinga, Aant (1975): Objectivity and Partisanship in Science. *Ethnos*, 1 (4), 406-427.
- Engels, Friedrich (1961 [1857]): Armee. In: MEW, Band 14, 5-48.
- Engels, Friedrich (1962 [1865:]): Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei. In: MEW, Band 16: 37-78.
- Engels, Friedrich (1962 [1878/1894³]): Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. In: MEW, Band 20, 1-303.

- Engels, Friedrich (1963 [1893]): Kann Europa abrüsten? In: MEW, Band 22, 369-399.
- Euskirchen, Markus (2005): Militärrituale. Analyse und Kritik eines Herrschaftsinstruments. Köln: PapyRossa.
- Fernau, Heribert (1987): Miliz – Zur Klärung eines Begriffes. Wien: Institut für Militärische Sicherheitspolitik an der Landesverteidigungsakademie.
- Finer, Samuel (2002 [1962]): The Man on Horseback. The Role of the Military in Politics. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Flick, Uwe (2004): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foucault, Michel (1994 [1975]): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *Surveiller et punir. La naissance de la prison*).
- Fournier, Véalerie (1998): Stories of Development and Exploitation: Militant Voices in an Enterprise Culture. *Organization*, 5, 1: 55-80.
- Fournier, Véalerie (1999): The Appeal to „Professionalism“ as a Disciplinary Mechanism. *Social Review* 47, 2: 280-307.
- Freidson, Eliot. (1994): Professionalism Reborn: Theory, Prophecy and Policy. Cambridge: Polity.
- Frevert, Ute (1996): Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit. In: Kühne (1996), 69-87.
- Frevert, Ute (Hg.) (1997a): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frevert, Ute (1997b): Das jakobinische Modell. Allgemeine Wehrpflicht und Nationenbildung in Preußen-Deutschland. In: Frevert (1997a), 17-47.
- von Friedeburg, Ludwig (1966): Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik. In: Picht (1966), 10-65.
- von Friedeburg, Ludwig (1977): Militärsoziologie. In: Zoll et. al. (1977), 199-208.
- Gareis, Sven & Paul Klein (Hg.) (2004): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft.
- Geertz, Clifford (1973): The Interpretation of Cultures. New York: Basic Books.
- Gerth, Hans & C. Wright Mills (1954): Character and Social Structure. The Psychology of Social Institutions. London: Routledge & Kegan Paul.
- Geser, Hans (1983): Soziologische Aspekte der Organisationsformen in der Armee und in der Wirtschaft. In: Wachtler (1983a), 140-164.
- Gödickmeier, Silvio & Martin Schlossmacher (2006): Soldatenfamilien im Einsatz. Berlin: Miles.

- Göhler, Gerhard (Hg.) (1987a): Grundfragen der Theorie politischer Institutionen. Forschungsstand, Probleme, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Göhler, Gerhard (1987b): Institutionenlehre und Institutionentheorie in der deutschen Politikwissenschaft nach 1945. In: Ders. (1987a), 15-47.
- Göhler, Gerhard & Ansgar Klein (1993): Politische Theorien des 19. Jahrhunderts. In: Lieber (1993), 259-656.
- Goffman, Erving (1961): Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients. New York: Anchor.
- Goffman, Erving (1971 [1967]): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (engl.: *Interaction Rituals*).
- Gramsci, Antonio (1983): Marxismus und Kultur. Ideologie, Alltag und Literatur. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Greiffenhagen, Martin (1971): Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. München: Piper.
- Grochla, Erwin (Hg.) (1980): Handwörterbuch der Organisation. Stuttgart: Poeschel.
- Haas, Erika (Hg.) (1995): Verwirrung der Geschlechter. Feminismus und Dekonstruktion. München, Wien: Profil Verlag.
- vom Hagen, Ulrich & Björn Kilian (Hg.) (2005): Perspektiven der Inneren Führung. Zur gesellschaftlichen Integration der Bundeswehr. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- vom Hagen, Ulrich (Hg.) (2006): Armee in der Demokratie. Zum Verhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft.
- Halliday, Terence & Morris Janowitz (Hg.) (1992): Sociology and Its Publics. Chicago: University of Chicago Press.
- Haltiner, Karl (1998): Mass Armies in Western Europe. In: Vlachová (1998), 38-63.
- Haltiner, Karl & Paul Klein (Hg.) (2002a): Europas Armeen im Umbruch. Baden-Baden: Nomos.
- Haltiner, Karl & Paul Klein (2002b): Europas Streitkräfte im Umbruch – Trends und Gemeinsamkeiten. In: Dies. (2002a), 7-22.
- Hamann, Rudolf (2000): Abschied vom Staatsbürger in Uniform. Fünf Thesen zum Verfall der Inneren Führung. In: Klein/Walz (2000), 61-79.
- Harries-Jenkins, Gwyn (2003): Professional Groups and Subgroups in the Contemporary Military. Challenges and Opportunities. Report for the CRMI-Project. Kingston: Canadian Forces Leadership Institute.

- Hartmann, Uwe & Meike Strittmatter (Hg.) (1994): Reform und Beteiligung – Ideen und innovative Konzepte für die Innere Führung der Bundeswehr. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hartmann, Uwe & Christian Walther (Hg.) (1995): Der Soldat in einer Welt im Wandel. München: Olzog.
- Haubl, Rolf (1988): „.... wo Männer noch Männer sind!“ Zur Sozialisation des Homo clausus im Militär. In: Vogt (1988), 57-68.
- Heinen, Klaus (Hg.) (1990): Bundeswehr im Umbruch? Sinn-Fragen der Inneren Führung. München et al: Mering.
- Heins, Volker & Jens Warburg (2004): Kampf der Zivilisten. Militär und Gesellschaft im Wandel. Bielefeld: Transcript.
- von Heiseler, Johannes (1966): Militär und Technik. Arbeitssoziologische Studien zum Einfluß der Technisierung auf die Sozialstruktur des modernen Militärs. In: Picht (1966), 66-158.
- Herbell, Hajo (1969): Staatsbürger in Uniform 1789 bis 1961. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Demokratie und Militarismus in Deutschland. Berlin: Deutscher Militärverlag.
- Herkommer, Sebastian (2004): Metamorphosen der Ideologie. Zur Analyse des Neoliberalismus durch Pierre Bourdieu und aus marxistischer Perspektive. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Hess, Remi & Christoph Wulf (Hg.) (1999): Grenzgänge. Über den Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden. Frankfurt & New York: Campus.
- Hintze, Otto (1906): Staatsverfassung und Heeresverfassung. In: (Ders.) (1970): 52-83.
- Hintze, Otto (1970 [1906]): Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur Allgemeinen Verfassungsgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hofbauer, Johanna (1992): Der soziale Raum ‚Betrieb‘. Zur Strukturierung der betrieblichen Sozialwelt aus der Sicht der bourdieuschen Sozialtheorie. Berlin: WZB Discussion Paper. Nr. FS II, 92-201.
- Hoffmann-Lange, Ursula (1992): Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik. Opladen: Leske + Budrich.
- von Humboldt, Wilhelm (2002 [1792]): Idee zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Stuttgart: Reclam.
- Hume, David (1988 [1758]): Politische und ökonomische Essays. Teilband 1. Hamburg: Meiner.
- Huntington, Samuel (1981 [1957]): The Soldier and the State. The Theory and Politics of Civil-Military Relations. Cambridge: Harvard University Press.

- Ignatieff, Michael (1998): The Warrior's Honor. Ethnic War and the Modern Conscience. London: Chatto & Windus.
- Janning, Frank (2002): Habitus und Organisation. Ertrag der Bourdieuschen Problemformulierungen und alternative Konzeptionalisierungsvorschläge. In: Ebrecht/Hillebrandt (2002), 97-123.
- Janowitz, Morris (1964 [1960]): The professional soldier. A social and political portrait. New York: Free Press.
- Janowitz, Morris (1983): The Reconstruction of Patriotism. Education for Civic Consciousness. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Janowitz, Morris & Roger Little (1965²): Sociology and the Military Establishment. New York: Russell Sage Foundation.
- Jans, Nick & David Schmidtchen (2002): The Real C-cubed: Culture, Careers and Climate and How They Affect Military Capability. Canberra: Strategic and Defence Studies Centre.
- Japp, Klaus (2003): Zur Soziologie des fundamentalistischen Terrorismus. *Soziale Systeme* 9, 1/03: 54-87.
- Joas, Hans (2000): Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Johnson, Terence (1972): Professions and Power. London: Macmillan.
- Johnson, Chalmers (2007): Republic or Empire? A national Intelligence Estimate on the United States. *Harper's Magazine*. Vol. 314 (N° 1880), 63-69.
- Jung, Matthias (1990): Die Bundeswehr-Elite. Eine Bestandaufnahme nach 30 Jahren. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (1990), 109-123.
- Kaelble, Hartmut & Jürgen Schriewer (Hg.) (1998): Gesellschaften im Vergleich. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Kaldrack, Gerd (1982): Soldat und Politik. Der Umgang mit Politik – ein Problem für Soldaten. In: Barth (1982), 77-112.
- Kant, Immanuel (1964): Werke. Band VI. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Katz, Daniel & Robert Kahn (1978²): The Social Psychology of Organizations. New York: Wiley & Sons.
- Keller, Jörg (2000): Leadership – ein folgenschwerer Irrtum? Eine Kritik militärischer Führungsvorstellungen. In Kutz/Weyland (2000), 140-177.
- Keller, Jörg (2006): Mythos Auftragstaktik. In: v. Hagen (2006), 141-163.
- Kernic, Franz (2001a): Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Kernic, Franz (2001b): Entwicklungslinien in der modernen Militärsoziologie. *Österreichische Militärische Zeitschrift* 39 (5): 565-574.

- Kernic, Franz (2001c): Krieg, Gesellschaft und Militär. Eine kultur- und ideengeschichtliche Spurensuche. Baden-Baden: Nomos.
- Kernic, Franz (2003): Kritik der militärischen Gewalt. Frankfurt a.M. et al.: Lang.
- von Kielmansegg, Johann Adolf (1991): Der Krieg ist der Ernstfall. *Truppenpraxis*, 3: 304-307.
- Kersten, Arndt (2002): Die Herausforderung an das Konzept Innere Führung unter besonderer Berücksichtigung von Bundeswehrreform und gesellschaftlicher Entwicklung. In: Kümmel/Collmer (2002), 183-251.
- Kirkels, Harry, Wim Klinkert & René Moelker (Hg.) (2003): Officer Education. The Road to Athens! Breda: Royal Netherlands Military Academy.
- Kister, Kurt & Paul Klein (Hg.) (1989): Staatsbürger in Uniform – Wunschkbild oder gelebte Realität? Baden-Baden: Nomos.
- Kjellberg, Francesco (1965): Some Cultural Aspects of the Military Profession. *Archives Européennes de Sociologie* 6: 447-462.
- Klein, Paul & Rolf Zimmermann (Hg.) (1997): Die zukünftige Wehrstruktur der Bundeswehr. Notwendige Anpassung oder Weg zur Zwei-Klassen-Armee? Baden-Baden: Nomos
- Klein, Paul & Dieter Walz (Hg.) (2000): Die Bundeswehr an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Baden-Baden: Nomos.
- Klein, Uta (2001a): Militär und Geschlecht in Israel. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Klein, Uta (2001b): Wehrdienst in Israel. Seine Bedeutung für das Männlichkeitsverständnis. In: Döge/Meuser (2001), 85-104.
- Klotz, Johannes (Hg.) (1998): Vorbild Wehrmacht? Wehrmachtsverbrechen und Bundeswehr. Köln: PapyRossa.
- Knöbl, Wolfgang, Gunnar Schmidt (Hg.) (2000): Die Gegenwart des Krieges. Staatliche gewalt in der Moderne. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Kolb, Armin (1990): Plädoyer für ein neues Bild vom Soldaten. In: Heinen (1990), 50-80.
- König, René (Hg.) (1968a): Beiträge zur Militärsoziologie (Sonderheft 12 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.
- König, René (1968b): Einige Bemerkungen zu den speziellen Problemen der Begründung einer Militärsoziologie. In: König (1968a): 7-12.
- König, René (Hg.) (1977): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 9, Stuttgart: Enke.

- Krais, Beate (1989): Soziales Feld, Macht und kulturelle Praxis. Die Untersuchungen Bourdieus über die verschiedenen Fraktionen der „herrschenden Klasse“ in Frankreich. In: Eder (1989), 47-70.
- Krais, Beate & Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld: Transcript.
- Kreckel, Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz.
- Kreisky, Eva & Birgit Sauer (Hg.) (1997a): Das geheime Glossar der Politikwissenschaft. Geschlechtskritische Inspektion der Kategorien einer Disziplin. Frankfurt a.M.; New York: Campus.
- Kreisky, Eva & Birgit Sauer (1997b): Heimlichkeit und Kanonisierung. Einführende Bemerkungen zur Begrifflichkeit in der Politikwissenschaft. In: Dies. (1997a), 7-45.
- Kreß, Claus (1986): Disziplin muß sein – Schikane auch? Als Wehrpflichtiger in der Bundeswehr. In: Borkenhagen (1986), 88-103.
- Kroener, Bernhard (1988): Von der Wehrmacht zur Bundeswehr. In: Brozsat/Henke/Woller (1988), 651-750.
- Kroener, Bernhard (1994): Strukturelle Veränderungen in der militärischen Gesellschaft des Dritten Reiches. In: Prinz/Zitelmann (1994), 267-296.
- Krippendorff, Ekkehart (1988): Militär und Geschlecht: Haben wir genügend Erkenntnisarbeit geleistet? In: Militär und Geschlecht. Beiträge zur Friedensforschung. Themenheft von *Dialog*, 13(4), 7-21.
- Kuhlmann, Jürgen & Christopher Dandecker (Hg.) (1991): Stress and Change in the Military Profession of Today. Forum International Nr. 12, München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Kühne, Thomas (Hg.) (1997): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt a.M.; New York: Campus.
- Kümmel, Gerhard (2005): Backlash am Horizont? Die Bundeswehr und die Integration von Frauen im Praxistest. In: Ahrens et al. (2005), 62-78.
- Kümmel, Gerhard & Andreas Prüfert (Hg.) (2000): Military Sociology. The Richness of a Discipline. Baden-Baden: Nomos.
- Kümmel, Gerhard & Sabine Collmer (Hg.) (2002): Europäische Streitkräfte in der Postmoderne. Baden-Baden: Nomos.
- Kümmel, Gerhard & Sabine Collmer (Hg.) (2003): Soldat-Militär-Politik-Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos.
- Kurtz, Lester (1992): War and Peace on the Sociological Agenda. In: Halliday/Janowitz (1992), 61-98.
- Kurtz, Lester (Hg.) (1999): Encyclopedia of Violence, Peace and Conflict. San Diego: Academic Press.

- Kutz, Martin (1989): Historische Wurzeln und historische Funktion des Konzeptes Innere Führung (1951-1961). In: Kister/Klein (1989), 11-34.
- Kutz Martin (1997): Militär und Gesellschaft im Deutschland der Nachkriegszeit (1946-1995). In: Frevert (1997a), 277-313.
- Kutz, Martin: Berufsbilder und politische Orientierung (1998): Zur soziologischen Typologisierung und politischen Entwicklung des Offizierkorps der Bundeswehr. Beiträge zu Lehre und Forschung, Nr. 6. Hamburg: Führungsakademie der Bundeswehr.
- Kutz, Martin (Hg.) (2004): Gesellschaft, Militär, Krieg und Frieden im Denken von Wolf Graf von Baudissin. Baden-Baden: Nomos.
- Kutz, Martin & Petra Weyland (Hg.) (2000): Europäische Identität? Versuch, kulturelle Aspekte eines Phantoms zu beschreiben. Bremen: Temmen.
- Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.) (1990): Eliten in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart.
- Lasswell, Harold (1941): The Garrison State. *American Journal of Sociology*, 46, 4: 455-468.
- Leersch, Hans-Jürgen (2004): Mit einem politischen Paukenschlag in den Ruhestand. *Die Welt*, 05.03.2004.
- Leistenschneider, Stephan (2002): Auftragstaktik im deutschen Heer 1871-1914. Hamburg et. al.: Mittler & Sohn.
- Lenin, Wladimir (1959/1971): Werke. Berlin: Dietz.
- Lenin, Wladimir (1959 [1917]): Der Kongress der Bauerndeputierten. In: Lenin Werke, Bd. 24, 154-157.
- Leonhard, Nina & Ines-Jacqueline Werkner (Hg.) (2005a): Militärsoziologie – Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Leonhard, Nina & Ines-Jacqueline Werkner (2005b): Militär als Gegenstand der Forschung. In: Dies. (2005a): 13-22.
- Leonhard, Nina & Heiko Biehl (2005): Soldat: Beruf oder Berufung? In: Leonhard/Werkner (2005a), 242-267.
- Lepsius, M. Rainer (1997): Militärwesen und zivile Gesellschaft. In: Frevert (1997a), 359-370.
- Lettke, Frank (1995): Habitus und Strategien ostdeutscher Unternehmer. Trier: Dissertation.
- Lévi-Strauss, Claude (1968 [1962]): Das wilde Denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (frz.: *La pensée sauvage*).
- de Libero, Loretana (2006): Tradition in Zeiten der Transformation: Zum Traditionverständnis der Bundeswehr im frühen 21.Jahrhundert. München: Schöningh.

- Liebau, Eckart, Doris Schumacher-Chilla & Christoph Wulf (Hg.) (2001): Anthropologie pädagogischer Institutionen. Weinheim: Beltz.
- Lieber, Hans-Joachim (Hg.) (1993): Politische Theorien von der Antike bis zur Gegenwart. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Liebknecht, Karl (1958a): Gesammelte Reden und Schriften. Band 1, Berlin: Dietz.
- Liebknecht, Karl (1958b [1907]): Militarismus und Anti-Militarismus. In: Ders. (1958a), 247–456.
- Lievens, Filip, Gret van Hoye & Bert Schreurs (2005): Examining the relationship between employer knowledge dimensions and organizational attractiveness: An application in a military context. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 78, 553-572.
- Linke, Angelika (2004): Das Unbeschreibliche. Zur Sozialsemiotik adeligen Körperverhaltens im 18. und 19. Jahrhundert. In: Constanze/Wienfort (2004), 247-268.
- Lippert, Ekkehard & Rosemarie Zabel (1977): Bildungsreform und Offizierkorps. *Berichte des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr*, Heft 3: 49-156.
- Lippert, Ekkehard & Günther Wachtler (1982): Militärsoziologie – eine Soziologie nur für den Dienstgebrauch? In: Beck (1982), 335-355.
- Lippert, Ekkehard (1988): Soldat – Ein „kühler“ Beruf? SOWI-Arbeitspapier Nr. 11. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Loquai, Heinz & Jürgen Schnell (1980): Militärorganisation. In: Grochla (1980), 1324-1336.
- MacGregor Burns, James (1978): Leadership. New York: Harper & Row.
- Mangan, J. A. (Hg.) (2003a): Militarism, Sport, Europe: War Without Weapons. London: Cass.
- Mangan, J. A. (2003b): Epilogue. Many Mansions and Many Architectual Styles. In: Ders. (2003a), 281-286.
- Mannheim, Karl (1964 [1927]): Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Herausgegeben von Kurt Wolf. Neuwied, Berlin.
- Marx, Karl & Friedrich Engels (1956/90): Werke (MEW). Berlin: Dietz.
- Marx, Karl (1956 [1843]): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts. In: MEW, Band 1, 203-333.
- Marx, Karl (1961 [1849]): Lohnarbeit und Kapital. In: MEW, Band 6, 397-423.
- Marx, Karl (1962 [1875]): Kritik des Gothaer Programms. In: MEW, Band 19, 13-32.
- Mazur, Allan, Julie Mazur & Caroline Keating (1984): Military Rank and Physical Features. *American Journal of Sociology*, 90, 125-150.

- Meyer, Georg-Maria (2004): Soldatenfamilien. In: Gareis/Klein (2004): 539-550.
- Meyer, Georg-Maria (2005): „Stillgestanden!“ – Eine soziologische Annäherung an militärische Rituale. In: Collmer/Kümmel (2005), 109-122.
- Michels, Robert (1989 [1911]): Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Stuttgart: Kröner.
- Mills, C. Wright (1956): The Power Elite. New York: Oxford University Press.
- Moelker, René (2003): The last knights. A preliminary study of the developments in the habitus of the Cadets' Corps. In: Kirkels/Klinkert/Moelker (2003), 81-99.
- Mosca, Gaetano (1950 [1896]): Die herrschende Klasse. München: Lehnen. (ital.: *Elementi di scienza politica*).
- Müller, Florian, Martin Elbe & Ylva Sievi (2006): „Ich habe mir einfach einen kleinen Dienstplan für das Studium gemacht“ – Zur alltäglichen Lebensführung studierender Offiziere. In: v. Hagen (2006), 189-217.
- Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münkler, Herfried (1991): Die Idee der Tugend. Ein politischer Leitbegriff im vorrevolutionären Europa. *Archiv für Zeitgeschichte*, 73, 2: 379-403.
- Münkler, Herfried (Hg.) (1992a): Die Chance der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie. München: Piper.
- Münkler, Herfried (1992b): Politische Tugend: Bedarf die Demokratie einer sozio-moralischen Grundlegung? In: Ders. (1992a), 25-47.
- Münkler, Herfried (1998): Tugend und Markt: Die Suche nach Funktionsäquivalenten für die sozio-moralischen Voraussetzungen einer freiheitlich verfassten Ordnung. In: Kaelble/Schriewer (1998), 103-114.
- Münkler, Herfried (2006): Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Murray, Williamson (1999): Does Military Culture Matter? *Orbis* 43 (1): 27-42.
- Naumann, Klaus (2000): Negative Tradition und doppelter Blick – Überlegungen zu einem reflexiven Traditionsverständnis. In: Prüfert (2000), 46-56.
- Naumann, Klaus (1994): Die Bundeswehr in einer Welt im Umbruch. Berlin: Siedler.
- Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Nedelmann, Brigitta (Hg.) (1995): Politische Institutionen im Wandel. *KZfSS* Sonderheft 35. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Neidhardt, Friedhelm (1986): Gewalt. Soziale Bedeutungen und sozialwissenschaftliche Bedingungen eines Begriffs. In: Bundeskriminalamt (Hg.) (1986): 109-147.
- Neumann, Sigmund & Mark von Hagen (1986): Engels and Marx on Revolution, War and the Army in Society. In: Paret et. al. (1986), 262-280.
- Nohlen, Dieter & Rainer-Olaf Schultze (Hg.) (1995): Lexikon der Politik. Band I Politische Theorien. München: Beck.
- Ouellet, Eric (Hg.) (2005a): New Directions in Military Sociology. Whitby: de Sitter.
- Ouellet, Eric (2005b): New Directions in Military Sociology. In: Ders. (2005a), 1-36.
- Pareto, Vilfredo (1955 [1916]): Allgemeine Soziologie. Tübingen: Mohr (ital.: *Trattato di sociologia generale*).
- Paris, Rainer (2005): Normale Macht. Soziologische Essays. Konstanz: UVK.
- Parkin, Frank (1971): Class Inequality and Social Order. Social Stratification in Capitalist and Communist Countries. London: Mac Gibbon & Kee.
- Passett, Peter & Emilio Modena (Hg.) (1983): Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht. Basel: Stroemfeld.
- Peter, Lothar (2004): Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt. In: Steinrücke (2004), 48-73.
- Picht, Georg (Hg.) (1966): Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr. Witten, Berlin: Eckart.
- Piecha, Thorsten (2006): Normensetzung und soziale Kontrolle im Ausbildungsaltag der Bundeswehr. Eine Replikationsstudie zu Hubert Treibers Wie man Soldaten macht. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Platon (1978): Der Staat. Leipzig: Reclam.
- Platon (1994): Timaios, Kritias, Minos, Nomoi. Reinbek: Rowohlt.
- Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. Tübingen: Mohr.
- Prinz, Michael & Rainer Zitelmann (Hg.) (1994): Nationalsozialismus und Modernisierung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchhandlung.
- Prüfert, Andreas (Hg.) (2000): Bundeswehr und Tradition - Zur Debatte um das künftige Geschichts- und Traditionsverständnis in den Streitkräften. Baden-Baden: Nomos.
- Puzicha, Klaus & Hermann Flach (1977): Wehrdevianz. In: Zoll et al. (1977), 320-327.
- Restorff, W. (1990): Sport in der Bundeswehr als Mittel zum Zweck. *Wehrmedizinische Monatsschrift*, 34, 9: 438.
- Rockenbach, Helga (1983): Komponenten der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Integration der Bundeswehr. München: SOWI.

- von Rosen, Claus (1982): Wolf Graf Baudissin zum 75. Geburtstag. In: Bührle/v. Rosen (1982), 7-40.
- de Saint-Simon, Claude-Henri (1957): Ausgewählte Texte. Jean Dautry (Hg.), Berlin: Rütten & Loening.
- de Saint-Simon, Claude-Henri (1821): Le Politique, 13-19. In: de Saint-Simon (1957), 134-135.
- Sasson-Levy, Orna (2003): Frauen als Grenzgängerinnen im israelischen Militär: Identitätsstrategien und -praktiken weiblicher Soldaten in „männlichen“ Rollen. In: Seifert/Eifler (2003), 74-101.
- Scharenberg, K. (1984): Sport als Aufgabe. Die Sportausbildung in der Bundeswehr. *Truppenpraxis*, 28: 14-16.
- Schiesser, Sylvia (2001): Die ‚Soldatin‘ in den Printmedien der Bundeswehr: Eine inhaltsanalytische Untersuchung. In: Kümmel (2001), 169-200.
- Schmidt-Ahmad, Fabian (2005): Der Militärdienst im allgemeinen Individualisierungsprozeß – Anmerkungen zur Wehrpflichtdebatte. In: v. Hagen/Kilian, 110-130.
- Schneiderhan, Wolfgang (2004): Innere Führung – hoher Anspruch an die Praxis. In: Kutz (2004), 177-185.
- Schössler, Dietmar (1977): Militärische Elite. In: Zoll/Lippert/Rössler (1977), 181-184.
- Schubert, Wolfgang & Bernhard Gertz (1995): Soldatenlaufbahnverordnung. Kommentar. 4. Auflage. Berlin, Bonn, Regensburg: Walhalla.
- Schultze-Rhonhof, Gerd (1997): Wozu noch tapfer sein? Gräfelfing: Resch.
- Schumpeter, Joseph (1918/19): Zur Soziologie der Imperialismen. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 46, 1-39 und 275-310.
- Schwingel, Markus (1993): Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus. Hamburg: Argument.
- Segal, Mady (1986): The Military and the Family as Greedy Institutions. *Armed Forces & Society*, 13, 1: 9-38.
- Seifert, Ruth (1992): Frauen, Männer und Militär (II): Vier Thesen zur Männlichkeit (in) der Armee. SOWI-Arbeitspapier, Nr. 61. München: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Seifert, Ruth (1995): Destruktive Konstruktionen. Ein Beitrag zur Dekonstruktion des Verhältnisses von Militär, Nation und Geschlecht. In: Haas (1995), 157-187.
- Seifert, Ruth (1996): Militär, Kultur, Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen: Temmen.
- Seifert, Ruth (1999): Militär und Geschlechterverhältnis. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte. In: Eifler/Seifert (1999), 44-70.

- Seifert, Ruth & Christine Eifler (Hg.) (2003): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern im Militär. Königstein: Helmer.
- Seyfahrth, Constanz (1989): Über Max Webers Beitrag zur Theorie professionalen Beruflichen Handelns, zugleich eine Vorstudie zum Verständnis seiner Soziologie als Praxis. In: Weiss (1989), 371-405.
- Shatan, Chaim (1983): Militarisierte Trauer und Rachezeremoniell. In: Passett/Modena (1983), 220-249.
- Shaw, Martin (1991): Post-Military Society. Militarism, Demilitarization, and War at the End of the Twentieth Century. Cambridge: Polity Press.
- Sicherman, Harvey (1999): The Future of American Military Culture. *Orbis* 43 (1): 9-10.
- Simmel, Georg (1968 [1908]): Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Smith, Adam (1974 [1776]): Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. München: (engl.: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*).
- Snider, Don (2000): America's Postmodern Military. *World Policy Journal*, (Spring), 47-54.
- Snyder, Claire (2003): The Citizen-Soldier Tradition and Gender Integration of the U.S. Military. *Armed Forces & Society*, 29, 2: 185–204.
- Soeffner, Hans-Georg (1992): Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags II. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Soeters, Joseph (2000): Culture in Uniformed Organizations. In: Ashkanasy/Wilderom/Peterson (2000), 465-481.
- Soeters, Joseph, Donna Winslow & Alise Weibull (2003): Military Culture. In: Caforio (2003), 237-254.
- Sofsky, Wolfgang (1994): Zivilisation, Organisation, Gewalt. *Mittelweg* 36, 3, 2: 57-67.
- Sombart, Werner (1913): Krieg und Kapitalismus; Bd. II der Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus. München; Leipzig: Duncker & Humblot.
- Spencer, Herbert (1887 [1885³]): Die Principien der Sociologie. Bd. II. Stuttgart: Schweizer'sche Verlagsbuchhandlung.
- Spengler, Oswald (1922): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. München: C.H. Beck.
- Staehle, Wolfgang (1994): Management. Eine verhaltenswissenschaftliche Perspektive. München: Vahlen.

- Stammer, Otto (1965): Politische Soziologie und Demokratieforschung. Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Soziologie und Politik. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stauf, Wolfgang (1990): Wehrdisziplinarordnung. Baden-Baden: Nomos.
- von Stein, Lorenz (1921 [1850]): Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. München: Drei Masken.
- Stein, Hans-Peter (1984): Symbole. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (1984), 27-125.
- Steinrücke, Margareta (Hg.) (2004): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Steinvorth, Ulrich (1981): Stationen der politischen Theorie. Stuttgart: Reclam.
- Stouffer, Samuel et. al. (1949): Studies in Social Psychology in World War II. 3 Bd., Princeton.
- Stumpf, Reinhart (1978): Zur Wortgeschichte von ‚Militär‘ und ‚Miliz‘. In: Brunner et al. (1978), 2-7.
- Swidler, Ann (1986): Culture in Action: Symbols and Strategies. *American Sociological Review* 51, 2, 273-286.
- Thielen, Hans-Helmut (1970): Der Verfall der Inneren Führung. Politische Bewußtseinsbildung in der Bundeswehr. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Tiryakan, Edward (2000): Krieg – Die verborgene Seite der Moderne. In: Knöbl/Schmidt (2000), 194-213.
- de Tocqueville, Alexis (1976 [1848]): Über die Demokratie in Amerika. München, 1976 (frz.: *De la démocratie en Amérique*).
- Tomforde, Maren (2006): „Einmal muss man schon dabei gewesen sein ...“ – Auslandseinsätze als Initiation in die ‚neue‘ Bundeswehr. In: v. Hagen (2006), 101-122.
- Tönnies, Ferdinand (2005 [1887/1935]): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Trost, Edgar (1999): Die Rommelkaserne – oder Geschichtsbereinigung durch den Kulturstaatsminister? Die *Gebirgstruppe* 48, 2: 5.8.
- von Trotha, Trutz (1995): Ordnungsformen der Gewalt oder Aussichten auf das Ende des staatlichen Gewaltmonopols. In: Nedelmann (1995), 129-166.
- von Trotha, Trutz (1997a) (Hg.): Soziologie der Gewalt. *KZfSS* Sonderheft 37. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- von Trotha, Trutz (1997b): Zur Soziologie der Gewalt. In: Ders. (1997a), 9-56.

- Trice, Harrison & Janice Beyer (1984): Studying Organizational Cultures through Rites and Ceremonials. *Academy of Management Review* 9: 653-669.
- Vagts, Alfred (1967 [1937]): A History of Militarism, Civilian and Military. New York: Free Press.
- Virchow, Fabian (2005): Favoring a Societal Turn in Military Sociology. In: Ouellet (2005), 37-60.
- Vlachová, Marie (Hg.) (1998): The European Military in Transition: Armed Forces in Their Social Context. Baden-Baden: Nomos.
- Vogt, Wolfgang (Hg.) (1983): Sicherheitspolitik und Streitkräfte in der Legitimitätskrise. Analysen zum Prozeß der Delegitimierung des Militärischen im Kernwaffenalter. Baden-Baden: Nomos.
- Vogt, Wolfgang (Hg.) (1988): Militär als Lebenswelt. Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft (II). Opladen: Leske & Budrich.
- Voss, Tobias (1988): Zur Psyche des Kriegers. In: Krippendorff (1988), 33-60.
- Wachtler, Günther (Hg.) (1983a): Militär, Krieg, Gesellschaft. Texte zur Militärsoziologie, Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Wachtler, Günter (1983b): Militärsoziologie als historische Gesellschaftstheorie. In: Ders. (1983a), 7-26.
- Wachtler, Günther (1983c): Struktur- und Funktionswandel der Streitkräfte. Eine gesellschaftstheoretische Neuorientierung der Militärsoziologie. In: Vogt (1983), 59-77.
- Wachtler, Günther (1986): Abschreckung als Beruf. Ansätze einer berufssoziologischen Analyse des Offizierberufs. In: Vogt (1986a), 209-221.
- Waldmann, Peter (1995): Politik und Gewalt. In: Nohlen/Schultze (1995), 430-435.
- Weber, Max (1972 [1921]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1985 [1922]): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1988a [1920]): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen, Mohr.
- Weber, Max (1988b [1905]): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Ders. (1988a), 17-206.
- Weber, Max (1988c [1922]): Gesammelte politische Schriften. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1992 [1919]): Politik als Beruf. Stuttgart: Reclam.
- Weber, Max (1995 [1919]): Wissenschaft als Beruf. Stuttgart: Reclam.
- Weiss, Johannes (Hg.) (1989): Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Wette, Wolfram (1998): Wehrmachtstraditionen in der Bundeswehr. Deutsche Machtpphantasien im Zeichen der Neuen Militärpoltik und des Rechtsradikalismus. In: Klotz (1998a), 126-154.
- Werkner, Ines-Jacqueline (2005): Wehrsysteme. In: Leonhard/Werkner (2005), 91-113.
- Wiedenhofer, Siegfried (1990): Tradition, Traditionalismus. In: Brunner et al. (1972-1990), 607-650.
- von Wiese, Leopold (1950): Die Sozialwissenschaften und die Fortschritte der modernen Kriegstechnik. Mainz; Wiesbaden: Akademie der Wissenschaften und der Literatur / Steiner.
- Wiesendahl, Elmar (1983): Legitimations- und Legitimitätsaspekte des Militärischen in der Demokratie. Ein Beitrag zur Legitimitätsdiskussion. In: Vogt (1983), 141-166.
- Wiesendahl, Elmar (1997): Mehr Glanz und Gloria? Die Strukturreform der Bundeswehr aus der Elitenbildungsperspektive. In: Klein/Zimmermann (1997), 27-41.
- Willmann, Helmut (1997): Das zukünftige Deutsche Heer. *Europäische Sicherheit*, 3: 8-14.
- Wilson, James (1989): What Government Agencies Do and Why They are Doing It. New York: Basic Books.
- Windolf, Paul (1981): Berufliche Sozialisation – Zur Produktion des beruflichen Habitus. Stuttgart: .
- Wobbe, Theresa (1993): Die Grenzen des Geschlechts: Konstruktionen von Gemeinschaft und Rassismus. *Mitteilungen des Instituts für Sozialforschung*, Heft 2, Frankfurt.
- Wohlfel, Rainer (1993): Militärgeschichte. Zu Geschichte und Problemen einer Disziplin der Geschichtswissenschaft (1952-1967). *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 52, 2: 323-344.
- Zoll, Ralf (2003) Militär und Gesellschaft in Deutschland 1945 – 2000, in: Kümmel/Collmer (2003), 185-198.

Sonstige Quellen:

- Bundesministerium der Verteidigung (1957): Handbuch Innere Führung. Hilfen zur Klärung der Begriffe. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1965): Bundeswehr und Tradition. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1972): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1, Hilfen für die Innere Führung. Bonn.

- Bundesministerium der Verteidigung (1982): Richtlinien zum Traditionsvorstandnis und zur Traditionspflege in der Bundeswehr. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1983): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/8, Militärische Formen und Feiern der Bundeswehr. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1985a): Schriftenreihe Innere Führung. Beiheft 1/85 zu „Information für die Truppe“. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1985b): Von Himmerod bis Andernach. Dokumente zur Entstehungsgeschichte der Bundeswehr. *Schriftenreihe Innere Führung*, Beiheft 4/85 zu „Information die Truppe“. Bonn: 50-62.
- Bundesministerium der Verteidigung (1985c): Weißbuch 1985. Zur Lage und Entwicklung der Bundeswehr. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1992): Verteidigungspolitische Richtlinien. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1993): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1, Innere Führung. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1994a): Weißbuch zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage der Bundeswehr. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung, Inspekteur des Heeres (1994b): Anforderungen an den Offizier des Heeres. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1997): 1000 Stichworte zur Bundeswehr. Hamburg; Berlin; Bonn: Mittler.
- Bundesministerium der Verteidigung, Inspekteur des Heeres (1998a): Leadership. Der militärische Führer im Einsatz – Forderungen für Ausbildung und Erziehung. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1998b): Heeresdienstvorschrift (HDv) 100/200 „Führungsunterstützung im Heer“ (TF/U). Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1998c): Heeresdienstvorschrift (HDv) 100/900 „Führungsbegiffe“. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (1999): Innere Führung. Der Soldat in der Demokratie. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (2000): Truppenführung (TF). Heeresdienstvorschrift (HDv) 100/100. Bonn.
- Bundesministerium der Verteidigung (2003): Verteidigungspolitische Richtlinien. Berlin.
- Bundesministerium der Verteidigung (2004): Grundzüge der Konzeption der Bundeswehr. Berlin.
- Bundesministerium der Verteidigung (2006): Weißbuch 2006 zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr. Berlin.

- Bundesministerium der Verteidigung (2008): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1 Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr. Berlin.
- Bundesministerium der Verteidigung: Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 37/10 „Anzugsordnung der Bundeswehr“. Berlin.
- Deutscher Bundestag (1997): Unterrichtung durch den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Jahresbericht 1996 (BT Drucksache 13/7100).
- Deutscher Bundestag (2004): Unterrichtung durch den Wehrbeauftragter des Deutschen Bundestags Jahresbericht 2003.
- Marineschule Mürwik (2002): ... gewusst wie! ... gewusst was! Ratschläge und Leseempfehlungen für Offizieranwärter und Offiziere.
- Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.) (1984): Symbole und Zeremoniell in deutschen Streitkräften vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Herford; Bonn: Mittler.
- Offizierschule des Heeres (ohne Datum): Stil und Formen (ohne Ort).
- Offizierschule der Luftwaffe (2003): Stil und Formen. Gute Umgangsformen im Offizierkorps.
- Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr (2006): Jahresbericht 2006. Strausberg.

Sozialtheorie



ULLRICH BAUER, UWE H. BITTLINGMAYER,
CARSTEN KELLER, FRANZ SCHULTHEIS (HG.)
Bourdieu und die Frankfurter Schule
Kritische Gesellschaftstheorie im Zeitalter
des Neoliberalismus

März 2012, ca. 350 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1717-7



WOLFGANG BONSS, LUDWIG NIEDER,
HELGA PELIZÄUS-HOFFMEISTER
Handlungstheorie
Eine Einführung

März 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1708-5



CHIMAIRA – ARBEITSKREIS
FÜR HUMAN-ANIMAL STUDIES (HG.)
Human-Animal Studies
Über die gesellschaftliche Natur
von Mensch-Tier-Verhältnissen

Oktober 2011, 424 Seiten, kart., zahlr. Abb., 24,80 €,
ISBN 978-3-8376-1824-2

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Sozialtheorie



BERND DOLLINGER, FABIAN KESSL,
SASCHA NEUMANN, PHILIPP SANDERMANN (Hg.)
Gesellschaftsbilder Sozialer Arbeit
Eine Bestandsaufnahme

April 2012, ca. 230 Seiten, kart., ca. 26,80 €,
ISBN 978-3-8376-1693-4



HERBERT KALTHOFF, UWE VORMBUSCH (Hg.)
Soziologie der Finanzmärkte

April 2012, ca. 300 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1806-8



STEPHAN MOEBIUS, SOPHIA PRINZ (Hg.)
Das Design der Gesellschaft
Zur Kultursoziologie des Designs

Februar 2012, ca. 420 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1483-1

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Sozialtheorie

FRITZ BÖHLE, SIGRID BUSCH (Hg.)
Management von Ungewissheit
Neue Ansätze jenseits von Kontrolle und Ohnmacht
März 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 27,80 €,
ISBN 978-3-8376-1723-8

PRADEEP CHAKKARATH,
DORIS WEIDEMANN (Hg.)
Kulturpsychologische Gegenwartsdiagnosen
Bestandsaufnahmen zu Wissenschaft und Gesellschaft
Februar 2012, ca. 226 Seiten, kart., ca. 25,80 €,
ISBN 978-3-8376-1500-5

MARTIN GLOGER
Generation 1989?
Zur Kritik einer populären Zeitdiagnose
Februar 2012, ca. 318 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1961-4

LEON HEMPEL, MARIE BARTELS (Hg.)
Aufbruch ins Unversicherbare
Zum Katastrophendiskurs der Gegenwart
Februar 2012, ca. 350 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1772-6

BARBARA HENRY,
ALBERTO PIRNI (Hg.)
Der asymmetrische Westen
Zur Pragmatik der Koexistenz pluralistischer Gesellschaften
Februar 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 27,80 €,
ISBN 978-3-8376-1705-4

KONSTANTIN INGENKAMP
Depression und Gesellschaft
Zur Erfindung einer Volkskrankheit
Februar 2012, 370 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1930-0

VOLKHARD KRECH
Wo bleibt die Religion?
Zur Ambivalenz des Religiösen in der modernen Gesellschaft
Juli 2011, 296 Seiten, kart., zahlr. Abb., 28,80 €,
ISBN 978-3-8376-1850-1

SUSANNE LETTOW (Hg.)
Bioökonomie
Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper
März 2012, ca. 220 Seiten, kart., ca. 24,80 €,
ISBN 978-3-8376-1640-8

MATHIAS LINDENAU,
MARCEL MEIER KRESSIG (Hg.)
Zwischen Sicherheitserwartung und Risikoerfahrung
Vom Umgang mit einem gesellschaftlichen Paradoxon in der Sozialen Arbeit
März 2012, ca. 280 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1762-7

MAX MILLER
Sozialtheorie
Eine Kritik aktueller Theorieparadigmen.
Gesammelte Aufsätze
März 2012, ca. 300 Seiten, kart., ca. 27,80 €,
ISBN 978-3-89942-703-5

GERD SEBALD, RENÉ LEHMANN,
MONIKA MALINOWSKA,
FLORIAN ÖCHSNER,
CHRISTIAN BRUNNERT,
JOHANNA FROHNHÖFER
Soziale Gedächtnisse
Selektivitäten in Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus
Juli 2011, 258 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1879-2

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

